

Schriftenreihe



Mit der Herausgabe beauftragt:
Wolfgang Lutz, Michael Mitterauer, Sieglinde Rosenberger



Kompendium der Familien- forschung in Österreich 1999

*Compendium of Family Studies
in Austria 1999*

**Wolfgang Lutz
(Herausgeber/Editor)**

NR. 7, WIEN, 1999
ISBN 3-901668-17-9

Kompendium der Familienforschung in Österreich 1999
Compendium of Family Studies in Austria 1999

Wolfgang Lutz (Herausgeber / editor)

Schriftenreihe des ÖIF Nr. 7, Wien, 1999

ISBN 3-901668-17-9

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF);

Geschäftsführer: Helmuth Schattovits;

Mit der Herausgabe beauftragt:

Wolfgang Lutz, Michael Mitterauer, Sieglinde Rosenberger;

Lektorat: Martin Voracek;

Alle: Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien

Gestaltung, Layout und Grafik: Edith Vosta, 1050 Wien;

Druck: Melzer, 1140 Wien

Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) ist ein unabhängiges, gemeinnütziges Institut zur interdisziplinären wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Erforschung und Darstellung der Vielfalt und Veränderungen familialer Lebenswelten aus Sicht von Kindern, Frauen und Männern. Die wissenschaftliche Publikationstätigkeit des ÖIF besteht derzeit aus der Herausgabe der Schriftenreihe, der Hefte der Materialiensammlung und fallweisen „Working Papers“.

Die Hefte der Schriftenreihe werden nach wissenschaftlichen Kriterien von jeweils zwei Gutachtern evaluiert.

Für eine breitere Öffentlichkeit ist der 14tägig erscheinende Informationsdienst „beziehungsweise“ bestimmt.

Zu beziehen bei:

Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF),

Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien, Tel.: +43-1-535 14 54-19, Fax: +43-1-535 14 55

e-mail: edeltraud.puerk@oif.ac.at

**Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie
sowie der Bundesländer Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich,
Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Wien**

Inhalt / Content

Einleitung / <i>Introduction</i>	5
WOLFGANG LUTZ: Vorwort des Herausgebers / <i>Editor's Preface</i>	5
RUDOLF RICHTER: Wissenschaftliche Politikberatung im Bereich der Familie	7
HELMUTH SCHATTOVITS, IRENE KERNTHALER: Institutionalisierung der Familienforschung in Österreich	13
Wissenschaftliche Beiträge / <i>Scientific Contributions</i>	17
1. Is Pregnancy in Austria still a Reason for Marriage? <i>Ist Schwangerschaft in Österreich noch ein Grund zur Heirat?</i> CHRISTINAE PFEIFFER, WOLFGANG LUTZ, VERA NOVAK	17
2. Aufteilung von Familienarbeit als Gegenstand von Ungerechtigkeitswahrnehmungen und sozialen Konflikten: zur Bedeutung sozialer Vergleiche <i>Division of family work as a subject of perceptions of injustice and social conflicts: the role of social comparisons</i> GEROLD MIKULA, HERIBERT H. FREUDENTHALER	37
3. Familie, Partnerschaft und Lebensqualität Eine Sekundäranalyse mit LISREL <i>Family, Partnership and Quality of Life</i> <i>A Secondary Analysis using LISREL</i> WOLFGANG SCHULZ, MARKUS KIENBERGER	61
4. Liebe und Liebesentzug: Zur Rolle der Sexualität für Belohnung und Bestrafung <i>Love and Deprivation of Love: the Role of Sexuality as Reward or Punishment</i> KURT LOEWIT	83

5. Migrantenfamilien in Österreich – Integrationsprozesse und Zukunftsperspektiven <i>Migrant Families in Austria – Processes of Integration and Perspectives</i> PALOMA FERNÁNDEZ DE LA HOZ, JOHANNES PFLEGERL	97
6. Historische Familienforschung in Österreich – Anthropologische Orientierungen <i>Historical Family Research in Austria – Anthropological Orientations</i> MICHAEL MITTERAUER	113
7. What Do We Know About the Future Changes in the Proportions of Children and Elderly in Europe? <i>Was wissen wir über zukünftige Veränderungen in den Anteilen von Kindern und älteren Menschen in Europa?</i> WOLFGANG LUTZ, SERGEI SCHERBOV	123
Tätigkeitsbericht des ÖIF 1994-99 / <i>ÖIF Report of Activities 1994-99</i>	141
Daten und Grafiken zur Entwicklung der Familien in Österreich / <i>Data and Graphs on Family Trends in Austria</i>	183
Zu den Autoren	233

Editor's Preface / Vorwort des Herausgebers

The publication of this compendium marks the fifth anniversary of the foundation of the Institute for Family Studies in Austria. In 1994 this initiative was taken in Austria at the occasion of the International Year of the Family. The Institute serves as the focal point and facilitator of a broad array of research projects that follow different disciplinary paradigms in studying one phenomenon: the changing structures of the most intimate relationships and living arrangements in a modern post-industrial society. These are of paramount importance to individual wellbeing as well as to the future of society and this is why the inter-disciplinary analysis of this key issue deserves increased attention. We can also learn a lot from experiences and studies undertaken elsewhere. Since Austria is not an isolated island, changing family patterns can only be analysed successfully in an international perspective. In pursuit of this goal, the Austrian Institute for Family Studies recently also took on the co-ordination of the European Observatory on Family Matters which is funded by the European Commission. The present compendium is a modest attempt to inform an international audience about the research findings from Austria.

It contains two introductory statements on the institutional development of family studies in Austria and the role of science in advising policy, as well as seven scientific articles. These reviewed articles present a sample of research on family related issues presently conducted in Austria. Ranging from history to biology and from qualitative sociology to statistics and simulation they provide a flashlight of the colour and diversity of present family studies in Austria. They are published either in German or English with abstracts and figure/table headings in both languages. This part is followed by a report of the main activities of the Austrian Institute for Family Studies throughout its first five years of existence and a set of tables and graphs giving some key statistics of changing family patterns in Austria.

Die Ansätze der Familienforschung sind so bunt und zahlreich wie die zu erforschenden Familienmuster. So wie es die „Standardfamilie“ nie gab, gibt es auch keine Standardform der Analyse familialer Strukturen und Prozesse. Keine der traditionellen wissenschaftlichen Disziplinen hat die Familienforschung gepachtet oder würde zur Analyse dieses überaus komplexen und gleichzeitig für die einzelnen Individuen wie auch für die Gesellschaft so relevanten Phänomens Familie genügen. Die sieben wissenschaftlichen Artikel dieses Kompendiums spiegeln diese Vielfalt der wissenschaftlichen Ansätze.

Vielfalt der Ansätze heißt aber nicht, daß Familienforschung der Beliebigkeit überlassen bleibt. Im Gegenteil heißt es gerade, die besten und schärfsten Instrumente der modernen Wissenschaft einzusetzen. Das Objekt der Forschung sind letztlich Beziehung und Reproduktion, die für unsere menschliche Gesellschaft fundamentalsten sozialen, psychologischen, ökonomischen, biologischen und

demografischen Prozesse und Zusammenhänge. Beziehung ist zutiefst personaler und zugleich ökonomischer Natur. Sie geschieht zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Partnern und im weiteren Netzwerk der Verwandtschaft und Wahlverwandtschaft. Familiäre Beziehungen sind von höchster Intensität und daher von höchster persönlicher Bedeutung. Zugleich kann keine Gesellschaft ohne die Netze familialer Beziehungen bestehen. Reproduktion ist nicht nur biologischer sondern auch sozialer und kultureller Natur. Sie betrifft sowohl das Individuum wie die Gesellschaft. Durch sie entstehen neue Personen, die eigene Nachkommen und zugleich Mitglieder der Gesellschaft der Zukunft sind.

Angesichts dieser überragenden persönlichen und sozialen Bedeutung von intimer Beziehung und Generationenfolge ist es erstaunlich, wie wenig Aufmerksamkeit die Familienforschung bisher im Konzert der Wissenschaften erhielt. Vermutlich wurden diese Funktionen der Familien – ähnlich wie Fragen der Ökologie bis vor 20 Jahren – als eine selbstverständliche Voraussetzung angenommen, die keiner näheren Aufmerksamkeit bedurfte. Diese Selbstverständlichkeit gilt heute nicht mehr. Familiäre Strukturen befinden sich in einem ganz fundamentalen Wandel, dessen Ende offen ist. Die gegenwärtigen Veränderungen stellen sowohl die gewohnten Formen der Beziehungen in Frage wie auch Art und Ausmaß der Reproduktion. Auch wenn dies kein Grund zur Panik ist, so sollte es doch zumindest ein Grund zur verstärkten wissenschaftlichen Analyse der familialen Zusammenhänge und Prozesse sein. Das ÖIF und dieses Kompendium versuchen in Österreich einen kleinen Schritt in diese Richtung zu setzen.

Wolfgang Lutz

Research director ÖIF / Forschungsdirektor ÖIF (bis Mitte 1999)

Wissenschaft und Politikberatung im Bereich der Familie

Bislang verlief Forschung im wesentlichen disziplinorientiert, auch wenn verschiedene Disziplinen an einer Forschungsfrage arbeiten. Die typische Vorgangsweise ist zu fragen: Was sagt der Soziologe, die Psychologin, der Mediziner, die Ökonomin dazu. Dies ist eine im Grunde disziplinäre Orientierung.

Forschung, die politikberatend wirksam sein will, muss anders ansetzen, nämlich bei der Frage: Was ist das **Problem**? Das macht einen Unterschied. Das Problem muss nämlich in einem kommunikativen Prozess erarbeitet werden, und zwar zwischen den Wissenschaftlern vor allem aber auch mit dem Auftraggeber, der die Anfrage stellt und natürlich den Forschungssubjekten. Erst wenn das Problem identifiziert ist, können wissenschaftliche Verfahrensweisen zur Lösung entwickelt werden. Wissenschaft wird so als systematisches, methodisch und inhaltlich reflektiertes problem- und lösungsorientiertes Vorgehen verstanden. Diese Vorgehensweise verbindet unterschiedliche Phasen im Erkenntnisprozeß, sie hat als ihren zentralen Grundpfeiler empirische Forschung, deren einzelne Ergebnisse sie aber inhaltlich verknüpft und in die Beratung einfließen lässt. Um diesen eher umfassenden als partikularen Prozess zu beschreiben, spreche ich im folgenden von Familienwissenschaft, ein Begriff, der bislang eher programmatischen Charakter hat, aber auch im Bereich der Beschäftigung mit Familie immer stärker in den Vordergrund rückt (vgl. neuerdings Busch, Nauck, Nave-Herz 1999). Familienwissenschaft ist als Ziel zu verstehen, das durch umfassende Forschungsanstrengungen vorbereitet werden muss¹.

Wir können folgende drei Phasen einer solchen Vorgangsweise unterscheiden: Diagnose, Prognose und Lösung².

1. Diagnose

Diagnosen sind sehr sorgfältig zu treffen, und wahrscheinlich hat man bislang zu wenig auf sie wert gelegt. Diagnostik heisst für die Sozialwissenschaften zunächst das Problem zu identifizieren und möglichst detailliert die soziale Realität zu beschreiben. Eine gute Diagnostik kommt sehr nahe an die Wirklichkeit heran.

¹ Dies ist eine eigene Diskussion, die auf internationaler Ebene vermehrt diskutiert wird. Vgl. dazu den Gulbenkian Report über die Sozialwissenschaften, Wallerstein 1996.

² Diese Einteilung hat Ähnlichkeiten mit einer Vorgangsweise, wie sie in der Friedensforschung und Konfliktforschung getroffen wird. Vgl. Galtung 1998

Dies gelingt am besten in kommunikativer Auseinandersetzung mit den beteiligten Personen, also entweder mit denen, die das Problem als solches formulieren (z.B. Politiker, Verwaltung) als auch mit denen, die es (er)leben, den Betroffenen. Um dies zu gewährleisten sind qualitative fallspezifische Vorgangsweisen besonders geeignet, aber strukturierte Verfahren nicht ausgeschlossen.

Eine Diagnostik wird nicht nur Argumente von unterschiedlichen Standpunkten zusammenbringen, sie wird auch ins Detail gehen, das heißt, danach forschen, wie Familie gelebt wird, und zwar in unterschiedlichen sozialen Gruppen und in unterschiedlichen Konstellationen.

Ein zentrales Thema der Familienwissenschaft ist etwa die Frage, ob Familie an Wert verliert. Um diese Frage sinnvoll zu beantworten, müsste man zum Beispiel historische Bezugspunkte angeben, also von welcher Warte man Veränderungen ausdiagnostiziert. Zumeist geschieht dies vom „Höhepunkt“ der Kernfamilie im Jahrzehnt zwischen 1955 und 1965. Das sind aber 10 Jahre in einer einige hundert Jahre alten Geschichte der Familie. Die Relationen sind wichtig.

Weniger allgemein und aktueller Politik näher wäre etwa die Frage, welche familiären Konstellationen die Lebenssituation der Migranten in Österreich beeinflussen? Dies kann nur durch sehr sorgfältige Fallstudien geklärt werden, wie es etwa am Österreichischen Institut für Familienforschung in einem Projekt über Migrantenfamilien geschieht (siehe auch de la Hoz und Pfliegerl in diesem Band). Andere aktuelle politische Fragen, die zum Bereich der Familienwissenschaften gehören, wären, warum Partnerschaften lange dauern (zum Unterschied auf den Fokus von Trennung), oder welche Lebensformen Singles haben werden, wenn sie zu alten Singles geworden sind. Das verlangt Kenntnisse darüber, wie Singles ihre Leben wahrnehmen und konstruieren. (vgl. dazu Kern 1998)

Auch komplexere statistische Modelle können zur Diagnostik herangezogen werden, wie etwa die Frage des Partnerschaftsverlaufs in verschiedenen Generationen, wie sie im Familien- und Fertilitätssurvey am ÖIF (Doblhammer et al. 1997) erhoben wurde (vgl. auch Pfeiffer u.a. in diesem Band). Bei einer Fragestellung, warum Geburten zurückgehen – eine Fragestellung, die noch präziser entwickelt werden sollte, ganz im Sinne: was ist eigentlich das Problem? – müssten ebenfalls in diagnostischer Weise die Entscheidungsstrukturen erhoben werden. Statistische Modelle und fallspezifische Rekonstruktionen ergänzen dabei einander.

Gute Diagnostik, das weiß jeder Arzt, ist Voraussetzung für den weiteren Verlauf eines Geschehens und der Therapie.

Prognose

An die Diagnostik schließt sich die Prognose an: wie wird sich das Problem weiterentwickeln? Gerade dazu ist in der Wissenschaft viel diskutiert worden. Generell ist man wohl der Meinung, dass Prognosen, die tatsächlich eintreffen, kaum möglich sind, weil die Verlautbarung der Prognose selbst den Gang der Dinge beeinflusst. Prognosen sollte man eher als mögliche Szenarien verstehen, sicherlich mit unter-

schiedlicher Wahrscheinlichkeit des Eintreffens, nicht aber als gleichsam naturgesetzliche Notwendigkeiten. Solche Szenarien können in der Wissenschaft auf unterschiedliche Weise entwickelt werden. Am gebräuchlichsten sind komplexe statistisch-mathematische Modelle. Diese erlauben einige Variable zusammenzustellen und ihre interdependenten Entwicklungen zu verfolgen. Es ist aber auch möglich, fallstudienorientiert prognostisch tätig zu sein, wenn darin die Konstruktionsprinzipien des sozialen Phänomens entwickelt worden sind. Wenn man weiß, wie Menschen ihre Wirklichkeit konstruieren, dann hat man auch das Material in der Hand, um Möglichkeiten der Wirklichkeitskonstruktion zu beschreiben.

Am Österreichischen Institut für Familienforschung wurde etwa das Modell FAMSIM (Lutz 1997) basierend auf repräsentativen Daten entwickelt. Dieses Modell kann prognostizieren, wie sich Familienformen in den nächsten Jahrzehnten entwickeln werden, vor allem kann es verschiedene Szenarien entwerfen. Ebenso kann quantitativ leicht prognostiziert werden, wie sich die Geburtenrate entwickeln wird, wenn man weiß, wieviele Frauen in das gebärfähige Alter kommen und die Vorstellungen von der optimalen Größe von Familie kennt. Natürlich sind auch hier noch intervenierende Variable einzufügen.

Man kann aber auch auf qualitativen Arbeiten basierend Szenarien entwickeln. So kann man auf Erfahrungen von Professionisten zurückgreifen, zum Beispiel von Familienberatern, um Charakteristika familialer Entwicklung herauszuarbeiten (vgl. etwa das Projekt „Schätze heben“ des Österreichischen Instituts für Familienforschung, 1998) Beschäftigt man sich mit Migrantenfamilien und kennt deren Konstruktionsprinzipien, so kann man sehr gut vorhersagen, welche Probleme im österreichischen Rechtssystem entstehen werden (Pflegerl 1996). Zieht man diese Konstruktionsprinzipien der Wirklichkeitswahrnehmung heran, hat man auch einen guten Ausgangspunkt für die dritte Strategie der Forschung, die Lösungsorientierung.

Lösung

Wissenschaft, die für die Gesellschaft verwertbar ist, sollte auch lösungsorientiert sein. Das heißt, sie muss angeben können, wie das Problem, das in der Phase der Diagnose identifiziert wurde, auch gelöst werden kann. Dieser Teil wurde in der Wissenschaft, vor allem in der Sozialwissenschaft am seltensten behandelt. Die Naturwissenschaft hat die Technologie, in der ihre Erkenntnisse angewandt werden. In den Sozialwissenschaften ist dieser Bereich weniger klar und auch weniger zentral. Es gibt zwar so etwas wie eine Sozialtechnologie, doch sie stößt nicht nur auf Probleme der Variabilität und Historizität menschlichen Verhaltens³, sondern auch auf ethische Probleme.

Als lösungsorientiert versteht sich auch Aktionsforschung, wo mit den

³ vgl. die klassische, aber immer wieder bedenkswerte Diskussion, die Habermas mit seiner Einteilung verschiedener Erkenntnisinteressen angeregt hat. Habermas 1971

Betroffenen an der Veränderung ihrer Situation gearbeitet wird. Aktionsforschung hat aber meist stark politisch agitatorischen Charakter. Am ehesten findet sich die Lösungsorientierung in personenbezogenen Wissenschaften wie der Psychologie, wo man statt Lösung Therapie oder Beratung setzen könnte.

Ein erfolgversprechender Ansatz einer lösungsorientierten Wissenschaft liegt in der Beratung von Organisationen. Den Organisationsbegriff möchte ich hier sehr weit verstehen, von Privatfirmen bis hin zu Regierungen. Die anwendungsorientierte Wissenschaft muß Wege finden, wie ihre Erkenntnisse in das soziale Feld einzubringen sind, das sie untersucht hat. Dabei geht es weniger darum, zu sagen was zu tun ist, sondern im sozialen Feld so zu intervenieren, dass es das Problem selbst lösen kann. Für diese Intervention bedarf es einer guten Vorstellung vom sozialen Feld und auch eines theoretischen Grundlagenwissens (z.B. systemtheoretischen⁴) über das Funktionieren von sozialen Feldern.

In der Familienwissenschaft bieten sich zahlreiche Ansätze für Lösungsorientierung an. Der wohl bekannteste und gebräuchlichste ist sicherlich der therapeutisch beratende Bereich. Daneben gibt es aber auch unzählige Möglichkeiten, wo Familienwissenschaft lösungsorientiert eingreifen kann. Ich verweise wiederum auf einige Beispiele aus dem Österreichischen Institut für Familienforschung. Dazu gehört das Projekt „Love Talks“ über Sexualerziehung (siehe auch Loewitt in diesem Band), dazu gehören aber auch die Workshops mit Sozialarbeitern im Projekt über Migrantenfamilien in Wien, die erlauben, gemeinsam mit Sozialarbeitern auf der Grundlage von wissenschaftlichen Ergebnisse Lösungsansätze zu erarbeiten. Sicher wäre ein nächster Schritt auch Migrantenfamilien selbst in solche Workshops einzubeziehen. Beispiele für Lösungsvorschläge für die „große Politik“ sind schwerer zu finden. Das hängt damit zusammen, dass oft die Phase der Problemdefinition zu kurz kommt und Politik selbst diszipliniert denkt und an raschen Informationen interessiert ist. Machbarkeitsstudien (vgl. Kinderbetreuungsscheckstudie 1999) sind Vorstufen einer Lösungsorientierung.

Ich denke, dass sich Lösungsorientierung vor allem auf der Ebene der Professionalisten stellt, die tatsächlich in der Praxis stehen, vor allem an Berufe im sozialen Dienstleistungssektor und im öffentlichen Bereich eher auf der Verwaltungsebene als auf der diskursiven Ebene hoher Politik.

Kommunikativität als Wissenschaftskriterium

Es ist klar, dass diese Aufgaben einer anwendungsorientierten Familienwissenschaft ein bestimmte Konzeption von Wissenschaft verlangen. Zunächst sind gut ausge-

⁴ über systemtheoretische Vorgangsweisen wird fast schon ein sektenartiger Kult betrieben, der einem rationalen Wissenschaftler skeptisch stimmen muss. Es bleibt aber sicherlich die Erkenntnis, dass hier ein erfolgversprechender Ansatz für humane Interventionen in Organisationen geliefert wird. Aus der Fülle der zu diesem Thema existierenden Literatur, sei nur auf das Grundlagenwerk Luhmanns „Soziale Systeme“, 1984 verwiesen

bildete und in den Spezialwissenschaften bewanderte Personen notwendig. Es wäre völlig verfehlt, würde man auf diese Ausbildung verzichten. Zum anderen sind Personen notwendig, die kommunikative Fähigkeiten besitzen. Kommunikativität wird zu einem neuen Grunderfordernis anwendungsorientierter Wissenschaft und nimmt einen gleichwertigen Standort mit Intersubjektivität und Nachvollziehbarkeit als Grundprinzip der Wissenschaft ein.

Kommunikativität wird als zentraler Bestandteil des Forschungsprozesses in all seinen Phasen angesehen (Lamneck 1995). Diese ist in der Phase der Diagnose und Problemfindung unablässig, fast weniger notwendig in der Prognose, stark aber wieder in der Phase der Lösungsorientierung. Familienwissenschaft, die brauchbar für die Gesellschaft sein will, muss in den Kommunikationsprozess nicht nur mit ihrem Forschungsgegenstand – den Familien – treten, sondern mit denen, die Entwicklung von Familie bestimmen. Das sind für mich drei große Bereiche: der Bereich der sogenannten Praktiker im Dienstleistungssektor, der Politikbereich und der Wirtschaftsbereich.

Praktiker im Dienstleistungssektor, von Krankenschwestern, Sozialarbeitern bis zu Tagesmüttern oder auch Verteilern von „Essen auf Rädern“, sind im täglichen Leben mit familienbezogenen Problemen (Besuchsgewohnheiten, Verwandtschaftsverhältnissen, Familienzwistigkeiten, Beziehungsproblemen usw.) konfrontiert. Diese sind vielfältig und kaum mit der Kenntnis allgemeiner Familienstrukturen zu behandeln. Hier braucht man konkrete Interventionsangaben. Praktiker verfügen aber auch über außerordentlich viele nützliche Kenntnisse für die Familienwissenschaft selbst.

Der Politikbereich ist sehr weit zu stecken. Familien werden nicht nur von Familienpolitik selbst betroffen, sondern etwa von Umwelt-, Wohnungs-, Verkehrs- und Bildungspolitik. Hier sind kommunikative Beziehungen zu den handelnden Personen wichtig, um deren Sicht ihrer eigenen Handlungsweise zu erheben und sie mit einer Familienperspektive zu konfrontieren.

Schließlich ist auch die Wirtschaft ein Ansprechpartner, zum Beispiel in der Entwicklung familienrelevanter Wirtschaftsindikatoren. Auch dies kann nur in einem kommunikativen, und nicht verordnenden Prozess verwirklicht werden.

Kommunikativität ist ein zentraler Bestandteil moderner Sozialwissenschaft. Das nicht nur, um Validität der Erkenntnis, das heisst die Bindung wissenschaftlicher Resultate an die soziale Realität zu gewährleisten, sondern auch weil Kommunikation Bestandteil jedes sozialen Systems, auch der Wissenschaft ist, und deswegen nicht unkontrolliert in einem Erkenntnisprozess einfließen sollte, noch dazu, wenn es sich um soziale Systeme handelt.

Schluss

Familienwissenschaft mit ihrem zentralen Bestandteil der Familienforschung, sowohl in angewandter als auch in grundlagenorientierter Form, kann dazu beitragen, jene gesellschaftlichen Prozesse zu analysieren und jene Strategien zur Lösung

von Problemen aufzuzeigen, die sich aus den vielfältigen Interdependenzen von Familie zu den Werten einer Gesellschaft, zur Arbeitswelt, zur privaten und öffentlichen Umwelt, zum Beispiel auch zu den Medien zeigt. Moderne Familienwissenschaft, die beratenden Charakter hat, muss sich sorgfältiger Diagnose, kontingenter Prognose aber auch und vor allem der Entwicklung fundierter, langfristiger (sustainable ist hier ein Stichwort) praktikabler Lösungsmechanismen widmen. Dazu ist von einer disziplin- zu einer problem- und lösungsorientierten Wissenschaftsstrategie überzugehen (vgl. auch Langenhove 1999).

Rudolf Richter, Forschungsdirektor ÖIF (ab Mitte 1999)

Literatur:

- Busch, Friedrich W., Nauck, Bernhard, Nave-Herz, Rosemarie, Hg., Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft. Ergon Verlag, Würzburg 1999.
- Doblhammer, Gabriele, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer, Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Familienforschung, Materialiensammlung, Heft 2, Wien 1997.
- Galtung, Johan, Die andere Globalisierung. Perspektiven für eine zivilisierte Weltgesellschaft im 21. Jahrhundert. Agenda Verlag, Münster 1998.
- Habermas, Jürgen, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1971.
- Kern, Jutta, Singles, Westdeutscher Verl., Köln 1998.
- Lamneck, Siegfried, Qualitative Sozialforschung. Band 1 Methodologie, 3. Korr. Aufl., Weinheim 1995.
- Langenhove, Luk van, Rethinking the Social Sciences? A Point of View. Paper presented at the OECD Workshop on Social Sciences, Paris, April 1998.
- Luhmann, Niklas, Soziale Systeme, Suhrkamp, Frankfurt/main 1984.
- Lutz, Wolfgang, ed., FAMSIM-Austria. Feasibility Study for a Dynamic Microsimulation Model for Projections and the Evaluation of Family Policies., Schriftenreihe des Österreichischen Instituts für Familienforschung, Nr. 5, Wien 1997.
- Österreichisches Institut für Familienforschung, Schätze heben, Endbericht, Wien 1998.
- Österreichisches Institut für Familienforschung, Kinderbetreuungsscheck, Ergebnisbericht zum Projekt eines Kinderbetreuungsschecks und Analyse der Auswirkungen, (unveröffentl.)
- Pflegerl, Johannes, Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern. Schriftenreihe des österreichischen Instituts für Familienforschung, Nr. 2, Wien 1996.
- Wallerstein, Immanuel, et al. Open the social sciences-Report of the Gulbenkian Commission on Restructuring the Social Sciences. Stanford University Press, Stanford 1996.

Zum Werdegang der Institutionalisierung von interdisziplinärer Familienforschung in Österreich.

Erstmals in einer offiziellen Publikation des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie, Bundesministerin Dr. Marilies Flemming, wurde die Errichtung eines Österreichischen Institutes für Familienforschung im Österreichischen Familienbericht 1989 „Lebenswelt Familie“ gefordert.¹ Es ist auch der erste Familienbericht in dem das Thema Familienforschung behandelt wird und als eigenes Kapitel (S 13 bis 42) aufscheint. Johann Bacher hat sich darin mit methodischen Problemen auseinandergesetzt und Rosa C. Nowak eine empirische Bestandsaufnahme erarbeitet. Der Auslöser für obige Forderung war das auch während der Erstellung des Berichtes festgestellte Fehlen entsprechender Daten über die Komplexität von Familien, also der spezifischen Beziehungen und Verhältnisse zwischen den Geschlechtern und Generationen. Dieses Defizit wird auch verursacht durch die oft isolierte Betrachtung aus einer Wissenschaftsdisziplin und/oder nicht ausreichend entwickelter Methoden zur relevanten Erfassung der Wirklichkeiten. Weiters hat es an der kontinuierlichen Bearbeitung des Themas Familie und der erforderlichen Daten gemangelt – ganz anders im Bereich der Wirtschaftsforschung mit ihren einschlägigen Instituten, zusätzlich zu den wirtschaftswissenschaftlichen Universitäten, Fakultäten und Instituten. Diese unbefriedigende Situation wurde und wird dadurch verschärft, daß Familie zunehmend als Thema auch für die Politik relevant wird, aber kaum entsprechende Grundlagen für wissenschaftliche Politikberatung und politische Entscheidungen vorliegen. Gleichzeitig ist aber kaum ein Thema so emotional besetzt, wie die Familie. Jede/r hat eine Meinung zu Familie und eigene Erfahrungen, aber sehr oft wird vom eigenen Erleben auf die Allgemeinheit geschlossen. Auf dieser Ebene sind aber sachliche Diskussionen und konstruktive Lösungen schwer möglich. Ein entsprechendes Institut sollte Abhilfe schaffen und als Impuls für die Weiterentwicklung wirken.

Dieser Familienbericht 1989 war ein Auftragswerk, mit dem Institut für Ehe und Familie (IEF) als Werknehmer. Das IEF selbst geht auf eine Initiative der Synode der Erzdiözese Wien Anfang der 70er Jahre zurück, die damit eine wissenschaftliche Basis für die kirchliche Ehe- und Familienarbeit, insbesondere die Beratungstätigkeit, schaffen wollte. Erzbischof war damals Franz Kardinal König,

¹ Schattovits, H.: Versuch einer deutenden und bewertenden Bestandsaufnahme zur Familienpolitik sowie Beham, M., et al.: Folgerungen und Ausblick, beide in: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg): Lebenswelt Familie – Familienbericht 1989, Wien 1989

der dann 1976 als Vorsitzender der Bischofskonferenz die definitive Errichtung auch dem Staat gegenüber vornahm. Damit war in Österreich erstmals ein einschlägiges Institut errichtet, mit P. Alois Jäger, SJ, als erstem Direktor. Nach dessen Tod erfolgte 1983 die Bestellung von Helmuth Schattovits zum Direktor. Kardinal König und Bischof Bruno Wechner, zuständiger Referent der Bischofskonferenz, unterstützten die Weiterentwicklung durch verstärkte multidisziplinär-wissenschaftliche Orientierung und thematische Ausweitung der bisherigen Arbeit. In diesem Sinn wurde 1986 zum ersten Mal das interdisziplinäre Symposium Familienforschung in Strobl abgehalten, das seither jedes zweite Jahr stattfindet. Als ein Ergebnis ist die Österreichische Gesellschaft für interdisziplinäre Familienforschung (ÖGIF) 1988 gegründet worden.

Vom IEF war für die Begleitung der Erstellung des Familienberichtes ein Team eingeladen worden, das aus Martina Beham, Richard Gisser, Ludwig Reiter, Helmuth Schattovits (Koordinator) und Liselotte Wilk bestand. Dieses Team hat die Forderung nach Errichtung eines Familienforschungsinstitutes einvernehmlich in den Bericht aufgenommen.

Bald nach Erscheinen des Familienberichtes sind im Auftrag der damaligen Bundesministerin, Dkfm. Ruth Feldgrill-Zankl, von Leopold Wohlmann, zuständiger Sektionsleiter, Initiativen für gesetzliche Grundlagen zur Errichtung eines Österreichischen Institutes für Familienforschung ergriffen worden. Eine Einigung mit dem Bundesministerium für Finanzen konnte jedoch nicht erzielt werden.

Einen neuen, letztlich erfolgreichen Impuls erhielt die Idee eines Familienforschungsinstitutes durch das Nationalkomitee zur Vorbereitung und Durchführung des von der UNO ausgerufenen Internationalen Jahres der Familie 1994 (IJF 94). Auf Initiative der FamilienreferentInnen der Bundesländer, Koordinator war Werner Höffinger (OÖ), wurde die Empfehlung gefaßt, im IJF Internationalen Jahr der Familie 94 ein solches Institut zu errichten. Im Auftrag der damaligen Bundesministerin Maria Rauch-Kallat und im Einvernehmen mit dem damaligen Wissenschaftsminister, Erhard Busek, hat Ronald Rosenmayr, zuständiger Sektionsleiter, die Vorbereitungen zur Umsetzung dieser Empfehlung aufgenommen. Aufgrund eines dankenswerten Engagements von Frauen und Männern aus Praxis, Wissenschaft, Politik und Verwaltung konnte eine Weg gefunden und beschritten werden, nämlich in Form des des gemeinnützigen Vereines „Österreichisches Institut für Familienforschung“ als Trägerorganisation. Am 17. Mai 1994 fand im Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie die konstituierende Sitzung statt. Die Gründungsmitglieder sind überwiegend Wissenschaftler/innen von österreichischen Universitäten (Namen siehe im Bericht zum ÖIF). Zur Präsidentin wurde die Soziologin Liselotte Wilk und zum Vorsitzenden des Exekutivrates der Ökonom Christoph Badelt gewählt, sowie zum Geschäftsführer der Arbeits- und Betriebswissenschaftler Helmuth Schattovits bestellt.

Die österreichische Bundesregierung berichtete an die UNO die Gründung des ÖIF als ein nachhaltiges Ergebnis des IJF 94.

Die Aufbauphase wurde neben dem Engagement der Mitglieder und Mitarbeiter wesentlich durch das Familienministerium und sieben der neun Bundesländer auch finanziell unterstützt. Entsprechende Voraussetzungen wurden von der damaligen Bundesministerin für Jugend und Familie, Sonja Moser, gelegt. An dieser Stelle soll im ehrenden Gedenken Romana Widhalm genannt sein, die als Gründungsmitglied, Mitglied des Präsidiums und später des Kuratoriums mit größtem Engagement diese Aufbauphase entscheidend gefördert und wesentlich mitgetragen hat. Die Zusage des derzeitigen Bundesministers, Martin Bartenstein, die Unterstützung im Rahmen seiner Möglichkeiten mittelfristig zu garantieren, hat zur Konsolidierung wesentlich und wirksam beigetragen. In diese Phase fällt auch die Statutenreform, die als ein Ergebnis der ersten Arbeitsjahre durchgeführt worden ist. Dabei wurde die Struktur gestrafft indem Präsidium und Exekutivrat zu einem Kuratorium zusammengefaßt und die Aufgaben der Organe neu verteilt wurden. Zum neuen Präsidenten wurde der Mediziner und Therapeut Kurt Loewit gewählt. Seitens der Geschäftsführung konnte der Familiendemograph Wolfgang Lutz als Forschungsdirektor gewonnen werden.

Mit der Gründung war die Institutionalisierung der Familienforschung nicht schon geleistet oder gar nachhaltig gesichert. Wesentlich war und ist dabei, daß sich das ÖIF als Knoten eines (aufzubauenden) Netzwerkes versteht und danach handelt. Es wird daher bei der Durchführung von Projekten auf Wissenschaftler/innen, insbesondere von Universitäten, zurückgegriffen. Das führt zu vernetzten und überlappenden Projektteams sowie Begegnung und Kooperation. Daher wird auch das Stobler Forschungssymposium und die Geschäftsstelle der ÖGIF vom ÖIF weiter organisiert bzw. betreut. Dadurch So gelingt und entsteht so etwas wie eine informelle Institutionalisierung, was zwar ein terminologischer Widerspruch, aber dennoch praktikabel und wirkungsvoll ist. Darüber hinaus arbeitet das ÖIF arbeitet mit ähnlichen Einrichtungen und Wissenschaftler/innen in Europa zusammen. Einen besonderen Erfolg stellt die als Bestbieter erhaltene Beauftragung durch die EU-Kommission mit der Führung des Observatoriums für Familienfragen dar.

Einen besonderen Stellenwert in der Institutionalisierung der Familienforschung stellt kommt der die vom ÖIF forcierten Öffentlichkeitsarbeit über Inhalte, Personen und Institutionen der Familienforschung dar. Diese Informationsarbeit verstärkt das Wissen und das Problembewußtsein zum Thema Familie und die Vernetzung von qualifizierten Dialoggruppen, wie z.B. Wissenschaftlern, Familienpraktikern und Politikern.

Zur Qualitätssicherung der Arbeit des ÖIF, finden interne und externe Evaluierungen statt. Im Sommer 98 wurde eine solche bezüglich der Forschungstätigkeit durchgeführt. In den Empfehlungen heißt es: „... Das Institut verfügt über eine solide Grundausstattung. Der Kreis der – meist jüngeren – Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter setzt sich einvernehmlich mit großem Engagement der gestellten Aufgabe ein. Insgesamt kann eine erste Phase des

Aufbaus als erfolgreich abgeschlossen betrachtet werden. Wir empfehlen darum ohne Einschränkung die Beibehaltung und darüber hinaus einen die Belange der Konsolidierung berücksichtigenden, maßvollen weiteren Ausbau.“²

Helmuth Schattovits, Geschäftsführer ÖIF
Irene Kernthaler, Öffentlichkeitsarbeit ÖIF

² Auszug aus dem Empfehlungen des Evaluierungsberichtes. Gemäß Beschluß der Generalversammlung des ÖIF waren Herr Univ.Prof.Dr.Kurt Lüscher, Universität Konstanz, und Frau Univ.Doz.DDr. Rosemarie Nave-Herz, Universität Oldenburg, mit der Evaluierung beauftragt.

1. Is Pregnancy in Austria still a Reason for Marriage?

Ist Schwangerschaft in Österreich noch ein Grund zur Heirat?

Christiane Pfeiffer, Wolfgang Lutz, Vera Nowak

Zusammenfassung

Österreich zeigt traditionell starke regionale Unterschiede bei der nicht-ehelichen Fertilität, die auch den regionalen Unterschieden in der Heiratsneigung im Falle einer Schwangerschaft entsprechen. Im Lauf der letzten Jahre haben jedoch in allen Regionen die sogenannten „Muß-Ehen“ abgenommen. Dieser Beitrag verwendet die Daten des österreichischen FFS 1996, um diese Frage von zwei Aspekten her zu beleuchten: Zunächst wird die Veränderung der Heiratsmuster untersucht und die Frage, ob nicht-eheliche Lebensgemeinschaften sich zu einer Alternative der Ehe entwickeln oder nur ein neues Vorstadium der Ehe darstellen. Danach rekonstruieren wir die Biografien aller unverheirateten Frauen, die eine erste Schwangerschaft hatten und untersuchen Zeitpunkt und Ausmaß der Heiratsraten in Monaten nach Beginn der Schwangerschaft, wobei auch die Veränderung durch sozio-ökonomische Faktoren analysiert wird. Die Ergebnisse zeigen, daß nicht-eheliche Lebensgemeinschaften in Österreich primär als ein Vorstadium zu einer späteren Ehe dienen, daß aber der Zeitpunkt der Eheschließung immer weniger durch die Tatsache einer ersten Schwangerschaft bestimmt wird.

Abstract

Austria has traditionally strong regional differentials in non-marital fertility which correspond to differential rates of marriage during first pregnancy. But in all regions the tendency to marry in case of pregnancy has declined over the past years. This paper will use the data of the Austria 1996 FFS to study the question from two angles: first, we look at changing marriage patterns and study whether non-marital unions are likely to develop into an alternative or a precursor to marriage in Austria. Next, we reconstruct the biographies of all unmarried women who had a first pregnancy. We study the timing and quantum of monthly marriage rates after the beginning of the pregnancy, and to what degree they depend on socioeconomic factors. The findings imply that non-marital unions in Austria are still predominantly a precursor to marriage, but that a first pregnancy by itself becomes less of a reason to marry.

The increasing number of non-marital unions and the rise in non-marital births – which can be observed in Austria as in most other European countries – has made it popular to write and speak about the dissociation of childbearing and marriage or even the „end of marriage“. In this paper we look at the empirical evidence on this issue by using the data from the 1996 Austrian Family and Fertility Survey (FFS).

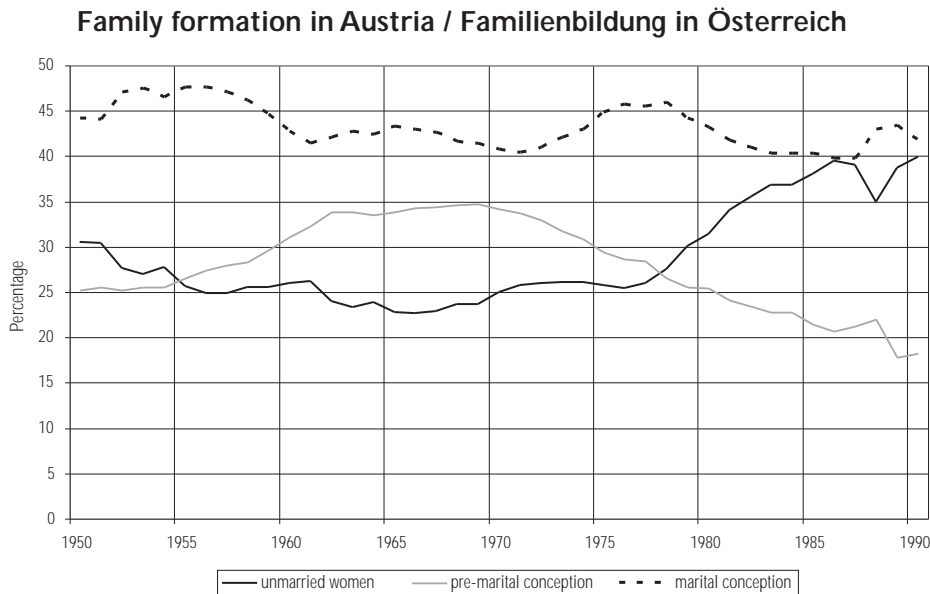
After a short review of historical trends we will approach the questions from two different angles: first, we will focus on the changing role of marriage and study whether cohabitation in Austria is developing into a serious alternative to marriage, or whether for the majority of the population it is likely to be just a new form of an early phase of the partnership which will later be converted into marriage. Next, we will add the dimension of children to the analysis and study the marriage behavior of all unmarried women who have a first conception (resulting in a birth). Under a life course perspective we will look at both the timing and quantum of marriage for those women, and study under which conditions different groups of women behave differently. These two aspects together will help us answer the question asked in the title of this paper.

1.1 Historical trends in Austria

Austria, although a small country, has remarkable regional differences with respect to non-marital fertility. In the central region of Austria including parts of Upper Austria, Salzburg, Styria, and Carinthia, having children before marriage has a tradition that can be traced back to the 18th and 19th century. It had to do with the structure of agriculture and the inheritance system (Haslinger 1982) but also with legal marriage constraints. Various case studies on the situation of unmarried mothers in rural areas are presented by Mitterauer (1990). At that time the proportion of children born out of wedlock in these provinces was probably among the highest in Europe as is also indicated by the data of the Princeton European Fertility Project which computed standardized indices for all provinces of Europe from the late 19th century onwards (Coale and Watkins 1986). These regional differentials continued almost unabated into the late 20th century although the levels tended to change after 1975. Between 1950 and 1975 the proportion of first births born out of wedlock remained almost constant around 40% in Salzburg and below 20% in Vienna and Burgenland (Kytir 1993), despite the fact that Salzburg is largely rural and Vienna entirely urban.

Figure 1. Trends 1950-1990 of the proportions of first births to unmarried women and to married women, further distinguishing between pre-marital and marital conception.

Entwicklung (1950-1990) der Verteilung von ersten Geburten von ledigen Müttern und verheirateten Müttern, differenziert nach ehelicher oder vor-ehelicher Konzeption



Source: Kytir (1993).

When looking at the changes since 1975 it is useful to distinguish between three groups of first births: those resulting from a marital conception, those resulting from a pre-marital conception but born after marriage, and those born to unmarried women. Statistically the second group was defined as all first births for which the interval between marriage of the mother and birth was less than 8 months. These data have been regularly collected as part of standard vital statistics. Figure 1 plots these three proportions for the period since 1950. The graph shows an amazing stability of the proportion of marital conceptions of around 45% of all births on the national level in Austria. Even during the peak years of the baby boom during the 1960s, which also were the peak years of marriage in Europe, more than 55% of all conceptions of first births in Austria happened outside marriage.

The marriage boom of the 1960s is, however, clearly reflected in the two remaining curves of Figure 1. While in 1959 the proportion of unmarried mothers was higher than those married during pregnancy, by 1965 the picture had reversed with only 23% of unmarried mothers and around 35% of women marrying during pregnancy. Hence, it is apparent that the association between pregnancy and marriage became much stronger during the 1960s. After 1975, which marks the onset

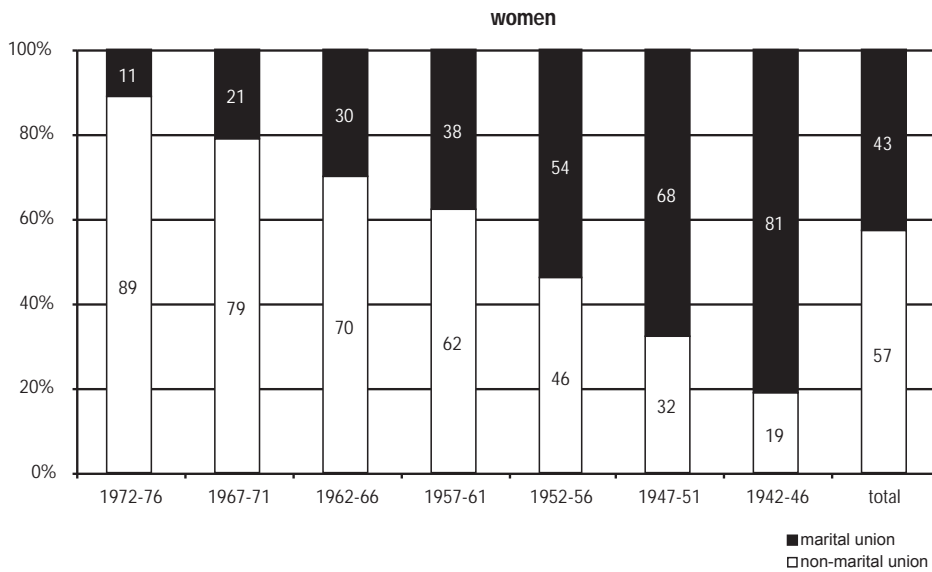
of the recent fertility decline, this association again weakened. By 1990 the proportion of women marrying during pregnancy, in Austria often called „Muß-Ehen“ (compulsory marriages) fell to below 20% while the proportion of unmarried women increased to 40%. This is also associated with the rise of non-marital cohabitation among younger Austrians. But again it is worth noting that all these changes – which have been prominently discussed in popular media and scientific circles alike – hardly affected the proportion of marital conceptions among first births, which has been stable at 40-45%.

1.2 Is cohabitation in Austria developing into a serious alternative or simply a prelude to marriage?

There is no doubt that non-marital cohabitation has strongly increased among young Austrians in recent years. But an in-depth analysis is not possible using official statistical data. The Austrian Family and Fertility Survey (FFS) is a very appropriate data set to study this phenomenon because it gives complete partnership biographies in addition to educational, occupational, residential, and pregnancy biographies for samples of 4,500 women and 1,500 men aged 20-54 at the time of the survey (December 1995-May 1996, see Doblhammer et al. 1996).

Using the FFS data, Figure 2 plots for all women who have ever lived in a union (marital or non-marital) the proportions that started with a non-marital union. One could hardly think of a more convincing picture of a significant change across cohorts. While among the female cohort born 1942-46 more than 80% started their first union immediately as a marital union, this proportion declines almost linearly from one cohort to the next, reaching only 11% among women born 1972-76. In other words, about 90% of all young women today start their first union as a non-marital union, while it was still below 20% in the generation of their mothers. Does this signal the „end of marriage“?

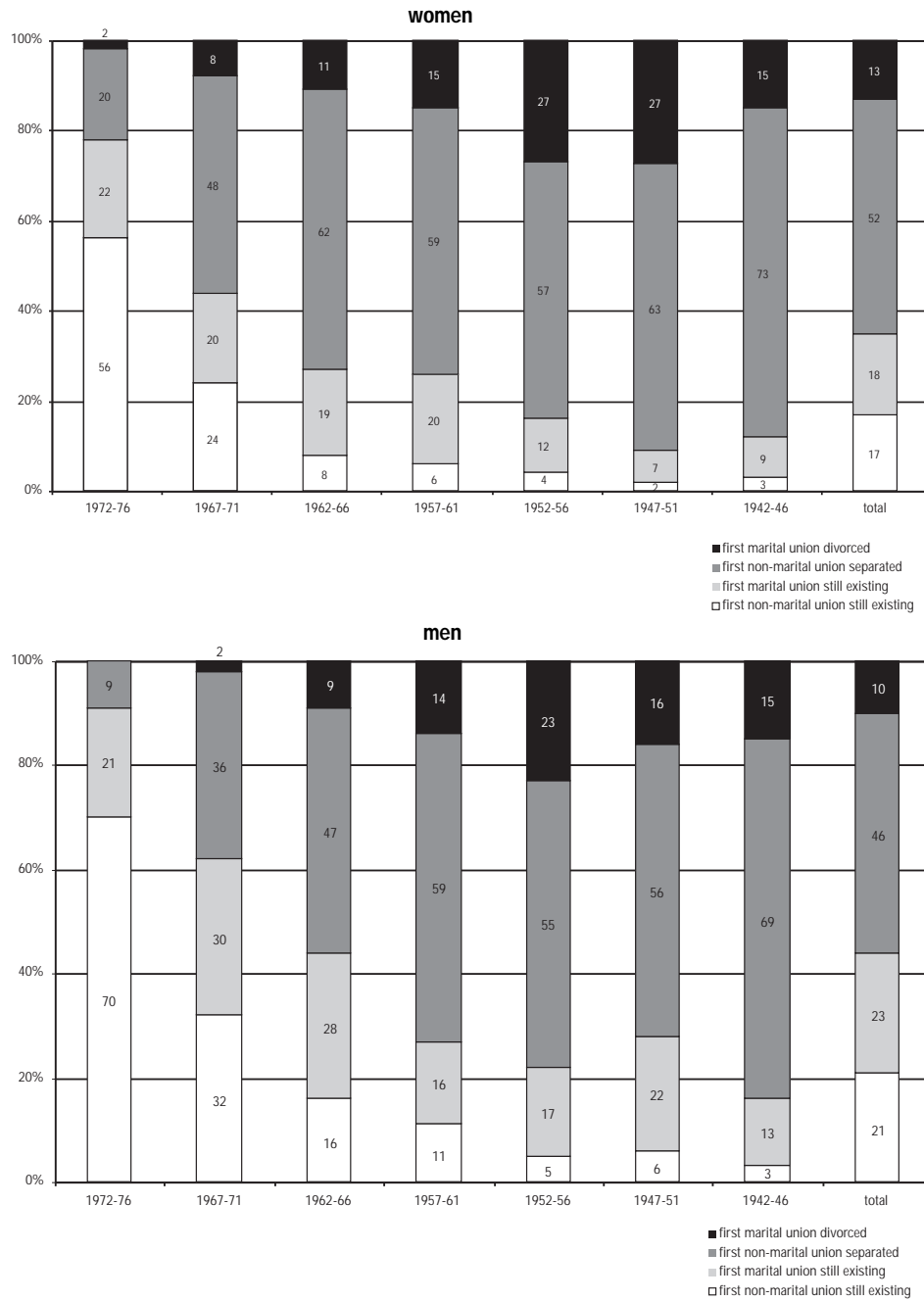
Figure 2. Was the first union marital or non-marital?
War die erste Lebensgemeinschaft ehelich oder nicht-ehelich?



ÖIF, FFS '96 - Austrian Institute for Family Studies

A first empirical answer to this question can be derived from the biographies themselves. Figure 3 shows further union histories for all women who started out in a non-marital union. The data show that of all women over 30 years of age at the time of the interview, more than 70% had transformed their initial non-marital union into marriage by the time of the interview. However, 15-30% (depending on the cohort) of these marriages have already divorced. Only between 2 and 8% of these first non-marital unions still exist as non-marital unions, and up to 20% of those initial unions have been separated without preceding marriage. Hence, for the cohorts born before 1966, there is little doubt that for the overwhelming majority of women, an initial living-together in a non-marital union had not developed into a real alternative to marriage, but rather marked a transitory stage in life.

Figure 3. What happened to first non-marital unions?
Werdegang von ersten, nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften

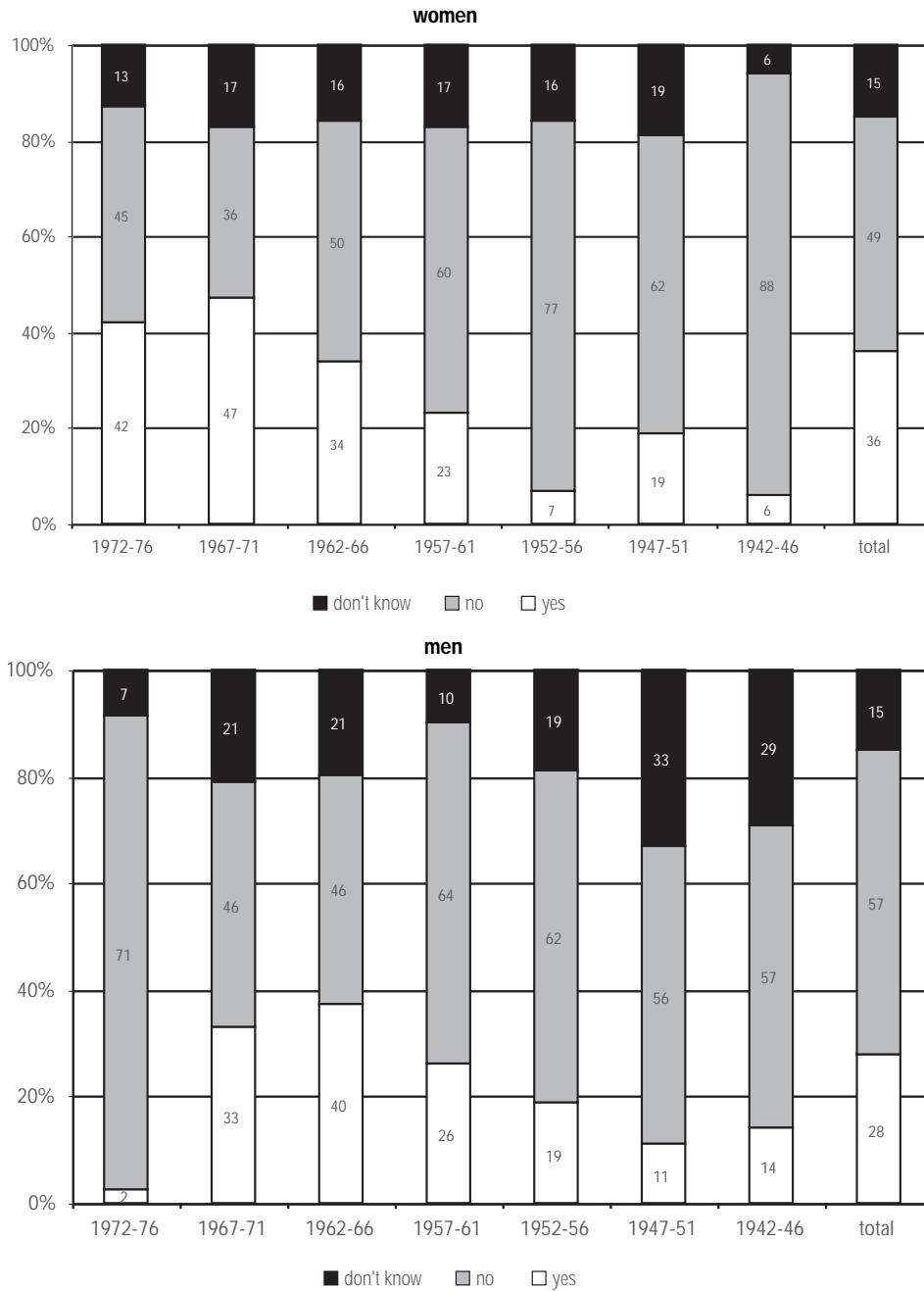


ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

What about the younger cohorts born since 1967? For them the biographies covered by the survey are still too short to allow a serious follow-up. For these cohorts it is more meaningful to look at marriage intentions as measured by the answer to the FFS question: „Do you intend to marry within the next two years?“ The answers to this question are plotted in Figure 4 below.

Figure 4 shows that more than half of the women below age 30 who live in a non-marital union and have a clear opinion (i.e., not counting the undecided) say that they intend to marry within the next two years. Above age 30 it is also interesting to note that the older the woman living in a non-marital union, the lower the percentage of those planning to marry soon. This is, of course, plausible in the sense that the selective group of women among those older cohorts who have lived in a non-marital union for longer periods is unlikely to have plans for immediate marriage. More amazing is the fact that the proportion of younger men who say they plan to marry soon is much lower than the corresponding female proportion. Even when accounting for the typical age-differential at marriage, young women seem to plan marriage to a higher degree than men, while men above age 40 seem to be more keen on marriage.

Figure 4. Marriage intentions of those living in non-marital unions.
Heiratspläne von Personen in nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften:
 Planen Sie, innerhalb der nächsten 2 Jahre zu heiraten?



ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

As to the question posed above, marriage intentions seem to imply that for the younger cohorts of women, marriage continues to be the dominating form of longer term union. Combining the information of those who say that they plan to marry within two years with the data given in Figure 3 for the cohort born 1967-71, implies that even in this younger cohort roughly 70% will have transformed their initial non-marital union into a marital one by today, and only 10% continue to live in a non-marital union, the rest having separated.

Table 1 gives still another more qualitative piece of evidence on this issue. All men and women living in a non-marital union and stating that they do not intend to marry within the next two years were asked explicitly for the reasons for not wanting to marry. The table reveals strong age differentials in the patterns of reasons given for not wanting to marry soon. For men below age 30 and women below age 25, by far the most important reason is that they still feel too young to marry. The second most important reason stated is that they still want to test their relationship. Even for women and men above ages 35-40 there are 6-10% who state that they still feel too young to marry, but the most frequently stated reason in this age group is that „marriage was never planned“. While still 35% of all men aged 35-40 say that they want to further test their partnership, women of the same age seem to have already given up on testing and emphasize their independence.

Table 1. Reasons for not marrying as stated by those living in non-marital unions and not planning to marry in the next two years. Gründe, sich gegen eine Heirat in den nächsten zwei Jahren zu entscheiden (Personen, die in nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften leben)

Today couples live in non-marital unions for different reasons
Why do you personally not plan to marry within the next two years?

	men birth-cohort 1972-76	men birth-cohort 1967-71	men birth-cohort 1962-66	men birth-cohort 1957-61	women birth-cohort 1972-76	women birth-cohort 1967-71	women birth-cohort 1962-66	women birth-cohort 1957-61
I feel to young to marry	65%	36%	17%	10%	58%	23%	23%	6%
marriage was never planned	14%	18%	28%	30%	12%	25%	27%	61%
I generally dislike marriage	16%	18%	17%	20%	9%	15%	23%	22%
we are testing our partnership	32%	24%	22%	30%	31%	37%	15%	6%
my partner does not want to marry	3%	15%	11%	0%	7%	6%	4%	0%
I want to focus on my career	11%	12%	17%	0%	16%	13%	8%	0%
I want to keep my independence	27%	21%	11%	40%	33%	29%	31%	22%
financial or legal reasons	16%	12%	6%	30%	9%	8%	12%	11%

Base: persons living in a non-marital union who state that they do not intend to marry within the next two years (multiple responses); just a few persons born before 1957 live in a non-marital union

ÖIF, FFS '96 - Austrian Institute for Family Studies

In conclusion, the FFS evidence for Austria indicates with respect to non-marital unions and marriage that:

- ▶ A clear majority of men and women who started in a non-marital union later married the same partner. Hence, for all but the youngest cohorts (where it is too early to say anything) cohabitation is predominantly a prelude to marriage.
- ▶ More than half of all cohabiting women below age 30 (who have a clear opinion) expect to marry within the coming two years. This implies that no radical departure from the above-described pattern is to be expected for the youngest cohorts.

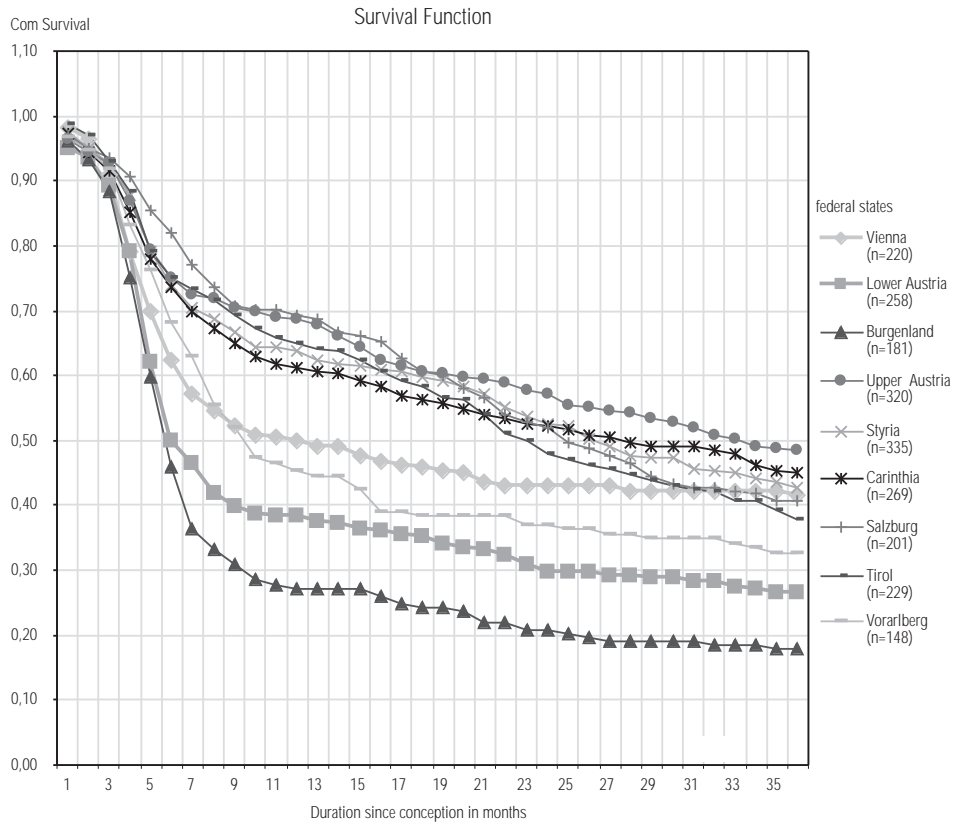
- ▶ Among those cohabiting young men and women who do not plan to marry soon, the most important reasons are that they still feel too young or still want to test their partnership. This indicates that the marriage option is still considered a real possibility in the future. Only small proportions generally dislike marriage.
- ▶ The bottom line is that in Austria unmarried cohabitation is not likely to become a dominant alternative to marriage, although it will be clearly more frequent than in the past.

1.3 Quantum and tempo of marriage in the case of first pregnancy

The second part of this paper addresses more directly the question expressed in the title, namely, the specific link between pregnancy and marriage. To study this issue we will look at the biographies of all women who had a first child and were not married at the time of conception of that pregnancy. All marital conceptions and higher order births have been excluded from this analysis. The following figures show the „survival curves“ of these women in the state of not being married until three years after the beginning of the pregnancy. Table 2 gives a more complete picture of the proportions marrying up to 8 years after pregnancy for a larger number of background variables under a bivariate perspective. Table 3 gives the results of a multivariate proportional hazards model including five selected variables that all turn out to be significant in the expected direction.

Figure 5 shows the marriage behavior for pregnant women in the nine provinces of Austria. The picture confirms the immense regional heterogeneity mentioned above. During the first 3-4 months of pregnancy in all provinces about 10% of the women marry. Thereafter, the trends start to diverge very significantly: in the eastern province of Burgenland, 70% of all women have married by the time of birth, whereas in the province of Salzburg less than 30% marry during the first nine months of pregnancy. The other central provinces of Styria, Carinthia and Upper Austria are close to the Salzburg pattern, whereas Lower Austria in the east is rather close to the Burgenland pattern. A remarkable exception from this east-west pattern is the province of Vorarlberg in the extreme west of Austria (bordering Switzerland) which has much higher marriage rates similar to those in the east. It is also interesting to see that the entirely urban province of Vienna holds an intermediate position.

Figure 5. Transition to marriage for pregnant women by province.
Übergang zur Heirat nach Bundesländern (Frauen Ö)



ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

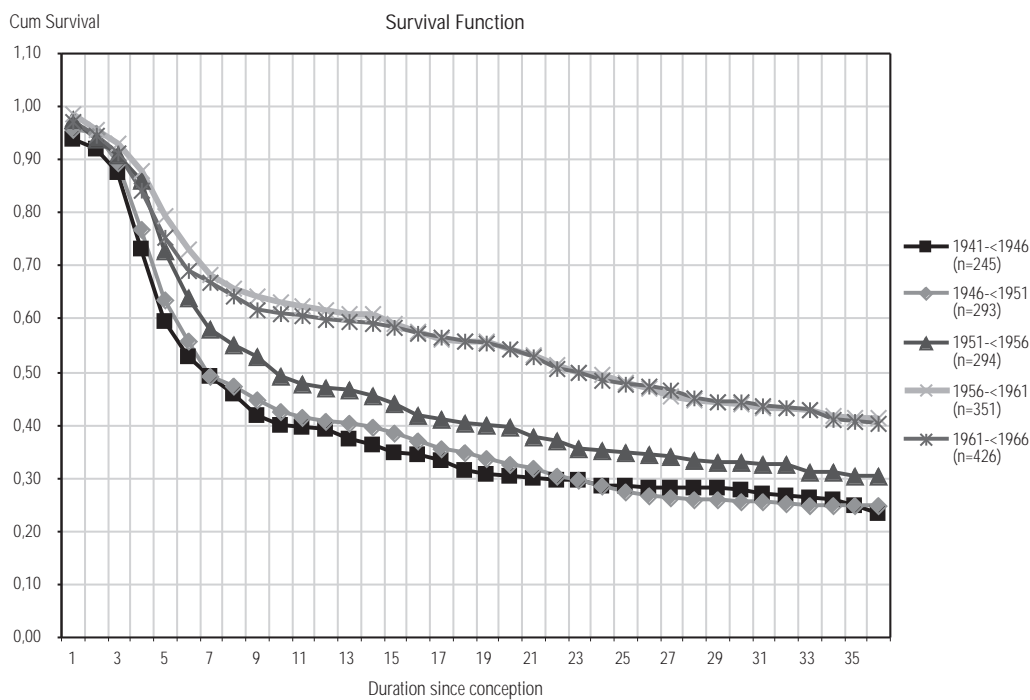
An additional tabulation (see Table 2) which distinguishes between the place of current residence and the residence until the age of 15 reveals an important influence of the region of origin. The pattern is not too different from that of the region of residence except for the provinces of Vienna and Lower Austria. Women who spent their childhood in Vienna have a higher marriage rate than those who currently live in Vienna. The opposite effect can be stated for Lower Austria. This could be due to the migration between those two provinces. It seems more likely to move from Lower Austria to Vienna for the reason of educational enrolment or employment career. On the contrary for a certain proportion of women the reason for moving from Vienna to Lower Austria could be the family formation-process.

While the regional differentials are strongest by 12 months after the beginning of the pregnancy (i.e., 3 months after birth), a certain convergence can be observed with increasing age of the child. As indicated in Table 2, the proportion of women who have married by the time of eight years after conception only ranges from 65% in Upper Austria to 89% in Burgenland. Under this longer time horizon one

can also observe an interesting reordering. Vienna, which originally has an intermediate position, in the longer run has the second lowest proportion marrying with only 68%. This reordering is even more pronounced with respect to size of municipality (see Table 2). Within the first 12 months after conception Vienna (the only Austrian city with more than one million inhabitants) has the highest proportion married (50%). After 96 months, however, Vienna shows only a moderate increase to 68%, while small municipalities show significant further increases to 84%. This is an interesting non-correlation between the longer term quantum and the timing of marriage.

The region of origin also turns out to be highly significant in the multivariate setting. It suggests a strong cultural component in the pattern of behavior with respect to marriage in the case of pregnancy. This interpretation is further confirmed by the fact that no other socioeconomic variable reveals differentials of similar magnitude during the first years after pregnancy.

Figure 6. Transition to marriage by birth cohort.
Übergang zur Heirat nach Geburtskohorte (Frauen Ö)

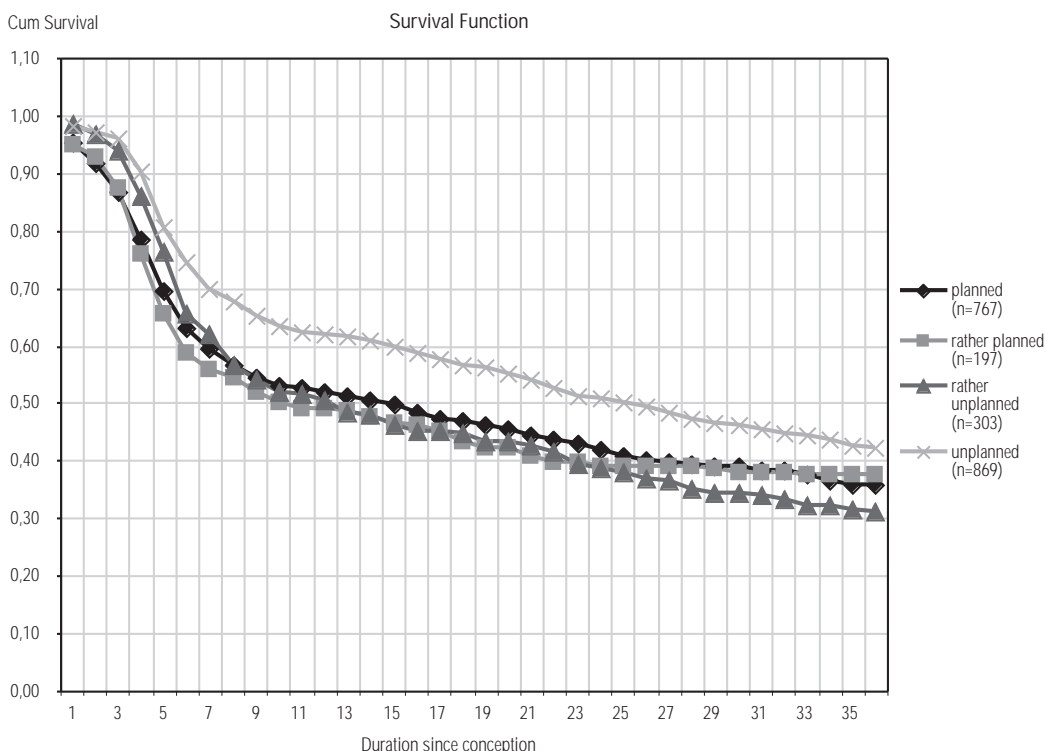


ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

Figure 6 shows that the changes over time as measured by subsequent birth cohorts of women go in the expected direction. The younger the cohort, the less likely a woman is to marry during pregnancy and shortly after birth. It is interesting, however, that this trend is not linear and, e.g., the two most recent cohorts show hardly any change. This pattern also remains virtually unchanged and highly significant in the multivariate model.

Figure 7. Transition to marriage by planning status of the first pregnancy.

Übergang zur Heirat nach Planungsstatus der ersten Schwangerschaft (Frauen Ö)



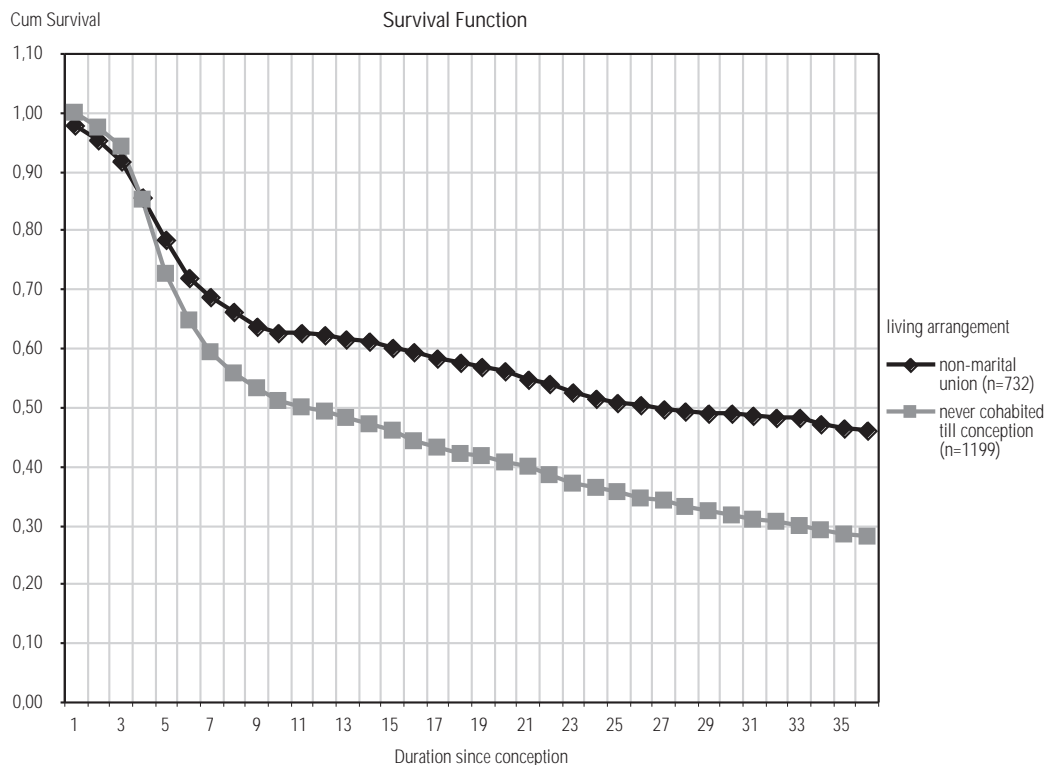
ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

Figure 7 shows the pattern with respect to the stated planning status of the pregnancy that resulted in the first birth. Women were given the four categories as shown in the figure. Those women who state in the interview that they did not plan their pregnancy show a lower rate of marriage than those who have planned it, or who did not state a clear opinion. Interestingly, there does not seem to be much

of a difference between the latter three categories. But in the multivariate setting, even the variable that dichotomizes between (rather) unplanned and (rather) planned turns out to be highly significant. The explanation of this pattern seems to be straightforward in the sense that women who plan to have a child in a stable relationship are more likely to marry than those who find themselves surprised by a pregnancy.

Figure 8. Transition to marriage by living arrangements at the time of conception.

Übergang zur Heirat nach Lebensgemeinschaftsform zum Beginn der Schwangerschaft (Frauen Ö)



ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

Another interesting finding of this analysis relates to the living arrangements at the time of the non-marital conception. Figure 8 shows that women who have never cohabited (defined as living together in the same household for at least 3 months) up to the time of conception have a higher probability of marrying than women who have already lived in a non-marital union. While during the first five months of pregnancy the marriage behavior among those two groups is very similar, the difference broadens with increasing age of the child. This difference also turns out to

be highly significant in the multivariate setting. An explanation for this pattern can be found in the bifurcation of women into a more traditional group that is less likely to cohabit and more likely to marry after becoming pregnant, and another group with higher cohabitation and lower marriage rates. It is interesting to note that this heterogeneity does not seem to be captured by any of the other socioeconomic variables, not even by the strong regional effect.

Another noteworthy result relates to the woman's age at conception, which is negatively associated with the transition probability to marriage. The older the woman at the time of conception, the lower the rate for marriage. While 28% of the women aged 20-25 married during the first six months, the percentage of those aged 30 and more at the time of conception was only 11%. This pattern, which is highly significant in the multivariate setting, is not linear, however. There seems to be a threshold around age 30 which may have to do with selectivity: A relatively small group of women that has remained unmarried and childless by age 30 may already have such an independent standing that they feel less inclined to marry as a consequence of pregnancy.

As far as the level of education is concerned, Table 2 indicates that in the longer run there is a clear negative association between level and the marriage rate, whereas in the short run there is more of an U-shaped pattern. Women with post-secondary education, if they marry, do so rather quickly (constant at 58% between ages 4 and 8 of the child), whereas women with upper secondary education start out more slowly but ultimately marry to a much higher degree.

Another covariate in the analysis was the employment career of the woman. Women who were already employed before pregnancy showed a higher marriage rate than women who got pregnant before they first entered the labor market. But this difference is not very significant.

Finally, the number of inhabitants of the current place of residence shows an effect on the marriage behavior after the conception of the first child. Except in the category '>=1 mio', i.e., Vienna, the marriage rate decreases with increasing number of inhabitants. While during the first months after conception the proportion of women who got married was highest in Vienna, the further increase is quite moderate so that it holds the lowest percentage of marriages in the longer run. This pattern, with respect to the size of municipality, does not explain the above-described regional differentials, but rather seems to be superimposed as an additional explanatory dimension.

Table 2. Cumulative percentage of women marrying ... months after the conception of the first child by several covariates.
Kumulierte Verteilung von Frauen, die ... Monate nach Schwangerschaftsbeginn (1. Kind) heiraten, nach Hintergrundvariablen

sample = all women who married either after the conception or did not marry at all	percentage of pre- or non-marital conceptions of all first births	0-<6 months	6-<12 months	12-<24 months	24-<48 months	48-<96 months
Austria in total	61	25	43	54	67	75
birth cohorts						
1941-<46	56	40	60	71	80	89
1946-<51	57	37	59	70	82	86
1951-<56	54	27	52	65	74	80
1956-<61	59	21	38	50	63	73
1961-<65	65	25	39	50	65	73
age at conception of first birth						
20-<25	58	28	44	56	69	77
25-<30	43	25	42	50	59	67
>=30	40	11	20	23	30	36
living arrangement at time of conception						
never cohabited till conception	100	27	50	63	78	87
non-marital union	100	22	37	47	59	67
was the first birth ...						
(rather) planned	46	31	48	58	69	77
(rather) not planned	84	21	40	52	66	75
level of education (if finished before conception)						
Compulsory	67	22	42	54	70	79
lower secondary	57	29	46	57	68	76
upper secondary	50	24	38	50	58	64
Postsecondary	39	25	44	48	58	58
employment career: conception was ...						
before start of employment career	81	21	40	53	65	73
after start of employment career	58	26	44	54	67	76
residence till the age of 15						
Vienna	47	33	55	63	67	70
Lower Austria	54	38	57	65	74	79
Burgenland	62	38	72	78	85	89
Styria	68	20	36	46	61	73
Carinthia	76	21	35	46	59	73
Upper Austria	67	19	31	42	55	65
Salzburg	66	13	29	47	69	79
Tirol	63	21	33	49	70	81
Vorarlberg	54	22	54	64	74	76
other country	48	36	55	63	69	74
Current residence						
Vienna	47	30	50	57	63	68
Lower Austria	54	38	62	69	77	81
Burgenland	62	40	72	79	84	89
Styria	68	21	36	46	62	74
Carinthia	75	22	38	47	61	74
Upper Austria	67	21	31	42	56	65
Salzburg	64	14	30	47	67	76
Tirol	65	21	34	50	70	82
Vorarlberg	54	24	53	63	72	74
number of inhabitants (current residence)						
< 2.000	65	28	49	61	74	84
2.000-<50.000	63	24	41	52	65	74
50.000-<1 mio	64	21	36	48	59	70
>= 1 mio (Vienna)	47	30	50	57	63	68

Table 3. Relative risk of marriage based on multivariate Cox-regression models.

Relative Heiratswahrscheinlichkeit (multivariates Cox-Modell)

Covariate	Relative Marriage Risks
birth cohorts	*
1941-<46	1,00
1946-<51	1,06
1951-<56	0,76 *
1956-<61	0,68 *
1961-<65	0,64 *
age at conception of first birth	*
<20	1,00
20-<25	0,96
25-<30	0,81 *
>=30	0,32 *
living arrangement at time of conception	*
non-marital union	1,00
never cohabited till conception	1,48 *
was the first birth ...	*
(rather) planned	1,00
(rather) not planned	0,72 *
residence till the age of 15	*
Vienna	1,00
Lower Austria	1,10
Burgenland	1,33 *
Styria	0,80
Carinthia	0,86
Upper Austria	0,78
Salzburg	0,82
Tirol	0,78
Vorarlberg	1,21
other country	0,83

* significant at 99% level

ÖIF, FFS '96 – Austrian Institute for Family Studies

In summing up the findings of this section one can say that regional/cultural differences still tend to play a decisive role with respect to the question of whether or not a woman marries during her first pregnancy. With increasing age of the child, however, the usual socioeconomic differentials become apparent and start to outweigh the regional differentials.

1.4 Conclusion

In trying to understand the changing relationship between pregnancy and marriage in Austria, we studied two rather independent questions: the changing role of mar-

riage as compared to non-marital unions, and the rates of marriage after a non-marital conception. Viewed together these two questions can help answer the question raised in the title of the paper: „Is pregnancy in Austria still a reason for marriage?“ Put in a nutshell the answer is: pregnancy itself has become less of a reason to marry, but marriage at a later point in time has hardly lost its attraction in Austria.

References

- Coale, A.J. and S.C. Watkins, Eds. 1986. *The Decline of Fertility in Europe*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Doblhammer, Gabriele, Wolfgang Lutz, and Christiane Pfeiffer. 1996. *Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996. Österreich, Frauen und Männer* (Family and Fertility Survey (FFS) 1996. Austria, Women and Men). Vienna: Austrian Institute for Family Studies (in German).
- Haslinger, Alois. 1982. Uneheliche Geburten in Österreich. Historische und regionale Muster. *Demographische Informationen* 1982: 2-34. Vienna, Austria: Institute for Demography, Austrian Academy of Sciences (in German).
- Kytir, Josef. 1993. Unehelich, vorehelich, ehelich: Familiengründung im Wandel. *Demographische Informationen* 1992/93: 29-40. Vienna, Austria: Institute for Demography, Austrian Academy of Sciences (in German).

2. Aufteilung von Familienarbeit als Gegenstand von Ungerechtigkeitswahrnehmungen und sozialen Konflikten: zur Bedeutung sozialer Vergleiche¹

Division of family work as a subject of perceptions of injustice and social conflicts: the role of social comparisons

Gerold Mikula, Heribert H. Freudenthaler

Zusammenfassung

Die vorliegende Studie untersucht anhand einer Repräsentativstichprobe österreichischer Frauen (N = 2136) die Bedeutung verschiedener Variablen als Prädiktoren für Ungerechtigkeitswahrnehmungen und das Auftreten von Konflikten in bezug auf die Aufteilung von Familienarbeit. Soziale Vergleiche der Arbeitsbeiträge der Frauen und ihrer Partner untereinander sowie mit den Beiträgen anderer Frauen bzw. Männer stehen im Zentrum des Interesses. Die Bewertung der Gerechtigkeit und die Konflikthaftigkeit der Arbeitsaufteilung werden für Haushaltsarbeiten und Kinderbetreuungstätigkeiten getrennt analysiert. Regressionsanalysen weisen den Vergleich der Beiträge des Partners mit den Beiträgen anderer Männer als besten Prädiktor aus. Der Vergleich der Beiträge von Mann und Frau sowie der Vergleich der Beiträge der Frau mit jenen anderer Frauen erweisen sich ebenfalls als signifikante Prädiktoren.

Abstract

Based on a representative sample of Austrian women (N = 2136), the present study examines significant predictors of perceptions of injustice and the frequency of social conflicts about the division of family labor. The focus is on women's social comparisons of their own shares with the shares of their partners and with the shares of other women, and women's comparisons of their partners' shares with the shares of other men. Justice judgements and social conflicts are separately analyzed for the division of household labor and childcare. Multiple regression analyses reveal that women's comparisons of their partners' shares with that of other men are the best predictors of justice judgements and social conflicts. Women's comparisons of their own shares with those of their partners and those of other women additionally contribute to the predictions.

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrages beim 41. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Dresden, 27.9.-1.10.1998. Die vorliegende Untersuchung wurde aus Mitteln des Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank (Projekt-Nr. 6787) gefördert.

2.1 Einleitung

Die vorliegende Studie befaßt sich mit Ungerechtigkeitswahrnehmungen und Partnerschaftskonflikten, die sich an der ungleichen Aufteilung von Familienarbeit zwischen Männern und Frauen entzünden. Sie untersucht anhand einer Repräsentativstichprobe österreichischer Frauen die Bedeutung verschiedener Variablen, die als Bedingungsfaktoren für Ungerechtigkeitswahrnehmungen und Konflikte diskutiert worden sind. Soziale Vergleiche stehen im Zentrum des Interesses. Die Bewertung der Gerechtigkeit und die Konflikthaftigkeit der Arbeitsaufteilung werden für zwei verschiedene Teilaspekte von Familienarbeit, Haushalts- und Kinderbetreuungstätigkeiten, getrennt analysiert.

Im Zusammenhang mit der zunehmenden Berufstätigkeit von Frauen sind traditionelle Vorstellungen über Geschlechtsrollen und geschlechtsspezifische Aufgaben teilweise in Frage gestellt worden. Zugleich hat die Aufteilung der Familienarbeit zwischen den Geschlechtern an Aktualität gewonnen – als Thema gesellschaftspolitischer Diskussion und als Thema sozialwissenschaftlicher Forschung. Bisherige Untersuchungen haben sich hauptsächlich darauf konzentriert, Geschlechtsunterschiede in den zur Haushaltsarbeit geleisteten Beiträgen nachzuweisen und Bedingungsfaktoren dieser Geschlechtsunterschiede herauszufiltern. Erlebnismäßige und interaktionale Folgen der ungleichen Aufteilung von Familienarbeit, wie Ungerechtigkeitswahrnehmungen und soziale Konflikte, waren hingegen vergleichsweise selten Gegenstand wissenschaftlicher Studien. Sie sind aber in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Beispielsweise kann die Wahrnehmung von Ungerechtigkeit das individuelle Wohlbefinden beeinträchtigen, zu sozialen Konflikten in der Partnerschaft führen und die Beziehung zwischen den Partnern belasten. Ungerechtigkeitswahrnehmungen und daraus resultierende Konflikte können aber auch Ausgangspunkt für Veränderungen des status quo sein (Kluwer, 1998; Steil, 1994; Tyler & Smith, 1998), was hinsichtlich der Aufteilung der Familienarbeit zwischen den Geschlechtern zumindest in den westlichen Kulturen gegenwärtig von vielen als wünschenswert und wichtig erachtet wird. Es erscheint daher wichtig, systematische Information über die Bedingungen zu gewinnen, die zur Wahrnehmung von Ungerechtigkeit und zu sozialen Konflikten in bezug auf die Aufteilung von Familienarbeit beitragen.

Sozialwissenschaftliche Studien aus verschiedenen Ländern zeigen übereinstimmend, daß Frauen einen Großteil der Familienarbeit erledigen, und dies selbst dann, wenn die Frauen berufstätig sind (Höpflinger & Charles, 1990; Shelton & John, 1996; Spitze, 1988; Thompson & Walker, 1989). Trotz der ungleichen Beiträge von Frauen und Männern wird die Aufteilung der Familienarbeit von einem Großteil der Frauen (je nach Untersuchung sind es zwischen 70% und 80%) nicht als ungerecht beurteilt. Dieser (für manche erstaunliche) Tatbestand hat Sozialwissenschaftler veranlaßt, nach Erklärungen zu suchen und Faktoren zu identifizieren, die zum Erleben von Ungerechtigkeit beitragen (für eine aktuelle Literaturübersicht vgl. Mikula, 1998).

Daß berufstätige Frauen die unausgewogene Aufteilung der Familienarbeit vielfach nicht als ungerecht beurteilen, sollte nur dann als erstaunlich empfunden werden, wenn man – wie dies in älteren Arbeiten der Fall war – annimmt, daß Frauen sich hinsichtlich ihrer Beiträge zur Familienarbeit in erster Linie mit ihrem Partner vergleichen und eine Gleichaufteilung der Familienarbeit zwischen Frau und Mann als angemessen und ideal ansehen (vgl. Major, 1993; Thompson, 1991). Keine dieser beiden Annahmen ist jedoch zwingend. Das Postulat der Gleichaufteilung der Familienarbeit als Ideal erscheint nur dann plausibel, wenn Personen eine egalitäre Geschlechterrolleneinstellung haben, oder wenn zwischen den Partnern in anderen Merkmalen wie z.B. der beruflichen Belastung und dem beruflichen Einkommen keine Unterschiede bestehen. Empirische Daten (Freudenthaler, 1998; Mikula, Freudenthaler, Schröpfer & Schmelzer-Zieringer, 1996) zeigen entsprechend, daß viele Frauen keineswegs die Gleichaufteilung als Idealaufteilung nennen. Fragwürdig ist weiters, daß Frauen sich in erster Linie mit ihrem Partner vergleichen. Frauen können sich ebenso gut mit anderen Frauen und ihre Männer mit anderen Männern vergleichen, um die Angemessenheit der von ihnen und ihrem Partner zur Familienarbeit geleisteten Beiträge und die Gerechtigkeit der bestehenden Arbeitsaufteilung zu beurteilen. Welcher dieser verschiedenen sozialen Vergleiche für die Bewertung der Gerechtigkeit und die Konflikthaftigkeit der Aufteilung von Familienarbeit bedeutsamer ist, ist eine empirische Frage, zu deren Beantwortung die vorliegende Untersuchung beitragen soll.

Soziale Vergleiche nehmen in gerechtigkeitspsychologischen Konzeptionen eine zentrale Position ein. Teils, wie zum Beispiel in der Equity-Theorie (Walster, Walster & Berscheid, 1978), werden sie als entscheidende Größe für die Wahrnehmung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit betrachtet. Teils wird ihnen eine entscheidende Rolle bei der Entstehung von Anrechtsvorstellungen zugesprochen (z.B. Major, 1994). Trotz ihrer zentralen theoretischen Position liegen zu sozialen Vergleichen hinsichtlich der Aufteilung von Familienarbeit nur sehr wenige empirische Studien vor (Freudenthaler, 1998; Freudenthaler & Mikula, 1998; Grote & Clark, 1999; Hawkins, Marshall & Meiners, 1995).

Wie schon angedeutet, können soziale Vergleiche zwischen verschiedenen Entitäten angestellt werden (für umfassende Vergleichstypologien siehe Haeger et al., 1996 sowie Levine & Moreland, 1987). Für unsere Zwecke ist die Unterscheidung zwischen sogenannten *referentiellen* Vergleichen mit Personen gleicher Art (hier: Vergleiche mit Vertretern des gleichen Geschlechts) und *relationalen* Vergleichen innerhalb einer Beziehung (hier: Vergleiche mit dem Partner) wichtig (vgl. Buunk & VanYperen, 1991).² Dieser Unterscheidung folgend können Frauen in bezug auf

² Außerdem wurden in der gerechtigkeitspsychologischen Forschung zur Aufteilung von Familienarbeit sowohl die Häufigkeit, mit der bestimmte Vergleiche angestellt werden, als auch die Ergebnisse von angestellten Vergleichen als bedeutsame Variablen diskutiert (Freudenthaler, 1998; Major, 1993, 1994; Steil, 1994; Thompson, 1991). Die Ergebnisse der Vergleiche sollten für die Beurteilung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit entscheidend sein, während die Häufigkeit, mit der bestimmte Vergleiche angestellt werden, Einfluß darauf haben sollten, worauf Personen ein Anrecht zu haben glauben. Entsprechend unserem Interesse an der Gerechtigkeitsbeurteilung befaßt sich die vorliegende Studie ausschließlich mit den Ergebnissen und nicht mit der Häufigkeit sozialer Vergleiche.

die Familienarbeit folgende Vergleiche anstellen: 1. Sie vergleichen die von ihnen geleisteten Beiträge mit jenen ihres Partners (relationaler Vergleich). 2. Sie vergleichen die von ihrem Partner geleisteten Beiträge mit jenen anderer Männer (referentieller Vergleich). 3. Sie vergleichen die von ihnen geleisteten Beiträge mit jenen anderer Frauen (referentieller Vergleich).

Befunde von Freudenthaler (1998) sprechen dafür, daß in die Gerechtigkeitsurteile von Frauen sowohl relationale Vergleiche zwischen Frau und Mann als auch referentielle Vergleiche zwischen dem Partner und anderen Männern einfließen. Da die Befunde von einer kleinen und nicht repräsentativen Stichprobe stammen, erscheint es wünschenswert, sie an einer umfangreichen und repräsentativen Stichprobe zu überprüfen. Unabhängig davon, welcher der verschiedenen sozialen Vergleiche für die Bewertung der Gerechtigkeit und die Konflikthaftigkeit der Aufteilung von Familienarbeit bedeutsamer ist, lassen sich folgende Zusammenhänge erwarten: Frauen sollten umso mehr Ungerechtigkeit wahrnehmen, je geringer sie die Beiträge ihres Partners zur Familienarbeit verglichen zu ihren eigenen Beiträgen einschätzen, je geringer sie die Beiträge ihres Partners verglichen zu den Beiträgen anderer Männer einschätzen, und je größer sie ihre eigenen Beiträge verglichen zu jenen anderer Frauen beurteilen. Um die relative Bedeutung sozialer Vergleiche für das Ungerechtigkeitserleben und das Auftreten sozialer Konflikte besser abschätzen zu können, werden in den statistischen Analysen zusätzlich eine Reihe weiterer möglicher Bedingungsfaktoren von Ungerechtigkeitswahrnehmungen berücksichtigt: die Berufstätigkeit der Frau, die berufliche Arbeitsbelastung des Partners, der Beziehungsstatus (verheiratet-unverheiratet), die Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder sowie die Aufteilung der Familienarbeit im Elternhaus.

Wie eingangs erwähnt, untersucht die vorliegende Studie Gerechtigkeitsurteile und soziale Konflikte sowohl in bezug auf die Aufteilung von Haushaltsarbeit als auch in bezug auf die Aufteilung von Kinderbetreuung. Dies ist von Interesse, weil sich die Mehrzahl bisheriger Studien mit Haushaltsarbeit befaßt und die Kinderbetreuung vernachlässigt (Mikula, 1998). Daher ist nicht bekannt, inwieweit sich hinsichtlich dieser beiden Teilaspekte von Familienarbeit vergleichbare Ergebnisse zeigen. Einzelne Studien legen nahe, daß dies nur beschränkt der Fall sein dürfte. Beispielsweise bestehen zwischen Kinderbetreuung und Haushaltsarbeit Unterschiede in der Aufteilung zwischen den Geschlechtern, in ihrer Wahrnehmung und Bewertung sowie in der Konflikträchtigkeit (Shaw, 1988; Spitze, 1988; Thompson & Walker, 1989; Blair & Lichter, 1991; Kluwer, Heesink & Van de Vlirt, 1997).

Ein letzter zentraler Punkt der vorliegenden Studie betrifft die Gegenüberstellung der Daten berufstätiger und nicht berufstätiger Frauen. Untersuchungen haben übereinstimmend gezeigt, daß Frauen umso weniger Zeit für Haushaltsarbeiten aufwenden, je größer das Ausmaß ihrer Berufstätigkeit ist (vgl. Shelton & John, 1996). Die Befunde über Zusammenhänge zwischen dem Ausmaß der Berufstätigkeit und Gerechtigkeitsurteilen sind uneinheitlich (Mikula, 1998). Von besonderem Interesse ist die Frage, ob die Bedingungsfaktoren von Ungerechtig-

keitswahrnehmungen und sozialen Konflikten bei berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen identisch oder unterschiedlich sind. Um dies zu überprüfen, werden alle nachstehend berichteten Analysen sowohl für die Gesamtstichprobe als auch für berufstätige und nicht berufstätige Frauen getrennt vorgenommen. Hypothesen können nur dahingehend formuliert werden, daß berufstätige Frauen weniger Zeit für die Haushalts- und Kinderbetreuungsarbeiten aufwenden als nicht berufstätige Frauen. Zu den anderen Punkten sind keine Vorhersagen möglich.

2.2 Methode

2.2.1 Der Familien- und Fertilitätssurvey (FFS):

Die empirischen Daten, auf denen die vorliegenden Analysen beruhen, stammen aus dem Österreichischen Familien- und Fertilitätssurvey 1996 (vgl. Doblhammer, Lutz & Pfeiffer, 1996). Der Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) erhebt Basisdaten zu den Lebensläufen Erwachsener im Alter von 20 bis 54 Jahren. Besonderes Gewicht wird auf die Erhebung der individuellen Partnerschafts-, Geburten-, Erwerbs- und Ausbildungsbiografien gelegt, um mittels Ereignis-Verlaufs-Analyse (event history analysis) Wechselbeziehungen zwischen diesen Lebensprozessen analysieren zu können. Der FFS wird in 17 verschiedenen europäischen Ländern sowie in Kanada, Neuseeland und den USA durchgeführt.

2.2.2 Stichprobe:

Die Erhebung in Österreich erfolgte im Zeitraum Dezember 1995 bis Mai 1996. Insgesamt wurden 4581 Frauen und 1539 Männer befragt. Sowohl die Stichprobe der Frauen als auch jene der Männer war repräsentativ für die Wohnbevölkerung Österreichs. Den hier berichteten Analysen liegt eine Teilstichprobe des FFS von 2624 Frauen zugrunde, die mit einem berufstätigen Partner (verheiratet oder unverheiratet) und mindestens einem Kind in einem Haushalt zusammenlebten. Aufgrund von „missing values“ ist das endgültige $N = 2136$.

2.2.3 Erhebungsinstrument und Variablen:

Der im FFS Österreich 1996 eingesetzte Fragebogen enthielt mehr als 800 Items und benötigte eine durchschnittliche Interviewdauer von 45 Minuten. Die Fragen und Variablen, die für die hier berichteten Analysen von primärem Interesse sind, werden nachstehend dargestellt. Sie wurden im letzten Viertel des Fragebogens in folgender Abfolge erhoben: Aufteilung von neun Haushaltstätigkeiten – Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung der Haushaltsarbeiten – soziale Vergleiche der Beiträge zur Haushaltsarbeit – Häufigkeit von Konflikten bezüglich der Aufteilung der Haushaltsarbeiten – Aufteilung von sechs Kinderbetreuungsarbeiten – Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung der Kinderbetreuungsarbeiten – soziale Vergleiche

der Beiträge zur Kinderbetreuung – Häufigkeit von Konflikten bezüglich der Aufteilung der Kinderbetreuungsarbeiten.

2.2.4 Aufteilung der Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung:

Die Aufteilung der Haushaltsarbeit wurde mit folgender Frage erhoben: „Sagen Sie mir bitte für jede der folgenden im Haushalt anfallenden Arbeiten, von wem diese normalerweise erledigt werden?“ Die abgefragten Tätigkeiten waren: „Kochen“, „Staubsaugen und Wohnung aufräumen“, „Einkaufen“, „Geschirr spülen“, „Versicherungsangelegenheiten und andere finanzielle Angelegenheiten regeln“, „Behördenwege (Post, Bank etc.) erledigen“, „Kleine Reparaturen durchführen“, „Wäschewaschen und Bügeln“. Zusätzlich wurde die Tätigkeit „sich um ältere oder pflegebedürftige Familienangehörige kümmern“ abgefragt. Als Antwortalternativen standen folgende Optionen zur Verfügung: „überwiegend von mir – überwiegend von meinem Partner – zu gleichen Teilen von mir und meinem Partner – von anderen Haushaltsmitgliedern – von anderen Personen – trifft nicht zu, kommt nicht vor“. Für die vorliegenden Auswertungen wurden nur die drei erstgenannten Antwortmöglichkeiten berücksichtigt.

Die Aufteilung der Kinderbetreuung wurde mit folgender Frage erhoben: „Und wie ist das mit den Arbeiten, die bei der Betreuung der Kinder anfallen? Bitte sagen Sie mir für jede der folgenden Tätigkeiten, von wem sie normalerweise erledigt werden.“ Die Tätigkeiten waren: „sich um das Essen der Kinder kümmern / Kleinkind füttern“, „Kinder anziehen“, „Kinder pflegen, wenn sie krank sind“, „mit den Kindern spielen bzw. etwas mit ihnen unternehmen“, „Kindern bei den Hausaufgaben helfen“. Die Antwortmöglichkeiten waren gleich wie bei den Haushaltstätigkeiten.

Aufgrund der Antworten zu diesen Fragen wurde je ein Maß für die Beiträge der Frau zur Haushaltsarbeit und zur Kinderbetreuung gebildet, indem die Anzahl der Tätigkeiten gezählt wurde, die laut eigener Angabe überwiegend von der Frau erledigt wurden. Je höher der Wert, desto mehr Familienarbeit macht die Frau und desto weniger der Mann.³ Um die Maße für die Haushaltsarbeit und die Kinderbetreuungsarbeit trotz unterschiedlicher Anzahl von Tätigkeiten vergleichbar zu machen, wurden die Werte der Haushaltsarbeit anschließend auf 5 relativiert.

³ Die Subjektivität der Einschätzung der Aufteilung der Familienarbeit durch Frauen und die damit möglicherweise einhergehenden Verzerrungen stellen für die vorliegende Studie kein Problem dar, weil für die hier interessierenden Gerechtigkeitsbewertungen und sozialen Konflikte die subjektiven Wahrnehmungen der Arbeitsaufteilung entscheidender sind als objektive Kennwerte. Abgesehen davon ist aus Untersuchungen, in denen sowohl Selbst- als auch Fremdeinschätzungen der Arbeitsbeiträge erhoben wurden, bekannt, daß diese im allgemeinen hoch miteinander korrelieren (Mikula, Freudenthaler, Brennacher & Brunschko, 1997).

2.2.5 Soziale Vergleiche:

Zur Erhebung der wahrgenommenen Ergebnisse *referentieller* sozialer Vergleiche dienten die Fragen „Wenn Sie daran denken, wieviel Sie selbst zu der im Haushalt (bzw. bei der Betreuung der Kinder) anfallenden Arbeiten beitragen, wieviel machen Sie Ihrer Einschätzung nach im Vergleich zu anderen Frauen?“ und „Wenn Sie daran denken, wieviel Ihr Partner zu der im Haushalt (bzw. bei der Betreuung der Kinder) anfallenden Arbeiten beiträgt, wieviel macht ihr Partner Ihrer Einschätzung nach im Vergleich zu anderen Männern?“ Zur Beantwortung standen jeweils 5-stufige Skalen (1: viel mehr; 5: viel weniger) zur Verfügung.

Leider sind im FFS Österreich 1996 keine direkten Fragen zur Erhebung der wahrgenommenen Ergebnisse *relationaler* Vergleiche zwischen Frau und Mann enthalten gewesen. Ersatzweise kann jedoch die Größe der von den Frauen zur Haushaltsarbeit und Familienarbeit geleisteten Beiträge als Indikator für den relationalen Vergleich dienen. Dies ist deshalb möglich, weil die von Frauen zur Familienarbeit geleisteten Beiträge im allgemeinen umgekehrt proportional zu den Beiträgen ihres Partner sind – je größer die Beiträge der Frau, desto mehr Familienarbeit leistet sie verglichen zu ihrem Partner.

Als weiterer Vergleichsstandard wurde noch abgefragt, wie die Familienarbeit im Elternhaus aufgeteilt war: „Von wem sind die Arbeiten, die im Haushalt und bei der Betreuung der Kinder anfallen, in Ihrem Elternhaus normalerweise erledigt worden?“ Die Antwortmöglichkeiten entsprachen jenen bei den Fragen nach der Aufteilung im eigenen Haushalt.

2.2.6 Einschätzungen der Gerechtigkeit und Konflikthäufigkeit:

Die wahrgenommene Gerechtigkeit der Aufteilung der Haushaltsarbeit und jener der Kinderbetreuung wurde mit folgender Frage erhoben: „Wie gerecht finden Sie die Aufteilung der im Haushalt (bzw. bei der Kinderbetreuung) anfallenden Arbeiten?“ Zur Beantwortung stand jeweils eine 5-stufige Skala (1: sehr gerecht; 5: sehr ungerecht) zur Verfügung.

Die Häufigkeit von Konflikten bezüglich der Aufteilung von Familienarbeit wurde mit den Fragen „Wie häufig stellt die Aufteilung der im Haushalt (bzw. bei der Betreuung der Kinder) anfallenden Arbeiten einen Konfliktpunkt in der Beziehung dar?“ erhoben. Die Antworten erfolgten auf 4-stufigen Skalen (1: sehr häufig; 4: sehr selten).

2.3 Ergebnisse

2.3.1 Deskriptive Analysen

Zunächst werden einige deskriptive Daten zur Aufteilung der Familienarbeit und deren Gerechtigkeitsbewertung und Konflikträchtigkeit berichtet, die für eine angemessene Interpretation der nachfolgend dargestellten Befunde von Bedeutung sind.

Aufteilung der Familienarbeit:

Tabelle 1 informiert über die Verteilung einzelner Haushalts- bzw. Kinderbetreuungstätigkeiten auf Frauen und Männer. Die Daten zeigen in Übereinstimmung mit anderen Untersuchungen, daß Frauen deutlich größere Anteile der Familienarbeit erledigen als Männer. Dies gilt im besonderen für die Haushaltstätigkeiten Kochen, Staubsaugen und Aufräumen, Einkaufen, Geschirr spülen, Wäschewaschen und Bügeln sowie für die Pflege älterer und pflegebedürftiger Familienangehöriger. Kleinere Reparaturen werden häufiger überwiegend vom Mann erledigt. Bei der Erledigung von Behördenwegen und finanziellen Angelegenheiten finden sich weniger ausgeprägte Geschlechtsunterschiede. Von den abgefragten Kinderbetreuungstätigkeiten werden „um das Essen kümmern/Kleinkind füttern“, „Anziehen“, „Pflege bei Krankheit“ und „bei Hausaufgaben helfen“ häufiger überwiegend von Frauen erledigt. „Mit den Kindern spielen bzw. etwas mit ihnen unternehmen“ geschieht häufiger zu gleichen Teilen von Frau und Mann und seltener überwiegend vom Mann.

Tabelle 1: Relative Anzahl von Frauen (%), die bei verschiedenen Haushalts- und Kinderbetreuungstätigkeiten angeben, daß sie „überwiegend von der Frau“, „überwiegend vom Mann“ bzw. „zu gleichen Teilen von Mann und Frau“ erledigt werden

Table 1: Relative number of women who reported household tasks and childcare tasks to be accomplished "mainly by the woman", "mainly by the man" and "equally by the man and the woman"

		überwiegend von Frau <i>mainly by woman</i>	zu gleichen Teilen <i>equally</i>	überwiegend von Mann <i>mainly by man</i>
Haushalt	Household			
Kochen	<i>preparing meals</i>	80.00	14.72	3.23
Staubsaugen, Aufräumen	<i>vacuuming, tidying up</i>	68.65	22.89	3.65
Einkaufen	<i>shopping</i>	57.16	34.51	6.88
Geschirr spülen	<i>washing dishes</i>	66.20	24.21	15.70
Wäschewaschen, Bügeln	<i>laundry, ironing</i>	88.25	7.00	1.26
finanzielle Angelegenheiten	<i>financial matters</i>	25.82	34.06	38.14
Behördenwege, Bank, Post	<i>run errands</i>	39.72	37.93	21.89
kleine Reparaturen	<i>household repairs</i>	13.43	15.70	66.57
Pflege älterer und pflegebedürftiger Familienangehöriger	<i>caring for elderly and needy family members</i>	61.79	29.26	4.66
Kinderbetreuung	Childcare			
um Essen kümmern, Füttern	<i>feeding</i>	81.88	14.79	1.32
Anziehen	<i>dressing</i>	71.92	25.39	1.08
Pflege bei Krankheit	<i>nursing</i>	76.26	20.53	1.60
Spielen, etwas unternehmen bei Hausaufgaben helfen	<i>leisure activities helping with school assignment</i>	24.71	70.26	3.66
		64.43	28.92	04.39

Statistische Vergleiche zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen zeigen, daß nicht berufstätige verglichen zu berufstätigen Frauen sowohl hinsichtlich Haushaltsarbeit ($t = 3.48$; $p < .01$) als auch hinsichtlich Kinderbetreuungsarbeit ($t = 5.70$; $p < .01$) signifikant größere Beiträge leisten.

Tabelle 2: Vergleiche der Haushalts- und Kinderbetreuungstätigkeit bei berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen

Table 2: Amount of household labor and childcare of employed and unemployed women

	nicht berufstätig <i>unemployed</i>	berufstätig <i>employed</i>
Haushaltsarbeit <i>household labor</i>	2.79 ^a	2.62 ^b
Kinderbetreuung <i>childcare</i>	2.82 ^a	2.45 ^b

Anmerkung: Werte von 0 bis 5; je höher der Wert, desto größer ist der relative Anteil der Frau. Werte mit verschiedenen Superskripten innerhalb derselben Zeile sind signifikant verschieden.

Note: Scores from 0 to 5; higher scores indicate larger shares of women. Means with different superscripts within a row differ significantly.

Gerechtigkeit:

Abb. 1a zeigt die Verteilung der Gerechtigkeitsbeurteilungen der Aufteilung der Haushaltsarbeit und der Kinderbetreuungsarbeit. Wie ersichtlich, beurteilt die Mehrzahl der Frauen die ungleiche Aufteilung der Familienarbeit nicht als ungerecht. Bezüglich der Haushaltsarbeit wird die Aufteilung nur von 10% der Frauen als sehr oder eher ungerecht bezeichnet. Hinsichtlich der Kinderbetreuungstätigkeiten sind es 8%. Unter Berücksichtigung dieser Verteilungen der Gerechtigkeitsurteile erscheint es angebracht, im weiteren statt von „ungerecht“ besser von „weniger gerecht“ zu sprechen.

Tabelle 3 stellt die Gerechtigkeitsbeurteilungen der Aufteilung der Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung durch berufstätige und nicht berufstätige Frauen gegenüber. Die Aufteilung der Haushaltsarbeit wird signifikant weniger gerecht erlebt als die Verteilung der Kinderbetreuungstätigkeiten ($t = 5.67$, $p < .01$). Außerdem zeigt sich, daß berufstätige Frauen die Aufteilungen beider Arten von Familienarbeit weniger gerecht erleben als nicht berufstätige Frauen (Haushalt: $t = 5.16$, $p < .05$; Kinderbetreuung: $t = 2.50$; $p < .05$). Die Größe dieser Unterschiede ist aber gering.

Tabelle 3: Mittlere Beurteilungen der Gerechtigkeit in Bezug auf die Verteilung von Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung bei berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen

Table 3: Mean ratings of justice of the division of household labor and childcare by employed and unemployed women

	nicht berufstätig <i>unemployed</i>	berufstätig <i>employed</i>	gesamt <i>total</i>
Haushaltsarbeit <i>household labor</i>	2.15 ^a	2.39 ^b	2.24 _x
Kinderbetreuung <i>childcare</i>	2.09 ^a	2.19 ^b	2.13 _y

Anmerkung: Werte von 1 bis 5; höhere Werte indizieren mehr Ungerechtigkeit. Werte mit verschiedenen Superskripten innerhalb derselben Zeile sind signifikant verschieden. Werte mit verschiedenen Subskripten innerhalb derselben Spalte sind signifikant verschieden.

Note: Scores from 1 to 5; higher scores indicate more injustice. Means with different superscripts within a row differ significantly. Means with different subscripts within a column differ significantly.

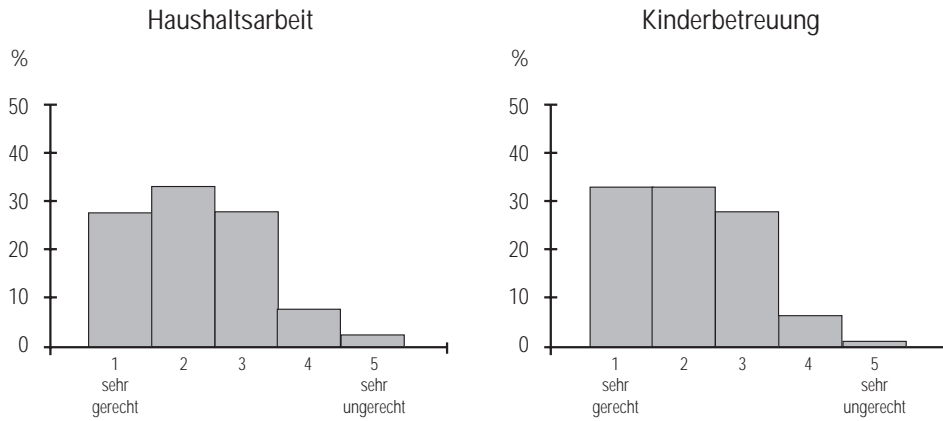
Konflikthäufigkeit:

In Abbildung 1b sind die Verteilungen der Konflikthäufigkeitsurteile dargestellt. Wie ersichtlich, ist sowohl die Aufteilung der Haushaltsarbeit als auch jene der Kinderbetreuung bei der Mehrzahl der Frauen nur selten Gegenstand von Konflikten. Nur 7% bzw. 6 % geben an, daß dies sehr oder eher häufig der Fall sei, 66% bzw. 71% äußern, daß dies sehr selten der Fall ist.

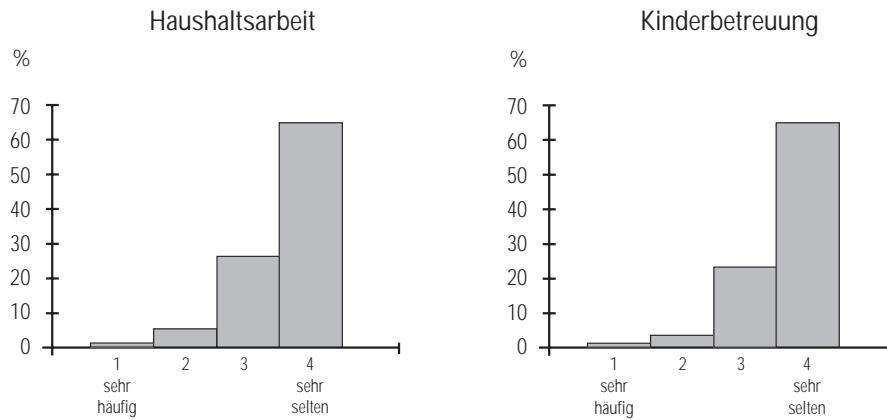
Abbildung 1: Beurteilungen der (a) Gerechtigkeit und (b) Konflikthäufigkeit der Aufteilung der Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung

Fig. 1: Judgements of (a) justice and (b) frequency of conflicts about the division of household labor and childcare

a) Gerechtigkeitsbeurteilungen



b) Konflikthäufigkeit



In Tabelle 4 sind die Angaben zur Konflikthäufigkeit bezüglich Haushalts- und Kinderbetreuungsarbeit durch berufstätige und nicht berufstätige Frauen dargestellt. Hinsichtlich der Aufteilung von Haushaltsarbeit wird eine geringfügig, aber signifikant größere Häufigkeit von Konflikten berichtet als bezüglich der Kinderbetreuungstätigkeiten ($t = 4.53, p < .01$). Berufstätige Frauen berichten eine geringfügig größere Konflikthäufigkeit bezüglich der Haushaltsarbeit als nicht berufstätige Frauen ($t = 2.39, p < .05$). Bei der Kinderbetreuung zeigt sich hingegen kein Unterschied zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen ($t = 0.72, p > .05$).

Tabelle 4: Mittlere Beurteilungen der Konflikthäufigkeit in Bezug auf die Verteilung von Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung bei berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen

Table 4: Mean ratings of the frequency of conflicts about the division of household labor and childcare by employed and unemployed women

	nicht berufstätig <i>unemployed</i>	berufstätig <i>employed</i>	gesamt <i>total</i>
Haushaltsarbeit <i>household labor</i>	3.61a	3.54b	3.58x
Kinderbetreuung <i>childcare</i>	3.65b	3.63b	3.64y

Anmerkung: Werte von 1 bis 5; höhere Werte indizieren seltenere Konflikte.

Werte mit verschiedenen Superskripten innerhalb derselben Zeile sind signifikant verschieden. Werte mit verschiedenen Subskripten innerhalb derselben Spalte sind signifikant verschieden.

Note: Scores from 1 to 5; higher scores indicate less conflicts. Means with different superscripts within a row differ significantly. Means with different subscripts within a column differ significantly.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die Verteilung der Familienarbeit zwischen den Geschlechtern sehr ungleich ist, dennoch aber nur selten als ungerecht und konfliktauslösend bezeichnet wird. Berufstätige Frauen leisten weniger Haushalts- und Kinderbetreuungsarbeit als nicht berufstätige Frauen. Außerdem finden berufstätige Frauen die Aufteilung weniger gerecht und berichten eine größere Konflikthäufigkeit bezüglich der Haushaltsarbeit als nicht berufstätige Frauen. All diese Unterschiede sind signifikant, aber von geringer Größe.

2.3.2 Prädiktoren von Gerechtigkeitsbeurteilungen und Konflikthäufigkeit

Gerechtigkeitsbeurteilungen:

Zur Prüfung, welche Variablen einen Beitrag zur Vorhersage der Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung von Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung durch Frauen leisten, wurden stufenweise multiple Regressionen gerechnet, in denen einmal die Beurteilung der Gerechtigkeit der Aufteilung der Haushaltsarbeit und einmal jene der Kinderbetreuung als Kriteriumsvariable fungierte. Der Satz der Prädiktoren bestand jeweils aus folgenden Variablen: Vergleich der Beiträge der Frau zur Haushaltsarbeit mit den Beiträgen ihres Partners; Vergleich der Beiträge der Frau zur Kinderbetreuung mit den Beiträgen ihres Partners; Vergleich der Beiträge der Frau zur Haushaltsarbeit mit den Beiträgen anderer Frauen; Vergleich der Beiträge des Mannes zur Haushaltsarbeit mit den Beiträgen anderer Männer; Vergleich der Beiträge der Frau zur Kinderbetreuung mit den Beiträgen anderer Frauen; Vergleich der Beiträge des Mannes zur Kinderbetreuung mit den Beiträgen anderer Männer; Aufteilung der Familienarbeit im Elternhaus; Berufstätigkeit Frau (ja – nein); berufliche Arbeitsbelastung des Partners (Stunden pro Woche); Beziehungsstatus (verheiratet – unverheiratet); Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder.

Aufteilung der Haushaltsarbeit: Tabelle 5 zeigt die Ergebnisse der Regressionsanalyse für die Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung der Haushaltsarbeit. Frauen beurteilen die Arbeitsaufteilung umso weniger gerecht, je mehr Haushaltsarbeit ($\beta = .12$) und Kinderbetreuung ($\beta = .09$) sie verglichen zu ihrem Partner leisten, je weniger der Partner verglichen zu anderen Männern zur Haushaltsarbeit ($\beta = .23$) und zur Kinderbetreuung ($\beta = .10$) beiträgt und je mehr Haushaltsarbeit die Frau verglichen zu anderen Frauen erledigt ($\beta = -.07$). Außerdem empfinden, wie zuvor schon berichtet wurde, berufstätige Frauen die Aufteilung der Haushaltsarbeit weniger gerecht als nicht berufstätige Frauen ($\beta = -.13$). Die aufgeklärte Varianz beträgt 19%. Als bedeutsamster Prädiktor erweist sich der Vergleich der Haushaltsarbeit des Mannes mit jener anderer Männer. Abgesehen von geringen Abweichungen gelten die Befunde für berufstätige und für nicht berufstätige Frauen gleichermaßen.

Tabelle 5: Multiple Regressionsanalysen der Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung der Haushaltsarbeit; signifikante standardisierte Regressionskoeffizienten (β)

Table 5: Multiple regression analyses of justice ratings of the division of household labor; significant standardized regression coefficients

Prädiktoren	Gesamt <i>total</i>	nicht berufstätig <i>unemployed</i>	berufstätig <i>employ</i>
Vergleich Frau-Mann Haushalt <i>comparison woman vs. man: household</i>	.12	.09	.19
Vergleich Frau-Mann Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. man: childcare</i>	.09	.09	.11
Vergleich Frau-Frauen Haushalt <i>comparison woman vs. women: household</i>	-.07	-.08	
Vergleich Mann-Männer Haushalt <i>comparison man vs. men: household</i>	.23	.21	.29
Vergleich Frau-Frauen Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. women: childcare</i>			
Vergleich Mann-Männer Kinderbetreuung <i>comparison man vs. men: childcare</i>	.10	.12	
Aufteilung im Elternhaus <i>division of labor in parental home</i>			
Berufstätigkeit Frau <i>employment status woman</i>	.13	n.b.	n.b.
Berufsbelastung Partner <i>work load partner</i>			
Beziehungsstatus <i>relationship status</i>		.07	
Anzahl der Kinder <i>number of children</i>			
Berufsbelastung Frau vs. Mann <i>work load woman vs. man</i>	n.b.	n.b.	.07
R ² adjusted	.19	.16	.21
F	84.74	39.67	53.91
df	6; 2112	6; 1234	4; 799

Anmerkung: n.b. bedeutet, daß die Variable in der Analyse nicht berücksichtigt wurde.
Note: n.b. means that the variable is not considered in the analysis.

Aufteilung der Kinderbetreuung: Eine äquivalente Regressionsanalyse wurde für die Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung der Kinderbetreuung berechnet (Tab. 6). Die Ergebnisse zeigen, daß Frauen die Verteilung der Kinderbetreuung umso weniger gerecht empfinden, je mehr Kinderbetreuung sie verglichen zu ihrem Partner leisten ($\beta = .24$), je weniger der Partner verglichen zu anderen Männern zur Kinderbetreuung ($\beta = .27$) und zur Haushaltsarbeit ($\beta = .08$) beiträgt, und je mehr

Kinderbetreuung die Frau verglichen zu anderen Frauen erledigt ($\beta = -.05$). Außerdem beurteilen wiederum berufstätige Frauen die Aufteilung weniger gerecht als nicht berufstätige Frauen ($\beta = -.08$). Der Anteil aufgeklärter Varianz beträgt 22%. Der Vergleich der Kinderbetreuungsaktivitäten des Mannes mit jenen anderer Männer ist wiederum der gewichtigste Prädiktor. Für berufstätige und nicht berufstätige Frauen sind die signifikanten Prädiktoren und ihre Gewichte bis auf geringfügige Unterschiede vergleichbar.

Tabelle 6: Multiple Regressionsanalyse der Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung der Kinderbetreuung; signifikante standardisierte Regressionskoeffizienten (β)

Table 6: Multiple regression analyses of justice ratings of the division of childcare; significant standardized regression coefficients

Prädiktoren	Gesamt total	nicht berufstätig unemployed	berufstätig employ
Vergleich Frau-Mann Haushalt <i>comparison woman vs. man: household</i>			.08
Vergleich Frau-Mann Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. man: childcare</i>	.24	.26	.20
Vergleich Frau-Frauen Haushalt <i>comparison woman vs. women: household</i>			
Vergleich Mann-Männer Haushalt <i>comparison man vs. men: household</i>	.08		.08
Vergleich Frau-Frauen Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. women: childcare</i>	-.05	-.07	
Vergleich Mann-Männer Kinderbetreuung <i>comparison man vs. men: childcare</i>	.27	.29	.27
Aufteilung im Elternhaus <i>division of labor in parental home</i>			
Berufstätigkeit Frau <i>employment status woman</i>	-.08	n.b.	n.b.
Berufsbelastung Partner <i>work load partner</i>			
Beziehungsstatus <i>relationship status</i>			.07
Anzahl der Kinder <i>number of children</i>			
Berufsbelastung Frau vs. Mann <i>work load woman vs. man</i>	n.b.	n.b.	
R ² adjusted	.22	.21	.23
F	117.22	110.86	49.15
df	5; 2113	3; 1237	5; 79

Anmerkung: n.b. bedeutet, daß die Variable in der Analyse nicht berücksichtigt wurde.

Note: n.b. means that the variable is not considered in the analysis.

Die regressionsanalytischen Befunde für die Gerechtigkeitsbewertungen der Haushaltsarbeit und der Kinderbetreuung sind weitgehend äquivalent. In beiden Fällen erweist sich der referentielle Vergleich der vom Partner im jeweiligen Arbeitsbereich verglichen zu anderen Männern erbrachten Beiträge als bedeutsamster Prädiktor. Weitere signifikante Prädiktorleistungen erbringen der (relationale) Vergleich der von der Frau im jeweiligen Bereich erbrachten Leistungen mit jenen ihres Partners, der (referentielle) Vergleich der von der Frau im jeweiligen Bereich erbrachten Leistungen mit jenen anderer Frauen, sowie der (referentielle) Vergleich der vom Mann im jeweils anderen Bereich geleisteten Beiträge mit jenen anderer Männer. Der letztgenannte Befund kann im Sinne der Equity-Theorie (Walster et al., 1978) dahingehend interpretiert werden, daß z.B. geringere Beitragsleistungen in der Haushaltsarbeit durch erhöhte Beitragsleistungen in der Kinderbetreuung kompensiert werden können. Interessanterweise gilt diese Kompensationsmöglichkeit aber nur zwischen den beiden Bereichen der Familienarbeit, während die berufliche Belastung nicht als Kompensat in die Gerechtigkeitsbeurteilung eingeht.

Logistische Regressionen: Ein Schwachpunkt der bisher berichteten Analysen kann darin gesehen werden, daß (lineare multiple) Regressionsanalysen zur Beantwortung der Frage, mit welchen Variablen Ungerechtigkeitswahrnehmungen einhergehen, bei den vorliegenden Daten nicht sehr aussagekräftig sind. Dies deshalb, weil die Mehrzahl der Probanden die Aufteilung nicht als ungerecht sondern nur mehr oder weniger gerecht beurteilt hat. Daher wurden in einem weiteren Auswertungsschritt die Gerechtigkeitsbeurteilungen dichotomisiert und logistische Regressionen gerechnet. Die logistischen Regressionen sollten zeigen, ob die als Prädiktoren der Gerechtigkeitsbeurteilung identifizierten Variablen auch zwischen „gerecht“- und „ungerecht“-Urteilen diskriminieren.

Die Befunde decken sich im wesentlichen, wenn auch nicht in allen Details, mit jenen der (lineare multiple) Regressionsanalysen (Tabelle 7). Die Aufteilung der Haushaltsarbeit wird von Frauen mit umso größerer Wahrscheinlichkeit als ungerecht beurteilt, je weniger Haushaltsarbeit ($\underline{B}=.75$) und Kinderbetreuung ($\underline{B}=.58$) der Partner verglichen zu anderen Männern vollbringt und je mehr Haushaltsarbeit die Frauen verglichen zu ihrem Partner verrichten ($\underline{B}=.37$). Weiters wird die Aufteilung von berufstätigen Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit als ungerecht bezeichnet als von nicht berufstätigen Frauen ($\underline{B}=-.74$). Die Aufteilung der Kinderbetreuung wird umso wahrscheinlicher als ungerecht bezeichnet, je weniger die Männer verglichen zu anderen Männern zur Kinderbetreuung ($\underline{B}=1.24$) und zur Haushaltsarbeit ($\underline{B}=.25$) beitragen, je mehr Kinderbetreuung die Frauen verglichen zu ihrem Partner verrichten ($\underline{B}=.49$) und je mehr Kinderbetreuung sie verglichen zu anderen Frauen tun ($\underline{B}=-.51$).

**Tabelle 7: Logistische Regressionen:
Gerechtigkeit der Aufteilung der Haushaltsarbeit und
Kinderbetreuung**

**Table 7: Logistic regression analyses:
Perceived justice of the division of household labor and childcare**

Prädiktoren	Haushaltsarbeit <i>household labor</i>		Kinderbetreuung <i>childcare</i>	
	B	Exp(B)	B	Exp(B)
Vergleich Frau-Mann Haushalt <i>comparison woman vs. man: household</i>	.37	1.46		
Vergleich Frau-Mann Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. man: childcare</i>			.49	1.63
Vergleich Frau-Frauen Haushalt <i>comparison woman vs. women: household</i>				
Vergleich Mann-Männer Haushalt <i>comparison man vs. men: household</i>	.75	2.12	.25	1.28
Vergleich Frau-Frauen Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. women: childcare</i>			-.51	.60
Vergleich Mann-Männer Kinderbetreuung <i>comparison man vs. men: childcare</i>	.58	1.79	1.24	3.47
Aufteilung im Elternhaus <i>division of labor in parental home</i>				
Berufstätigkeit Frau <i>employment status woman</i>	-.74	.48		
Berufsbelastung Partner <i>work load partner</i>				
Beziehungsstatus <i>relationship status</i>				
Anzahl der Kinder <i>number of children</i>				
Chi-Quadrat-Modell <i>Chi-square model</i>	260.17		302.17	

**2.3.3 Konflikte über die Aufteilungen von Haushaltsarbeit und
Kinderbetreuung:**

In den Regressionsanalysen zur Häufigkeit von Konflikten über die Aufteilung von Haushaltsarbeit (Tabelle 8) und Kinderbetreuung (Tabelle 9) wurde zusätzlich zu den Prädiktoren der zuvor berichteten Analysen die Gerechtigkeitsbewertung als weiterer Prädiktor berücksichtigt.

Konflikte über die Aufteilung der Haushaltsarbeit:

Frauen berichten umso mehr Konflikte über die Haushaltsarbeit, je weniger gerecht sie die Aufteilung der Haushaltsarbeit ($\beta = -.35$) und der Kinderbetreuungsaktivitäten ($\beta = -.10$) finden, sowie je mehr sie selbst ($\beta = .08$) und je weniger

ihr Partner ($\beta = -.07$) verglichen zu den jeweiligen GeschlechtsgenossInnen erbringen. Entgegen den Erwartungen berichten Frauen umso weniger Konflikte, je mehr Haushaltsarbeit sie verglichen zu ihrem Partner verrichten ($\beta = .10$). Hier muß es sich um einen Suppressoreffekt handeln, die einfache Korrelation zwischen den beiden Variablen geht in die andere, d.h. die erwartete Richtung. Die aufgeklärte Varianz beträgt 20%. Die Befunde für berufstätige und nicht berufstätige Frauen sind bis auf geringfügige Unterschiede vergleichbar.

Tabelle 8: Multiple Regressionsanalysen der Konflikthäufigkeit bezüglich der Verteilung von Hausarbeit; signifikante standardisierte Regressionskoeffizienten (β)

Table 8: Multiple regression analyses of the frequency of conflicts about the division of household labor; significant standardized regression coefficients

Prädiktoren	Gesamt <i>total</i>	nicht berufstätig <i>unemployed</i>	berufstätig <i>employ</i>
Gerechtigkeit Haushalt <i>justice: household</i>	-.35	-.32	-.44
Gerechtigkeit Kinderbetreuung <i>justice: childcare</i>	-.10	-.14	
Vergleich Frau-Mann Haushalt <i>comparison woman vs. man: household</i>	.10	.10	.08
Vergleich Frau-Mann Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. man: childcare</i>			
Vergleich Frau-Frauen Haushalt <i>comparison woman vs. women: household</i>	.08	.07	.10
Vergleich Mann-Männer Haushalt <i>comparison man vs. men: household</i>	-.07	-.10	
Vergleich Frau-Frauen Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. women: childcare</i>			
Vergleich Mann-Männer Kinderbetreuung <i>comparison man vs. men: childcare</i>			
Aufteilung im Elternhaus <i>division of labor in parental home</i>			
Berufstätigkeit Frau <i>employment status woman</i>		n.b.	n.b.
Berufsbelastung Partner <i>work load partner</i>			
Beziehungsstatus <i>relationship status</i>			
Anzahl der Kinder <i>number of children</i>			
Berufsbelastung Frau vs. Mann <i>work load woman vs. man</i>	n.b.	n.b.	
R ² adjusted	.20	.20	.20
F	107.54	61.83	66.33
df	5; 2113	5; 1235	3; 800

Anmerkung: n.b. bedeutet, daß die Variable in der Analyse nicht berücksichtigt wurde.

Note: n.b. means that the variable is not considered in the analysis.

Tabelle 9: Multiple Regressionsanalysen der Konflikthäufigkeit bezüglich der Verteilung von Kinderbetreuung; signifikante standardisierte Regressionskoeffizienten (β)

Table 9: Multiple regression analyses of the frequency of conflicts about the division of childcare; significant standardized regression coefficients

Prädiktoren	Gesamt <i>total</i>	nicht berufstätig <i>unemployed</i>	berufstätig <i>employ</i>
Gerechtigkeit Haushalt <i>justice: household</i>	-.12	-.11	-.10
Gerechtigkeit Kinderbetreuung <i>justice: childcare</i>	-.29	-.30	-.30
Vergleich Frau-Mann Haushalt <i>comparison woman vs. man: household</i>	.08	.14	
Vergleich Frau-Mann Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. man: childcare</i>	-.07	-.08	-.09
Vergleich Frau-Frauen Haushalt <i>comparison woman vs. women: household</i>			
Vergleich Mann-Männer Haushalt <i>comparison man vs. men: household</i>	-.06		
Vergleich Frau-Frauen Kinderbetreuung <i>comparison woman vs. women: childcare</i>	.11	.08	.13
Vergleich Mann-Männer Kinderbetreuung <i>comparison man vs. men: childcare</i>	-.14	-.15	
Aufteilung im Elternhaus <i>division of labor in parental home</i>			
Berufstätigkeit Frau <i>employment status woman</i>		n.b.	n.b.
Berufsbelastung Partner <i>work load partner</i>	.05		.09
Beziehungsstatus <i>relationship status</i>			
Anzahl der Kinder <i>number of children</i>			
Berufsbelastung Frau vs. Mann <i>work load woman vs. man</i>	n.b.	n.b.	
R ² adjusted	.21	.23	.19
F	72.88	62.26	38.51
df	8; 2110	6; 1234	5; 798

Anmerkung: n.b. bedeutet, daß die Variable in der Analyse nicht berücksichtigt wurde.

Note: n.b. means that the variable is not considered in the analysis.

Konflikte über die Aufteilung der Kinderbetreuungsaufgaben:

Frauen berichten über mehr Konflikte über die Aufteilung der Kinderbetreuungsaufgaben, je weniger gerecht sie diese ($\beta = -.29$) und die Aufteilung der Haushaltsarbeiten ($\beta = -.12$) empfinden, je mehr sie selbst verglichen zu ihrem Partner zur Kinderbetreuung beitragen ($\beta = -.07$), je weniger Kinderbetreuung der Partner verglichen zu anderen Männern erledigt ($\beta = -.14$), je mehr Kinderbetreuung sie selbst verglichen zu anderen Frauen erledigen ($\beta = .11$) und je weniger belastet der Partner im beruflichen Alltag ist ($\beta = .05$). Entgegen den Erwartungen berichten sie zudem weniger Konflikte, je mehr Haushaltsarbeit sie verglichen zu ihrem Partner machen ($\beta = .08$) und je weniger Haushaltsarbeit der Partner verglichen zu anderen Männern erledigt ($\beta = .06$). Bei diesen erwartungsdiskrepanten Ergebnissen dürften wiederum Suppressoreffekte vorliegen, da die einfachen Korrelationen in die erwartete Richtung weisen. Die aufgeklärte Varianz beträgt 21%. Die Befunde für berufstätige und nicht berufstätige Frauen sind in den wesentlichen Punkten vergleichbar.

Ein Vergleich der regressionsanalytischen Ergebnisse für die Häufigkeit von Konflikten in bezug auf die Haushaltsarbeit und die Kinderbetreuung zeigt eine weitgehende Entsprechung. In beiden Fällen trägt die Gerechtigkeitsbeurteilung der Aufteilung am meisten zur Vorhersage bei. Weitere wichtige Prädiktoren sind die referentiellen Vergleiche der Beiträge von Frau und Mann zum jeweiligen Bereich der Familienarbeit mit den Beiträgen anderer Frauen bzw. Männer.

2.4 Diskussion

In Übereinstimmung mit einer großen Zahl anderer Untersuchungen (vgl. Shelton & John, 1996) zeigen auch die Daten des FFS Österreich 1996 eine stark ungleiche Arbeitsaufteilung der Familienarbeit zwischen Frau und Mann, wobei die Hauptlast auf die Frauen entfällt. Dies gilt sowohl für die Haushaltsarbeit, die Pflege älterer und pflegebedürftiger Familienangehöriger als auch für die Betreuung der Kinder. Männer leisten nur hinsichtlich einiger weniger Aufgaben gleich große oder größere Beiträge als Frauen – überwiegend bei wenig zeit- und arbeitsintensiven Tätigkeiten. Trotz der Unausgewogenheit wird die Arbeitsaufteilung nur von wenigen Frauen als ungerecht beurteilt und ist auch selten Gegenstand von Konflikten. Der Anteil der Frauen, von denen die Aufteilung der Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung als ungerecht bezeichnet wird, ist in der hier untersuchten Stichprobe noch geringer als in der Mehrzahl anderer einschlägiger Studien (vgl. Mikula, 1998). Eine Interpretation dieses Tatbestandes ist in diesem Rahmen, ohne eine systematische Analyse potentieller Bedingungsfaktoren, nicht möglich.

Zentrales Thema der vorliegenden Studie war die Analyse von Variablen, die mit Ungerechtigkeitswahrnehmungen und Konflikten bezüglich der Aufteilung von Familienarbeit in Zusammenhang stehen. Besonderes Interesse galt dabei den

Ergebnissen sozialer Vergleiche. Zwei Arten sozialer Vergleiche wurden unterschieden und berücksichtigt. Referentielle Vergleiche, wo die Arbeitsbeiträge einer Person mit jenen anderer Vertreter des gleichen Geschlechts verglichen werden, und relationale Vergleiche, bei denen die Arbeitsbeiträge der Partner innerhalb einer Beziehung gegenübergestellt werden. Während die Ergebnisse referentieller Vergleiche in entsprechend formulierten Fragen direkt erhoben wurden, mußten die Ergebnisse der relationalen Vergleiche wegen des Fehlens entsprechender Fragen über die von den Frauen zur Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung geleisteten Beiträge operationalisiert werden. Da die Größe der Familienarbeitsbeiträge von Männern und Frauen im allgemeinen hoch negativ korreliert sind, erscheint diese Operationalisierung für die Zwecke der hier berichteten Analysen akzeptabel, wenngleich die Erhebung mittels entsprechend formulierten direkten Fragen (z.B. „Wieviel von der anfallenden Hausarbeit erledigen Sie im Vergleich zu Ihrem Partner?“) zweifellos wünschenswert gewesen wäre.

Die Ergebnisse zeigen, daß sowohl relationale als auch referentielle Vergleiche für die Gerechtigkeitsurteile und die Häufigkeit sozialer Konflikte von Bedeutung sind. Frauen beurteilen die Arbeitsaufteilung umso weniger gerecht und berichten umso mehr Konflikte, je weniger ihr Partner verglichen zu ihnen und verglichen zu anderen Männern tut. Anhand der Größe der standardisierten Regressionskoeffizienten (β) läßt sich erkennen, daß der referentielle Vergleich der Beiträge des Mannes mit den Beiträgen anderer Männer durchgehend der beste Prädiktor war. Dies entspricht weitgehend den Befunden von Freudenthaler (1998), die im Rahmen einer wesentlich differenzierteren Befragungsstudie, dafür aber an einer kleineren und nicht-repräsentativen Stichprobe gewonnen wurden. Frauen beurteilen die Arbeitsaufteilung primär dann als ungerecht, wenn ihr Partner ihrer Meinung nach weniger als andere Männer tut. Hier nicht berichtete Daten lassen erkennen, daß der Großteil der Frauen allerdings der Ansicht ist, daß ihr Partner gleich viel oder mehr Familienarbeit verrichtet als andere Männer. Referentielle Vergleiche der eigenen Arbeitsleistung der Frau mit den Beiträgen anderer Frauen erwiesen sich auch als signifikante Prädiktoren.

Die vergleichsweise große Bedeutung, die referentiellen Vergleichen im Zusammenhang mit Gerechtigkeitsurteilen und sozialen Konflikten zukommt, läßt sich eventuell damit erklären, daß im Falle einer unausgewogenen Aufteilung der Familienarbeit zwischen Mann und Frau referentielle Vergleiche weniger belastend für die eigene Partnerschaft sind als relationale Vergleiche. Dies gilt zumindest dann, wenn die referentiellen Vergleiche, wie dies hier mehrheitlich der Fall ist, zu dem Ergebnis führen, daß die Ungleichheit der Arbeitsaufteilung im eigenen Haushalt jener in anderen Haushalten entspricht, oder sogar weniger extrem ist, und so gesehen als normal und angemessen angesehen werden kann. Zusammen mit dem Befund, daß die Mehrzahl der Frauen in bezug auf die Familienarbeit weder von Ungerechtigkeit spricht noch von sozialen Konflikten berichtet, deutet dies darauf hin, daß die von den Frauen angestellten sozialen Vergleiche von dem Wunsch geleitet sind, zu einem Urteil zu gelangen, das eine positive Einschätzung

des eigenen Partners erlaubt und in diesem Sinne beziehungsdienlich ist (vgl. Freudenthaler, 1998; Freudenthaler & Mikula, 1998).

Die in dieser Arbeit durchgeführten statistischen Analysen erlauben keine Aussagen über kausale Zusammenhänge wie beispielsweise, daß die Gerechtigkeitsurteile eine Folge der wahrgenommenen Ergebnisse sozialer Vergleiche sind. Ein umgekehrter Kausalzusammenhang ist ebenso gut möglich. Frauen, die die Arbeitsaufteilung weniger gerecht empfinden, könnten zur Ansicht neigen, daß sie mehr als andere Frauen leisten und ihr Partner weniger als andere Männer, um so ihr Ungerechtigkeitsempfinden zu begründen. Schließlich könnten die festgestellten Zusammenhänge auch Effekte von Drittvariablen sein. Trotz dieser Unklarheit hinsichtlich der Kausalität sind die Befunde interessant, weil sie Hinweise darauf liefern, daß für die untersuchten Personen soziale Vergleiche und Gerechtigkeitsurteile zusammenhängen – wie dies auch in sozialpsychologischen Gerechtigkeits-theorien postuliert wird (z.B. Major, 1994; Walster et al., 1978).

Eine andere zentrale Fragestellung der vorliegenden Untersuchung betraf den Zusammenhang zwischen wahrgenommener Ungerechtigkeit und Häufigkeit sozialer Konflikte über die Aufteilung von Familienarbeit. Verschiedene Autoren argumentieren, daß Konflikte eine wichtige Voraussetzung dafür sind, daß es in der Gesellschaft zu einem Abbau der unausgewogenen Arbeitsaufteilung zwischen Frau und Mann kommen kann (z.B. Kluwer, 1998; Steil, 1994; Thompson, 1991). Eine systematische Analyse möglicher Bedingungsfaktoren sozialer Konflikte erschien daher angebracht. In den statistischen Analysen erwies sich die Gerechtigkeitsbeurteilung von allen berücksichtigten Variablen als gewichtigster Prädiktor der Häufigkeit von Konflikten. Je weniger gerecht Frauen die Arbeitsaufteilung wahrnahmen, desto häufiger berichteten sie über einschlägige Konflikte. Auch hier gilt, daß die Methodik der Untersuchung keine Aussagen über die Richtung der Zusammenhänge erlaubt. Das Ergebnis steht aber in Einklang mit Postulaten und Befunden anderer Autoren, wonach Ungerechtigkeitswahrnehmungen eine wichtige Auslöserfunktion für soziale Konflikte haben (Blair, 1993; Freudenthaler, 1998; Mederer, 1993; Mikula & Wenzel, 1999; Perry-Jenkins & Folk, 1994; Wenzel et al., 1996).

Anders als in den meisten bisherigen Studien wurden Gerechtigkeitsbeurteilungen und soziale Konflikte in den vorliegenden Analysen sowohl in bezug auf die Haushaltsarbeit als auch in bezug auf die Kinderbetreuung untersucht. Die Befunde waren für beide Facetten der Familienarbeit weitgehend äquivalent. In Übereinstimmung mit Befunden von Kluwer et al. (1996, 1997) schnitt die Aufteilung der Kinderbetreuung hinsichtlich Gerechtigkeitsbeurteilung und Konflikthäufigkeit etwas besser ab als die Aufteilung der Haushaltsarbeit. Die Unterschiede waren jedoch größtmäßig unbedeutend. Die Prädiktoren der Urteile zur Gerechtigkeit und Konflikthäufigkeit erwiesen sich ebenfalls weitgehend identisch.

Vergleiche zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen ergaben geringfügige, aber doch signifikante Unterschiede. Mit anderen Untersuchungen übereinstimmend zeigte sich, daß berufstätige Frauen geringere Beiträge zur

Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung leisten als nicht berufstätige Frauen. Außerdem beurteilten Berufstätige die Aufteilungen weniger gerecht und berichteten eine größere Konflikthäufigkeit. Bei den Regressionsanalysen zeigten sich hingegen keine bedeutenden systematischen Unterschiede. Dies läßt die Schlußfolgerung zu, daß es bei beiden Gruppen von Frauen die gleichen Variablen sind, die mit der Wahrnehmung von Ungerechtigkeit und mit sozialen Konflikten einhergehen.

Literatur

- Blair, S.L. (1993). Employment, family, and perceptions of marital quality among husbands and wives. *Journal of Family Issues*, 14, 189-212.
- Blair, S.L., & Lichter, D.T. (1991). Measuring the division of household labor. *Journal of Family Issues*, 12, 91-113.
- Buunk, B. P. & VanYperen, N.W. (1991). Referential comparisons, relational comparisons and exchange orientation: their relation to marital satisfaction. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 17, 710-718.
- Doblhammer, G., Lutz, W., & Pfeiffer, C. (1997). *Familien- und Fertilitätssurvey (FFS) 1996*. Österreichisches Institut für Familienforschung: Materialiensammlung, Heft 2. Wien.
- Freudenthaler, H.H. (1998). *Gerechtigkeitspsychologische Aspekte der Arbeitsaufteilung in Doppelverdienerhaushalten: Zum (Un)Gerechtigkeitsempfinden von Frauen*. Unveröffentlichte Dissertation. Graz: Karl-Franzens-Universität.
- Freudenthaler, H.H., & Mikula, G. (1998). From unfulfilled wants to the experience of injustice: women's sense of injustice regarding the lop-sided division of household labor. *Social Justice Research*, 11, 289-312.
- Grote, N.K., & Clark, M.S. (1999). *Changes in fairness processes and in marital quality across the transition to parenthood*. Zur Veröffentlichung eingereicht.
- Hawkins, A.J., Marshall, C.M., & Meiners, K.M. (1995). Exploring wives' sense of fairness about family work. *Journal of Family Issues*, 16, 693-721.
- Haeger, G., Mummendey, A., Mielke, R., Blanz, M. & Kanning, U. (1996). Zum Zusammenhang von negativer sozialer Identität und Vergleichen zwischen Personen und Gruppen: Eine Felduntersuchung in Ost- und Westdeutschland. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 27, 259-277.
- Höpflinger, F., & Charles, M. (1990). Innerfamiliäre Arbeitsteilung: Mikrosoziologische Erklärungsansätze und empirische Beobachtungen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 2, 87-113.
- Kluwer, E.S. (1998). *Marital conflict over the the division of labor: when partners become parents*. Enschede: Ipskamp.
- Kluwer, E.S., Heesink, J.A.M., & Van de Vlirt, E. (1996). Marital conflict about the division of household labor and paid work. *Journal of Marriage and the Family*, 58, 958-969.
- Kluwer, E.S., Heesink, J.A.M., & Van de Vlirt, E. (1997). *An interaction-based approach to the division of labor in close relationships: conflict issue, demand/withdraw interaction, and distributive outcomes*. Zur Veröffentlichung eingereicht.
- Levine, J.M., & Moreland, R.L. (1987). Social comparison and outcome evaluation in group contexts. In J.C. Masters, & W.P. Smith (Eds.), *Social comparison, social justice, and relative deprivation* (pp. 105-127). Hillsdale: Erlbaum.

- Major, B. (1993). Gender, entitlement, and the distribution of family labor. *Journal of Social Issues, 45*, 99-115.
- Major, B. (1994). From social inequality to personal entitlement: the role of social comparison, legitimacy appraisal, and group membership. In M. Zanna (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology*. (Vol. 26, pp. 293-355). New York: Academic Press.
- Mederer, H.J. (1993). Division of labor in two-earner homes: task accomplishment versus household management as critical variables in perceptions about family work. *Journal of Marriage and the Family, 55*, 133-145.
- Mikula, G. (1998). Division of household labor and perceived justice: a growing field of research. *Social Justice Research, 11*, 215-241.
- Mikula, G., Freudenthaler, H.H., Brennacher, S., & Brunschko, B. (1997). Division of household labor, perceived justice, and satisfaction in student-households. *Basic and Applied Social Psychology, 19*, 275-298.
- Mikula, G., & Wenzel, M. (1999). Justice and social conflicts: the impact of ideas of justice, perceptions of injustice, and justice arguments on the emergence, course, and resolution of social conflicts. *International Journal of Psychology*, im Druck.
- Perry-Jenkins, M., & Folk, K. (1994). Class, couples, and conflict: effects of the division of labor on assessments of marriage in dual-earner families. *Journal of Marriage and the Family, 56*, 165-180.
- Shaw, S.M. (1988). Gender differences in the definition and perception of household labor. *Family Relations, 37*, 333-337.
- Shelton, B.A. & John, D. (1996). The division of household labor. *Annual Review of Sociology, 22*, 299-322.
- Spitze, G. (1988). Women's employment and family relations: a review. *Journal of Marriage and the Family, 50*, 595-618.
- Steil, J.M. (1994). Equality and entitlement in marriage: benefits and barriers. In M.J. Lerner & G. Mikula (Eds.) *Entitlement and the Affectional Bond. Justice in Close Relationships*. (pp. 229-258). New York: Plenum.
- Thompson, L. (1991). Family work: women's sense of fairness. *Journal of Family Issues, 12*, 181-196.
- Thompson, L. & Walker, A.J. (1989). Gender in families: women and men in marriage, work, and parenthood. *Journal of Marriage and the Family, 51*, 845-871.
- Tyler, T.R., & Smith, H.J. (1998). Social justice and social movements. In D. Gilbert, S.T. Fiske, & G. Lindzey (Eds.), *Handbook of Social Psychology* (4th. ed., pp. 595-629). Boston: McGraw-Hill.
- Walster, E., Walster, W.G., & Berscheid, E., (1978). *Equity: Theory and Research*. Boston: Allyn and Bacon.
- Wenzel, M., Mikula, G., Faber, G., Avci, M., Enge, W., Liekefedt, H., Mummendey, A. & Schulz, P. (1996). Funktionen von Gerechtigkeitsauffassungen und Gerechtigkeitsrhetoriken für Genese, Verlauf und Management von Konflikten. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 27*, 137-147.

3. Familie, Partnerschaft und Lebensqualität

Eine Sekundäranalyse mit LISREL

Family, Partnership and Quality of Life

A Secondary Analysis using LISREL

Wolfgang Schulz, Markus Kienberger

Zusammenfassung

Auf der Grundlage von Daten aus einer repräsentativen Studie zur Lebensqualität in Österreich werden Hypothesen zum Einfluß familiärer Lebensbedingungen auf die subjektive Lebensqualität mit Hilfe Linearer Strukturgleichungsmodelle geprüft.

Die verwendeten Indikatoren werden auf dem Hintergrund der Entwicklung der Lebensqualitätsforschung dargestellt. Konsequenzen für die Forschung werden diskutiert.

Abstract

Based on data from a representative study on the quality of life in Austria, the authors use structural equation models to test hypotheses regarding the influence of families' living conditions on the subjective quality of life.

The development of life quality research constitutes the background for presenting the indicators used in the study. The authors also analyse the implications for research.

3.1 Ausgangssituation – zur Entwicklung der Quality of Life-Forschung

Der Begriff „*Lebensqualität*“ will das Wertvollste bezeichnen, das der Mensch in seinem Leben realisieren kann. Die wissenschaftlichen Konzepte unterscheiden zwischen objektivistischen und subjektivistischen Ansätzen: entweder man spricht von „Haben“, d.h. von Status, von Besitz, von Einkommen und von ökonomischen Indikatoren oder man orientiert sich stärker am „Sein“, d.h. an Lebenszufriedenheit oder an Lebensbereichszufriedenheiten, an Glücksgefühlen, Wohlbefinden, etc.

In der sogenannten „Quality of Life“-Forschung wurde vor allem der subjektivistische Ansatz weiterentwickelt; dazu soll kurz auf die klassischen Arbeiten von Bradburn und Caplovitz (1965), Cantril (1965), Campbell, Converse und Rodgers (1976) sowie Andrews und Withey (1976) hingewiesen werden. Grundsätzlich kann man davon ausgehen, daß auch jeder materielle Nutzen letztendlich in einen subjektiven Nutzen umgewandelt werden muß, dies rechtfertigt den subjektivistischen Forschungsansatz. Es wurde aber auch nachgewiesen, daß der Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen und subjektiver Lebensqualität nur mäßig ausgeprägt ist (Atkinson 1978, Milbrath 1977, Moum 1980).

Der Anstieg in der materiellen Ausstattung eines Landes alleine ist keine Garantie dafür, daß die Menschen zufriedener werden. So konnte Rescher (1972) zeigen, daß zwischen 1949 und 1965 das Pro-Kopf-Einkommen in den USA um 40% gestiegen ist, der Anteil der Amerikaner aber, die sich als „sehr glücklich“ bezeichnen, ist im gleichen Zeitabschnitt erheblich geringer geworden. Ähnliche Daten liegen auch aus der Bundesrepublik Deutschland vor (Noelle-Neumann 1977). Duncan (1975) zieht die Schlußfolgerung, daß durch Wirtschaftswachstum allein Glücksempfinden oder Zufriedenheit der Bevölkerung nicht oder nur in geringem Ausmaß erhöht werden kann.

Allardt (1973, 1977) formuliert dieses Problem in seiner „Politischen Kultur der Armut“ folgendermaßen: Es hängt von der politischen Kultur, der politischen Sozialisation und den jeweiligen politischen Ressourcen ab, inwieweit Mißstände artikuliert werden. Der niedrige Zusammenhang zwischen objektiven und subjektiven Indikatoren hat die Forscher lange beschäftigt und auch der psychologischen Theorie des Anspruchsniveaus neue Aktualität verliehen. Auch die rezente Forschung befaßt sich mit diesem Problem. Generell gilt, daß „objektivistische“ Lebensqualitätsindikatoren (z.B. politische Stabilität, soziale Gerechtigkeit, Stellung der Frau etc.) sehr wohl Korrelationen mit dem materiellen Wohlstandsniveau aufweisen, für Lebenszufriedenheit und Glück (Happiness) ist dies aber nur in geringerem Ausmaß der Fall (vgl. Diener und Diener 1995).

Im deutschsprachigen Raum war es vor allem die Arbeitsgruppe um Zapf (1984), die sich mit dem Zufriedenheitsparadox (viele Menschen sind mit objektiv vergleichsweise schlechten Lebensbedingungen relativ zufrieden) und mit dem Unzufriedenheitsdilemma (trotz guter materieller Lebensbedingungen sind viele

Menschen nicht zufrieden) beschäftigt hat. Will man die objektiven Lebensbedingungen nicht völlig aus den Augen verlieren und auch der Bedeutung subjektiver Lebensqualität gerecht werden, ist es notwendig, in der Forschung beide Aspekte zu berücksichtigen und zueinander in Beziehung zu setzen.

In der Bielefelder Feldstudie (Schulz et al. 1981, 1982, 1983) wurde systematisch der Frage nachgegangen, welche objektiven Gegebenheiten sich am stärksten als „Glücksquellen“ erweisen oder zumindest ein objektiv sichtbares Äquivalent von Glück darstellen. Es zeigt sich bereits hier sehr deutlich, daß Lebensglück (overall-happiness) nur gering mit einzelnen Merkmalen der Familiensituation korreliert, daß sich aber sehr wohl deutliche Zusammenhänge mit spezifischen Lebensbereichen, wie z.B. Glück in der Partnerschaft, auffinden lassen.

Diese Ansätze wurden dann in der österreichischen Repräsentativerhebung (Schulz 1985a, 1985b; Schulz, Norden, Költringer 1988) weiterentwickelt. Die Daten dieser bisher einzigen umfassenden österreichischen Lebensqualitätsuntersuchung werden für die hier präsentierten Analysen herangezogen. Die Auswertungen mit den herkömmlichen multiplen Regressionsanalysen und Pfadmodellen waren zwar geeignet, subjektive Lebensqualität auf die Zufriedenheiten mit verschiedenen Lebensbereichen zurückzuführen – so konnte etwa ein Drittel der Varianz von Lebensqualität erklärt werden – die Aussagekraft dieser Auswertungen bleibt aber doch begrenzt und läßt viele Fragen offen. Die Anwendung linearer Strukturgleichungsmodelle ermöglicht hingegen die Unterscheidung von direkten und indirekten Effekten, eine bessere Berücksichtigung des ordinalen Datenniveaus, eine Schätzung der Meßfehler, aber auch die Überprüfung von Hypothesen, die die Richtung kausaler Einflüsse thematisieren: Läßt sich Lebensqualität als etwas begreifen, das aus der Erfüllung von Bedürfnissen in vielen Lebensbereichen hervorgeht („Bottom-Up“-Hypothese), oder wird die Bewertung der Lebensbereiche maßgeblich von der Grundstimmung beeinflusst, in der sich ein Mensch befindet („Top-Down“-Hypothese). Die Literatur zu diesem Problem ist seit jeher kontroversiell. Vermutlich spielen die jeweiligen Operationalisierungen der Konzepte dabei eine nicht unbedeutende Rolle (Scherpenzeel, Saris 1996). Neuere Analysen dazu wurden auch von Kienberger (1997) durchgeführt.

Bevor auf die Modelle im einzelnen eingegangen wird, soll das hier angewendete Konzept und die Operationalisierung von subjektiver Lebensqualität besprochen werden. Dies ist vor allem für Vergleiche notwendig. Einerseits besteht nur bei der Verwendung gleicher Operationalisierungen die Möglichkeit von Langzeitvergleichen, die besonders interessant wären, betreffen sie doch die Veränderungen in Österreich in einer sehr markanten Entwicklungsphase. Andererseits können Repräsentativdaten als Anker dienen, die Lebensqualität ausgewählter Bevölkerungsgruppen besser einschätzen zu können. So existieren systematische Vergleiche der Gesamtbevölkerung mit Studierenden (Schulz, Norden 1991) und mit Bildenden Künstlern (Schulz, Hametner, Wroblewski 1997).

In Europa gibt es Bemühungen um die Entwicklung eines europäischen Wohlfahrtssurveys (Wissenschaftszentrum Berlin 1996). Die Etablierung solcher Meßinstrumente wird umfassende Vergleiche zwischen Ländern und über längere Zeiträume ermöglichen. Fortschreibungen bereits angewendeter Indikatoren erfordern jedoch Studien, in denen mehrere Indikatoren, d.h. die alten und die neuen, gleichzeitig verwendet werden (conversion-studies).

3.2 Konzept und Operationalisierung subjektiver Lebensqualität

Verschiedene Versuche, die Feeling-States von Bradburn und Caplovits (1965) in eine leicht anwendbare Kurzfassung zu adaptieren, scheiterten an der Zweifaktorenstruktur des Konzepts, das ursprünglich entwickelt wurde, um den sogenannten „Affekt-Balance-Index“ – das Verhältnis der positiven zu den negativen Stimmungslagen – zu konstruieren. Die Häufigkeit positiver Stimmungslagen sagt nichts über das Vorkommen negativer Stimmungslagen aus. So ließ sich zeigen, daß jüngere Menschen sowohl mehr positive, aber auch gleichzeitig mehr negative Stimmungslagen angeben; im fortgeschrittenen Alter hingegen nehmen sowohl positive Stimmungslagen als auch negative Stimmungslagen ab (Schulz et al. 1985).

Überhaupt war die Diskussion in den 80er Jahren sehr stark durch die Kontroverse „Affect versus Cognition“ geprägt (vgl. dazu Andrews, McKenel 1980). Während manche Forscher dafür plädierten, affektbezogene Maße zu verwenden, weil dadurch eher die unmittelbare Reaktion des Menschen auf seine Umwelt sichtbar würde, befürworteten andere die kognitiven Maße, wie etwa Zufriedenheiten mit Lebensbereichen oder die Zufriedenheit mit „dem Leben als Ganzem“. Dagegen wurde wiederum eingewendet, daß kognitive Bewertungen sehr stark von konventionellen Standards mitbestimmt würden, die dem Bewertenden als Bezugsrahmen dienen. Andrews und Withey (1976) konnten in ihrer umfassenden Studie eine große Vielfalt verschiedener Meßtechniken anwenden, wobei positive Korrelationen zwischen den verschiedenen Instrumenten nachgewiesen werden konnten. Die bis heute am häufigsten verwendeten Indikatoren sind die „Delighted-Terrible“-Scale, nach der sowohl Lebensbereiche (Domains) als auch das „Leben als Ganzes“ eingestuft wurden.

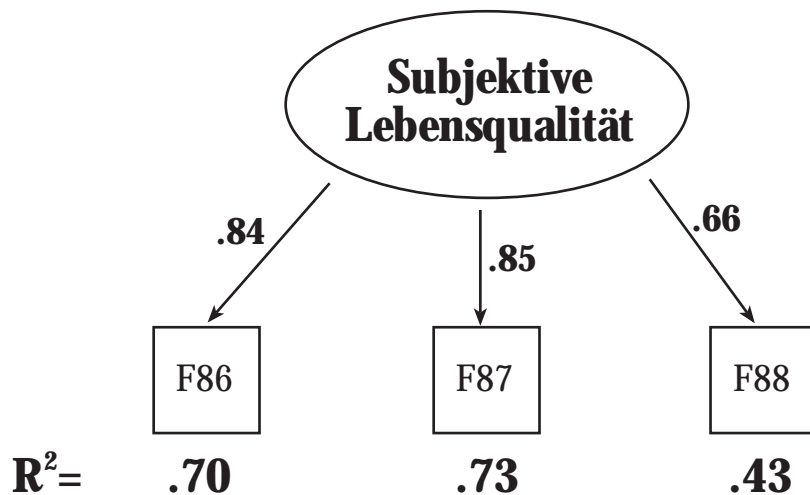
Daneben gibt es Lebensbewertungen nach Leiter- und Thermometervorgaben, Zufriedenheitsfragen nach Lebensbereichen und dem Leben als Ganzem, aber auch Techniken des sozialen Vergleichs (Social Comparison). In den letzteren wird die eigene Situation jeweils auf Vergleichssituationen hin bewertet (z.B.: „Wie beurteilen sie ihre familiäre Situation im Vergleich zu der familiären Situation ihrer meisten Freunde und Bekannten?“ etc.). Diese soziale Vergleichstechnik wird auch im sogenannten MDT-Approach (Multiple-Discrepancy-Theory, Michalos 1991) angewendet.

Für die österreichische Repräsentativerhebung wurde ein leicht abfragbares Maß aus drei Indikatoren angewendet, welches zu einer Summenskala vom Likert-Typ zusammengefaßt wurde: Damit konnte nach einem einfachen Punktwertverfahren die österreichische Bevölkerung in Gruppen höherer und niedriger Lebensqualität eingestuft werden. Es wurden „Overall-Zufriedenheit“ und „Glück“ (Overall-Happiness) sowie „Wohlbefinden“ erhoben (Tab. A1). Diese Operationalisierung der Lebensqualität folgt auch der Definition von Veenhoven (1984, p. 22): „Happiness is then: the degree to which an individual judges the overall quality of life as a whole favorably“.

Abb. 1 zeigt das entsprechende Meßmodell, das in der Arbeit von Kienberger (1997) einer ausführlichen Konstruktvalidierung unterzogen wurde. Die Schätzung erfolgte im Programmpaket LISREL® 8.20 mit polychorischen Korrelationen und dem Weighted Least Squares-Schätzer (Jöreskog, Sörbom 1996a), worauf weiter unten noch genauer eingegangen wird.

Abb. 1: Meßmodell Lebensqualität. Standardisierte Koeffizienten.

Fig. 1: Standardised Coefficients for subjective quality of live.



Die in Abb. 1 dargestellten Koeffizienten (Faktorladungen) stellen ein Maß der formalen Validität der Variablen dar, R² gilt als Maß der Reliabilität (Bollen 1989, 197ff.)

Alle drei Variablen laden hoch auf einer latenten Variable. Item F88, welches das psychosomatische Wohlbefinden mißt, fällt hinsichtlich der Validität und Reliabilität zurück. Da aber die Werte an sich zufriedenstellend hoch sind, scheint die Zusammenfassung der drei Variablen zu einer Skala gerechtfertigt.

3.3 Modellbildung

3.3.1 Fragestellung und Auswahl der Indikatoren

Die Auswahl der erklärenden Variablen, auf die Lebensqualität ursprünglich zurückgeführt werden sollte, basiert auf einer Reihe von Studien, in denen besonders die Bedeutung verschiedener Aspekte des Familienlebens für die Zufriedenheit mit der Beziehung der Partner und die Stabilität von Ehen studiert wurden (vgl. Untersuchungen, die im Rahmen des zweiten Familienberichts der Bundesregierung entstanden sind: Schulz, Weiss, Strodl 1980). Auch Studien aus der Bundesrepublik wiesen in dieser Zeit die große Bedeutung von Familienleben und Partnerschaft für die Lebensqualität nach (Glatzer 1984).

In der österreichischen Studie zeigten sich vor allem Sexualität und Kommunikation („mit dem Partner über sprechen können“) als zentrale Gratifikationen des Ehe- und Familienlebens, die auch meistens mit dem Gefühl der Geborgenheit und der Sicherheit einhergehen. Der „Zerfall“ der Familie in voneinander relativ unabhängige Teilbereiche – Qualität der Partnerbeziehung einerseits, Bedeutung des Kindes andererseits – wurde bereits in dieser Studie sichtbar: Die Zufriedenheit mit der Partnerbeziehung und die Zufriedenheit mit dem Kind stellten sich nämlich als zwei voneinander unabhängige Faktoren dar. Im Bewußtsein der Eltern wurde daher eine Aufspaltung der bislang gemeinsam gedachten Aspekte – Partnerbeziehung und Beziehung zum Kind – sichtbar. Dieser Strukturwandel wurde als Entwicklung „Von der Institution Familie zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind“ (Schulz 1983) beschrieben. Dieser Trend wird auch als Teilprozeß der „Individualisierung“ gesehen und in vielen neueren Studien bestätigt (vgl. Nave-Herz 1988, Beck, Beck-Gernsheim 1994).

Die Hauptfragestellung lautet nun, inwieweit sich diese zentralen Aspekte des Familienlebens und der Partnerschaft auf subjektive Lebensqualität auswirken, wobei als erklärende Variablen eher objektive als subjektive Maße herangezogen werden. Angaben der Befragten über Häufigkeiten sind zwar letztlich auch 'subjektiv', sie stellen aber unseres Erachtens eine doch verhaltensnähere Messung dar als lediglich Zufriedenheitsangaben. Diese Häufigkeitsangaben beziehen sich auf verschiedene Inhalte der Kommunikation mit dem Partner, auf die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs und die Häufigkeit der Beschäftigung mit dem Kind. Zusätzlich werden noch subjektive Bewertungen von Teilaspekten und der Partnerschaft als Ganzes als intervenierende Größen in das Modell aufgenommen. Die Hypothesenbildung im Modell folgt der Vorstellung, daß das primäre Verhalten von den Betroffenen einer Bewertung unterzogen wird; es wird also angenommen, daß das Verhalten subjektive Lebensqualität sowohl direkt als auch indirekt über entsprechende Bewertungen beeinflusst.

3.3.2 Modellspezifikation und -identifikation

Meße Ebene: Indikatoren und Konstrukte

Das Modell wird als lineares Strukturgleichungsmodell mit latenten Variablen spezifiziert und mit Hilfe des Programmpaketes LISREL® 8.20 (Jöreskog, Sörbom 1996a) geschätzt.

Lineare Strukturgleichungsmodelle mit latenten Variablen bestehen einerseits aus Meßmodellen, in denen die Beziehungen zwischen den latenten Variablen und den Indikatoren hergestellt werden. Die Koeffizienten im Meßmodell stellen Kennwerte für die Validität und Reliabilität der verwendeten Indikatoren dar.

Andererseits werden auf der Strukturebene Beziehungen zwischen den latenten Variablen hergestellt. Geschieht dies in Form von kausalen Beziehungen, können für jede endogene latente Variable der Anteil der erklärten Varianz und für jede entsprechende exogene latente Variable ein entsprechender Pfadkoeffizient, der ein Maß für die Richtung und Stärke der Wirkung darstellt, angegeben werden.

Das hier besprochene Modell wird mit Hilfe von 11 manifesten Variablen gebildet (Tabellen A1 bis A5 - siehe Anhang am Beitragsende). Die Auswahl dieser Indikatoren erfolgte aufgrund der weiter oben beschriebenen theoretischen Überlegungen und auf der Grundlage ausführlicher Analysen im Vorfeld. Es werden 5 latente Variablen gebildet, wobei hier zu beachten ist, daß zwei Konstrukte mit nur einem Indikator gemessen werden:

1. Das **„Ausmaß der Beschäftigung mit den Kindern“** (in Stunden) wird durch die Variable IZEKI (Tab. A2) abgebildet.
2. Die **„Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs“** wird durch die Variable V52 (Tab. A3) gemessen.
3. Die **„Kommunikation mit dem Partner“** wird durch die drei Indikatoren F18C, F18D und F18E (Tab. A4) gemessen.
4. Die **„Subjektive Bewertung der Partnerschaft“** wird durch die Variablen V77, V78 und V79 (Tab. A5) abgebildet.
5. Die **„Subjektive Lebensqualität“** ist ein multiples Indikatorenmodell mit F86, F87 und F88 (Tab. A1).

Strukturebene: spezifizierte Pfade

Dem Ausgangsmodell liegen folgende Hypothesen hinsichtlich der Wirkungszusammenhänge auf der latenten Ebene zugrunde:

1. Die exogenen latenten Variablen ‚Kommunikation mit dem Partner‘, ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ und ‚Beschäftigung mit den Kindern‘ wirken direkt auf die endogene Variable ‚Subjektive Lebensqualität‘.

2. Die exogenen latenten Variablen ‚Kommunikation mit dem Partner‘ und ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ wirken auf die latente Variable ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘.
3. Die exogenen latenten Variablen ‚Kommunikation mit dem Partner‘ und ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ wirken indirekt über die intervenierende latente Variable ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘ auf die abhängige latente Variable ‚Subjektive Lebensqualität‘.
4. Die endogene latente Variable ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘ wirkt ihrerseits auf die ‚Subjektive Lebensqualität‘.

Diese postulierten Wirkungszusammenhänge sind auch aus der Darstellung in Abb. 2 ersichtlich.

Identifikation und Schätzverfahren

Bezüglich der Identifikation des Modells wird hier nur auf eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung eingegangen. Diese besteht darin, daß die Anzahl der Freiheitsgrade größer oder gleich null sein muß (Schumacker, Lomax 1996, p.99ff.). Die Anzahl der Freiheitsgrade (Degrees of Freedom, df) errechnet sich aus der Anzahl der manifesten abhängigen (p) und unabhängigen (q) Variablen und der Anzahl der zu schätzenden Parameter (t) mit $df = 1/2 (p+q) (p+q+1) - t = 1/2 (11) (12) - 29 = 37$.

Da für die ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ und die ‚Beschäftigung mit den Kindern‘ jeweils nur ein Indikator zur Verfügung steht, müssen die entsprechenden Faktorladungen auf 1 und die dazugehörigen Meßfehler auf 0 fixiert werden, wodurch eine perfekte Meßbeziehung unterstellt wird.

Die Schätzung der Parameter erfolgt auf der Grundlage von polychorischen Korrelationen und dem Schätzverfahren ‚Weighted Least Squares‘ (WLS). Die Berechnung polychorischer Korrelationskoeffizienten erfolgt im Programmpaket PRELIS™ 2.20 (Jöreskog, Sörbom, 1996b) auf der Basis paarweiser Kontingenztafeln und berücksichtigt das ordinale Meßniveau der Variablen (Bollen 1989, p. 440f.).

Durch die Verwendung einer entsprechenden Gewichtungsmatrix können bei der Schätzung der Parameter auch die höheren Momente (Schiefe, Kurtosis) der Verteilungen der Variablen berücksichtigt werden, wobei in diesem Fall das Kriterium einer ausreichend großen Stichprobe erfüllt ist (Jöreskog, Sörbom 1996a, p. 21ff.).

Das Schätzverfahren WLS minimiert die Abweichungen der Elemente in der modellimmanenten Korrelationsmatrix (Σ) von den Elementen in der empirischen Korrelationsmatrix (S). Der Chi²- Test testet die Nullhypothese, daß die empirische Korrelationsmatrix (S) mit der modellimmanenten Korrelationsmatrix (Σ) identisch ist. Da die Maßzahl Chi² auch hier direkt von der Fallzahl abhängig ist, wurde eine Reihe weiterer Maßzahlen entwickelt, die von der Stichprobengröße unabhän-

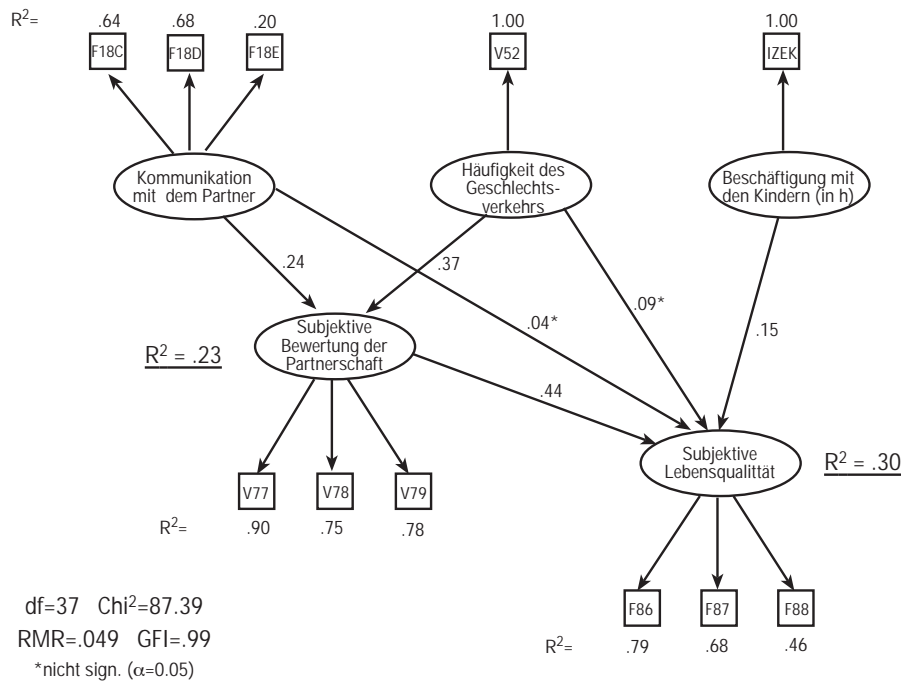
gig sind. So gibt der Goodness of Fit-Index (GFI) den Anteil der Varianz bzw. Kovarianz in der empirischen Matrix (S) wieder, der durch die modellimmanente Matrix (Σ) reproduziert wird. Dieser Wert kann zwischen 0 und 1 liegen, wobei ein Wert von 1 die 100prozentige Reproduktion der empirischen Matrix anzeigt. Ein weiteres Maß der Güte der Anpassung ist das ‚Root Mean Square Residual‘-Maß, welches den Anteil der Varianz angibt, der nicht durch das Modell erklärt wird. Es errechnet sich aus der Quadratwurzel der mittleren quadratischen Abweichung zwischen den Elementen in (S) und (Σ) (Jöreskog, Sörbom 1996a).

3.3.3 Schätzung der Parameter

Abb. 2 zeigt das Ergebnis der Schätzung, wobei hier aufgrund der Eingabe einer Korrelationsmatrix alle Koeffizienten standardisiert sind.

Abb. 2: Ausgangsmodell. Alle Parameter standardisiert.

Fig. 2: Basic model, all parameters standardised.



Reliabilitäten, Meßfehler

Wie schon weiter oben besprochen, werden die Konstrukte ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ und ‚Beschäftigung mit den Kindern‘ mit jeweils einem Indikator gemessen. Durch die so unterstellte perfekte Meßbeziehung beträgt die erklärte Varianz der manifesten Variablen 100 Prozent.

Die latente Variable ‚Kommunikation mit dem Partner‘ wird durch drei Indikatoren gemessen. Während F18C und F18D gute Werte hinsichtlich der Reliabilität zeigen, fällt die Variable F18E, die in den Voranalysen mit der gesamten Stichprobe bessere Werte brachte, hier mit $R^2 = 0.20$ deutlich zurück (Abb. 2).

Das Konstrukt ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘ wird durch drei hoch-reliable Indikatoren gemessen, die Werte für R^2 liegen bei 0.75, 0.78 und 0.90.

Die zentrale abhängige latente Variable ‚Subjektive Lebensqualität‘ wird durch die verwendeten Indikatoren ebenfalls sehr gut abgebildet. Die Variablen F86 und F87, die den kognitiven und den affektiven Aspekt subjektiver Lebensqualität messen, laden mit 0.89 bzw. 0.82 sehr hoch. Die Variable F88, die das psychosomatische Wohlbefinden mißt, fällt mit einer Ladung von 0.67 etwas zurück¹. Dieser Umstand ist auch aus Abb. 1 ersichtlich und aus Voruntersuchungen, welche hinsichtlich der Meßqualität aller drei Items zu ähnlichen Ergebnissen kamen, bekannt (Kienberger 1997).

Strukturkoeffizienten, erklärte Varianzen der latenten Variablen

Die im Ausgangsmodell postulierten direkten Effekte von ‚Kommunikation mit dem Partner‘ und ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ liegen beide knapp bei 0 und sind *nicht signifikant* (Abb. 2). Allerdings zeigen beide Variablen einen indirekten Effekt über die intervenierende latente Variable ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘, deren Varianz sie zu 23% erklären. Das Ausmaß der ‚Beschäftigung mit den Kindern‘ zeigt einen schwachen, aber signifikanten direkten Einfluß auf die ‚Subjektive Lebensqualität‘.

Die stärkste Wirkung zeigt die ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘, die mit 0.44 auf die ‚Subjektive Lebensqualität‘ wirkt.

Insgesamt erklärt dieses Modell 30% der Varianz der abhängigen latenten Variable ‚Subjektive Lebensqualität‘. Auf die entsprechende Zerlegung in direkte und indirekte Effekte wird weiter unten noch eingegangen.

¹ Die Ladungen ergeben sich aus der Quadratwurzel des jeweiligen R^2 und werden hier aus Gründen der Übersichtlichkeit in der Grafik nicht dargestellt.

3.3.4 Beurteilung der Modellanpassung, Modellmodifikation

Globale und lokale Anpassungsmaße

Zur ersten globalen Beurteilung der Anpassungsgüte des Modells werden die in Abschnitt 3.1 beschriebenen Kenngrößen verwendet.

Das Modell zeigt mit einem χ^2 -Wert von 87.39 bei 37 Freiheitsgraden und einer Stichprobengröße von $N=614$ eine gute Anpassung. Auch der RMR-Wert mit 0.049 und der GFI mit 0.99 deuten darauf hin, daß das Modell die empirische Korrelationsmatrix sehr gut reproduziert.

Hinsichtlich der lokalen Anpassung zeigt sich in der Abweichungsmatrix ‚Fitted Residuals‘ (Jöreskog, Sörbom 1996a) die größte Abweichung für das Element (V52, V79). Das Programm zeigt an, daß durch die Zulassung einer Korrelation der Meßfehler der beiden Variablen eine deutliche Verbesserung des Modells herbeigeführt werden könnte; der χ^2 -Wert würde um ca. 30 Punkte sinken. Dieser Umstand deutet auf zweierlei hin: beide Variablen betreffen das Sexualleben in der Beziehung und rufen deshalb zu einem bestimmten Ausmaß denselben Meßfehler hervor (d.h., daß hier ein ungemessener „Methodenfaktor“ auf beide Variablen wirkt). Das bedeutet aber auch, daß diese beiden Variablen durch die beiden Konstrukte nicht eindeutig getrennt werden.

Alle anderen Werte in dieser Matrix liegen deutlich unter dem kritischen Wert von 0.10 und geben keinen Hinweis auf weitere Abweichungen.

Modifikation des Modells

Aufgrund der bisher beschriebenen Beurteilung des Modells kommt es zu folgenden Modifikationen, die in der folgenden Neuschätzung berücksichtigt werden:

Die nicht signifikanten direkten Pfade von ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ und ‚Kommunikation mit dem Partner‘ auf die ‚Subjektive Lebensqualität‘ werden auf den Wert 0 fixiert.

Die angedeutete Meßfehlerkorrelation der Variablen V52 und V79 wird freigesetzt. Dieser Schritt scheint, wie schon erwähnt, von einem inhaltlichen Standpunkt her gerechtfertigt, wenn er auch auf eine formale Schwäche im Modell (Konstruktvalidität) hinweist. Der alternative Modifikationsschritt, nämlich eine der beiden Variablen zu eliminieren, würde zu einer unerwünschten Reduktion des Modells führen.

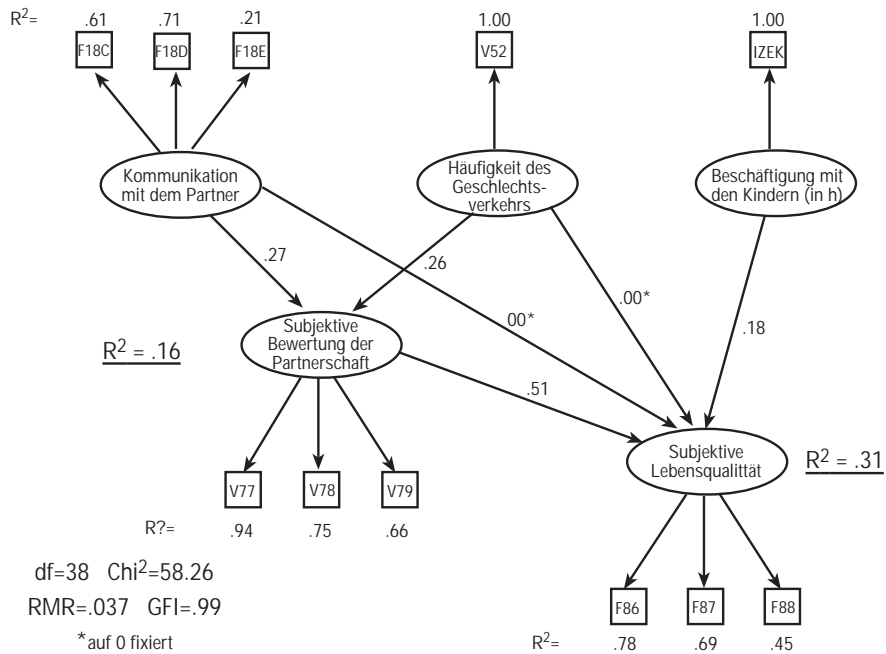
Durch die Fixierung der zwei nicht signifikanten Parameter werden zwei Freiheitsgrade gewonnen, durch die Freisetzung der Fehlerkorrelation wird einer verloren. Das so modifizierte Modell hat also 38 Freiheitsgrade.

3.3.5 Schätzung und Beurteilung des modifizierten Modells

Reliabilitäten, Strukturkoeffizienten, erklärte Varianz der latenten Variablen

Abb. 3 zeigt das modifizierte Modell. Die Korrelation der Meßfehler von V52 und V79 ist aus Gründen der Übersichtlichkeit grafisch nicht dargestellt ($r=0.21$).

Abb. 3: Modifiziertes Modell. Alle Parameter standardisiert.
Fig. 3: Modified model, all parameters standardised



Auf der Meßebene ergeben sich bis auf die Indikatoren, die von der Modifikation betroffen sind, keine beachtenswerte Unterschiede. Da ein Teil der Varianz durch die zusätzlich eingeführte Korrelation erklärt wird, sinken sowohl die Reliabilität von V79 als auch die erklärte Varianz der latenten Variable ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘ und der entsprechende Pfadkoeffizient von ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘.

Ansonsten ergeben sich auf der Strukturebene nur minimale Veränderungen; der Pfad von ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘ auf ‚Subjektive Lebensqualität‘ wird etwas größer, da er jetzt die zuvor auspartialisierten Effekte von ‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘ und ‚Kommunikation mit dem Partner‘ enthält.

Das Modell erklärt 31% der Varianz der zentralen abhängigen Variable ‚Subjektive Lebensqualität‘.

Effektzerlegung

Die in Abb. 3 dargestellten Effekte können als direkte (Tab. 1), indirekte (Tab. 2) und totale Effekte (Tab. 3) dargestellt werden.

Tab. 1: Direkte Effekte. t- Werte in Klammern.

Tab. 1: Direct effects, t-values in parantheses

	‚Kommunikation mit dem Partner‘	‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘	‚Beschäftigung mit den Kindern‘	‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘
‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘	0.27 (5.32)	0.26 (5.32)	–	–
‚Subjektive Lebensqualität‘	–	–	0.18 (4.24)	0.51 (9.03)

Tab. 2: Indirekte Effekte. t- Werte in Klammern.

Tab. 2: Indirect effects, t-values in parantheses.

	‚Kommunikation mit dem Partner‘	‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘	‚Beschäftigung mit den Kindern‘	‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘
‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘	–	–	–	–
‚Subjektive Lebensqualität‘	0.14 (4.82)	0.13 (4.72)	–	–

Tab. 3: Totale Effekte. t- Werte in Klammern.

Tab. 3: Total effects, t-values in parantheses.

	‚Kommunikation mit dem Partner‘	‚Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs‘	‚Beschäftigung mit den Kindern‘	‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘
‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘	0.27 (5.32)	0.26 (5.32)	–	–
‚Subjektive Lebensqualität‘	0.14 (4.82)	0.13 (4.72)	0.18 (4.24)	0.51 (9.03)

Globale und lokale Anpassungsmaße

Das modifizierte Modell zeigt mit einem χ^2 -Wert von 58.36 bei 38 Freiheitsgraden und einer Stichprobengröße von $N=614$ eine ausgezeichnete Anpassung.

Der RMR-Wert verbessert sich auf 0.037 und der GFI zeigt, daß das Modell 99 Prozent der empirischen Korrelationsmatrix reproduziert.

In der Abweichungsmatrix liegen alle Werte unter dem kritischen Wert von 0.10, die größte Abweichung beträgt 0.07.

Da das Modell eine äußerst gute Anpassung zeigt und auch lokal keine größeren Abweichungen mehr vorliegen, ist eine weitere Modifikation nicht notwendig.

3.4 Diskussion

Das hier diskutierte Modell erklärt mit vier unabhängigen Variablen 31 Prozent der Varianz der abhängigen Variable ‚Subjektive Lebensqualität‘.

Während die ‚härteren‘ exogenen Indikatoren nur eine schwache bzw. keine signifikante direkte Wirkung zeigen, haben sie doch einen indirekten Effekt über die intervenierende Variable ‚Subjektive Bewertung der Partnerschaft‘. Die exogenen Variablen würden alleine ca. 12 Prozent der Varianz der ‚Subjektiven Lebensqualität‘ erklären.

Inhaltlich widerlegt das Modell eine rein objektivistische Auffassung, nach der annähernd objektiv meßbare bzw. verhaltensnahe Variablen – wie ausreichend vorhandene Kommunikation, häufiger Geschlechtsverkehr und das quantitative Ausmaß der Beschäftigung mit den Kindern – einen starken direkten Einfluß auf subjektive Lebensqualität, d.h. auf Glück, Zufriedenheit mit dem Leben als Ganzem und das Wohlbefinden haben.

Eher scheint das Modell eine kognitivistische Position zu bestätigen, nach der die subjektive Einschätzung von Lebensbereichen (Domains), in diesem Fall von verschiedenen Aspekten der Partnerschaft und des Familienlebens, einen relativ starken Einfluß auf die subjektive Lebensqualität haben. Bewertet man die Kommunikation, Sexualität und die Beziehung mit dem Partner positiv, fühlt man sich glücklicher, zufriedener und wohler. Dieses Ergebnis steht auch in Übereinstimmung mit neueren Studien, die zeigen, daß familiäre Stabilität auf zwei voneinander unabhängige Gratifikationen zurückgeführt werden kann: auf ein (modernes) Kommunikationsmuster und ein (traditionelles) kindzentriertes Muster (Hall 1997).

Die rein kognitive Interpretation des Modells muß aber insofern relativiert werden, als sich signifikante indirekte Effekte der „objektiven“ Faktoren über die entsprechenden subjektiven Bewertungen auf die Gesamtlebensqualität ergeben.

In guter Übereinstimmung mit diesem Ergebnis steht auch die Überprüfung der „Bottom-Up“- und „Top-Down“-Hypothesen von Kienberger (1997); auch hier zeigt sich, daß die Modelle eher die „Bottom-Up“-Hypothese unterstützen.

Abschließend kommen wir also zu einer Auffassung, nach der hohe Lebensqualität, zumindest im Bereich des Familienlebens und der Partnerschaft, durch objektiv identifizierbare Bedingungen (z.B. Ausmaß der Kommunikation mit dem Partner) Realisierungschancen besitzt. Erst durch die kognitive Verarbeitung (eine bewußte Bewertung) dieser Lebensbedingungen kann aber subjektive Lebensqualität realisiert werden.

Die Ergebnisse unterstützen daher ein Forschungsprogramm, das darauf gerichtet ist, objektive Lebensbedingungen und kognitive Perzeptionen zu kombinieren, um Lebensqualität zu erklären. Ein rein kognitivistischer Erklärungsansatz von Lebensqualität, wie er z.B. von Michalos (1991) vorgestellt wird, kann sich der Kritik tautologischer Erklärungen nicht entziehen (vgl. Schulz 1995). Man sollte nicht vergessen, daß es letztlich doch verschiedene Lebenslagen und -bedingungen sind, die die Voraussetzung für die positive Einschätzung verschiedener Lebensbereiche und damit die Grundlage für eine Gesamtlebenszufriedenheit bilden.

Die Vorteile des verwendeten methodischen Ansatzes liegen in der Art der Modellierung und in der verwendeten Schätzmethode. Die Modellierung als lineares Strukturgleichungsmodell mit latenten Variablen läßt einerseits die Berechnung meßfehlerbereinigter Effekte auf der Strukturebene zu und gibt gleichzeitig die Reliabilitäten der verwendeten Indikatoren wieder. Andererseits können durch die verwendete Schätzmethode WLS mit polychorischen Korrelationen sowohl das ordinale Meßniveau als auch die Schiefe der Daten berücksichtigt werden. Dies führt in der Regel zu einer besseren (meist höheren) Schätzung der Reliabilitäten und sichert die korrekte Berechnung der Standardfehler und der Chi²-Werte (Jöreskog, Sörbom 1996a).

Anhang

Die folgenden Tabellen enthalten die Häufigkeitsauszählungen der im Modell verwendeten Variablen. Die Spalte A bezieht sich jeweils auf das ursprüngliche gesamte Sample (N=2005), die Spalte B bezieht sich auf die 614 Fälle, die nach dem fallweisen Ausschluß fehlender Werte im Modell enthalten sind (die Berechnung polychorischer Korrelationen setzt den fallweisen Ausschluß fehlender Werte voraus).

Tab. A1: Subjektive Lebensqualität (F86, F87, F88)

F86 Wenn Sie Ihr Leben jetzt alles in allem betrachten, sind sie sehr glücklich, ziemlich glücklich, eher glücklich, eher unglücklich, ziemlich unglücklich?

		A	B
sehr glücklich	(5)	18.3	22.5
ziemlich glücklich	(4)	42.3	50.8
eher glücklich	(3)	34.0	23.9
eher unglücklich	(2)	4.5	2.0
ziemlich unglücklich	(1)	0.9	0.8
(keine Angabe)		0.8	-

F87 Wenn Sie Ihr Leben jetzt alles in allem betrachten, sind sie sehr zufrieden, ziemlich zufrieden, eher zufrieden, eher unzufrieden, ziemlich unzufrieden?

		A	B
sehr zufrieden	(5)	23.1	24.4
ziemlich zufrieden	(4)	44.0	50.5
eher zufrieden	(3)	28.0	22.1
eher unzufrieden	(2)	4.0	2.0
ziemlich unzufrieden	(1)	0.9	1.0
(keine Angabe)		0.4	-

F88 Wie wohl fühlen Sie sich derzeit? Ist Ihr Wohlbefinden zur Zeit sehr groß, groß, mäßig, eher gering, sehr gering?

		A	B
sehr groß	(5)	16.7	20.7
groß	(4)	37.9	44.6
mäßig	(3)	36.2	29.2
eher gering	(2)	6.7	4.4
sehr gering	(1)	2.4	1.1
(keine Angabe)		0.2	-

Tab. A2: Beschäftigung mit den Kindern (IZEKI)

Wie viele Stunden ungefähr beschäftigen Sie sich mit dem Kind /den Kindern
 - an einem Wochentag (F23): (1) gar nicht, (2) bis 1/2 h, (3) 1/2-1 h, (4) 2-3 h, (5) mehr als 3 h
 - an einem Sonntag (F24): (1) gar nicht, (2) bis 1 h, (3) 2-3 h, (4) mehr als 3 h
 d.h., wie viele Stunden spielen Sie, machen Sie mit Ihnen Aufgaben, lesen Sie etwas vor, gehen Sie mit ihnen spazieren?

Aus diesen beiden Variablen wird der Summenindex IZEKI berechnet (IZEKI = F23+F24), der Ausprägungen von 2 bis 9 reichen kann.

		A	B
IZEKI	(2)	6.1	4.4
	(3)	3.5	3.1
	(4)	6.5	7.2
	(5)	8.8	8.0
	(6)	12.0	12.7
	(7)	19.4	19.9
	(8)	17.2	17.4
	(9)	26.6	27.4
	missing	58.5	-

Tab. A3: Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs (V52)

Wie häufig haben Sie mit Ihrem Partner / Ihrer Partnerin üblicherweise Verkehr?

		A	B
fast täglich	(5)	6.6	8.0
ungefähr dreimal pro Woche	(4)	22.4	29.5
ein- bis zweimal pro Woche	(3)	29.5	35.2
einige Male im Monat	(2)	22.1	18.4
seltener	(1)	19.4	9.0
(keine Angabe)		8.2	-
(Frage unzutreffend)		30.3	-

Tab. A4: Kommunikation mit dem Partner

Haben Sie sich in der vergangenen Woche mit Ihrem Partner über eines der folgenden Themen länger unterhalten, haben sie eines der Themen kurz angeschnitten oder gar nicht besprochen?

F18C ... über Ihre persönlichen Probleme

		A	B
länger	(3)	40.4	42.7
kurz	(2)	31.2	30.3
gar nicht	(1)	28.4	27.0
(keine Angabe)		0.5	-
(Frage nicht gestellt)		24.8	-

F18D ... über Ihr Zusammenleben in der Familie bzw. Partnerschaft

		A	B
länger	(3)	39.0	45.0
kurz	(2)	33.6	33.7
gar nicht	(1)	27.4	21.3
(keine Angabe)		0.5	-
(Frage nicht gestellt)		24.8	-

F18E ... über Finanzielles oder Anschaffungen

		A	B
länger	(3)	44.2	49.2
kurz	(2)	32.3	30.3
gar nicht	(1)	23.5	20.5
(keine Angabe)		0.4	-
(Frage nicht gestellt)		24.8	-

Tab. A5: Subjektive Beurteilung der Partnerschaft (V77, V78, V79)

Manche Menschen haben eher Glück im Beruf, andere wieder mehr Glück in ihrem Privatleben. Können Sie sagen, was bei Ihnen besser und was bei Ihnen schlechter funktioniert? Bitte benoten Sie zwischen eins und fünf.

		(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	k.A.	unzutr.
V77 Wie beurteilen Sie Ihre Beziehung mit Ihrem Partner?	A	46.9	42.9	8.2	0.9	1.1	5.3	24.8
	B	47.6	42.5	8.1	0.7	1.1		--
V78 Wie beurteilen Sie Ihre gemeinsamen Gespräche mit dem Partner?	A	37.9	45.8	12.3	2.7	1.2	5.6	24.8
	B	36.3	47.6	12.2	2.8	1.1	-	-
V79 Wie beurteilen Sie die Sexualität in Ihrer Beziehung?	A	31.1	45.5	14.2	5.6	3.6	10.7	24.8
	B	35.0	47.7	12.2	2.9	2.1	-	-

(1) sehr gut, (2) gut, (3) befriedigend, (4) genügend, (5) nicht genügend,
(k.A.) keine Antwort, (unzutr.) unzutreffend; für die Analyse rekodiert

Literaturverzeichnis

- ALLARDT E., 1973, About Dimensions of Welfare: An Explanatory Analysis of a Comparative Scandinavian Survey, Helsinki.
- ALLARDT E., 1977, On the Relationship between Objective and Subjective Predicaments. Research Report Nr. 16, University of Helsinki: Research Group for Comparative Sociology.
- ANDREWS F. M., MC KENNEL A. B., Measures of Selfreported Well-Being: Their Affective, Cognitive and Other Components, in: Social Indicators Research, Vol. 8, 1980, 127-155.
- ANDREWS F. M., WITHEY S. B., 1976, Social Indicators of Well-Being. Americans Perception of Life-Quality, New York.
- ATKINSON T., 1978, Public Perceptions of the Quality of Life, Toronto.
- BECK U., BECK-GERNSHEIM E., 1994, Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen, in: BECK U., BECK-GERNSHEIM E. (Hg.), Riskante Freiheiten, Frankfurt, 10-39.
- BOLLEN. K., 1989, Structural Equations with Latent Variables, New York et al.
- BRADBURN N. M., CAPLOVITZ D., 1965, Reports on Happiness, Chicago.
- CAMPBELL A., CONVERSE PH. E., RODGERS W., 1976, The Quality of American Life: Perceptions, Evaluations and Satisfaction, New York.
- CANTRIL H., 1965, The Pattern of Human Concerns, New Brunswick.
- DUNCAN O., Does Money buy Satisfaction?, in: Social Indicators Research, Vol. 3, 1975, 267-275.
- DIENER E., DIENER C., Income and the Quality of Life of Nations, in: Social Indicators Research, Vol. 36, 1995, 275-286.
- GLATZER W., 1984, Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Objektive Lebensbedingungen und subjektive Lebensqualität, Frankfurt/New York.
- HALL A., „Drum prüfe wer sich ewig bindet“. Eine empirische Untersuchung zum Einfluß des vorehelichen Zusammenlebens auf das Scheidungsrisiko, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 26/4, 1997, 275-295.
- JÖRESKOG K. G., SÖRBOM D., 1996a, LISREL® 8 User's reference guide, Chicago.
- JÖRESKOG K. G., SÖRBOM D., 1996b, PRELIS™ 2 User's reference guide, Chicago.
- KIENBERGER M., 1997, Determinanten Subjektiver Lebensqualität. Test von Meßmodellen und Subgruppenanalyse nach soziodemographischen Variablen (Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Universität Wien).
- MICHALOS A. C., 1991, Global Report on Student Well-Being, New York.
- MILBRATH L. W., 1977, Quality of Life on the Niagara Frontier Region of New York State, Buffalo.
- MOUM T., 1980, The Role of Values and Life Goals in Quality of Life. On Measuring and Predicting Subjective Well-Being. A Pilot Study. UNESCO, Division of Socio-Economic Analysis, SS/CS/18/20/2, Paris.
- NAVE-HERZ R., 1988, Kontinuität und Wandel in der Bedeutung der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: NAVE-HERZ R. (Hg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart.
- NOELLE-NEUMANN E., 1977, Politik und Glück, in: BAIER H. (Hg.), Freiheit und Sachzwang. Beiträge zu Ehren H. Schelskys, Opladen.
- RESCHER N., 1972, Welfare. The Social Issue in Philosophical Perspective, Pittsburg.
- SCHERPENZEEL A., SARIS W., Causal Direction in a Model of Life Satisfaction: The Top-Down / Bottom-Up Controversy, in: Social Indicators Research, Vol. 38, 1996, 161-180.

- SCHUMACKER R. E., LOMAX R. G., 1996, A Beginner's Guide to Structural Equation Modeling, Mahwah, New Jersey.
- SCHULZ W., WEISS H., STRODL R., 1980, Ehe- und Familienleben heute. Einstellungen und Bewertungen, Bundeskanzleramt, Bundesministerium für Finanzen, Wien.
- SCHULZ W., BECKEMEYER M., SANDER H., WOLTERHOFF J., 1981, Glück, Zufriedenheit und objektive Indikatoren der Lebensqualität. Teil I (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Nr. 20): Glücksvorstellungen, Glückserfüllung, psychische Belastung und deren soziostrukturelle Variation, Bielefeld.
- SCHULZ W., BECKEMEYER M., SANDER H., WOLTERHOFF J., 1982, Glück, Zufriedenheit und objektive Indikatoren der Lebensqualität. Teil II (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Nr. 31): Zufriedenheit und objektive Indikatoren der Lebensqualität, Bielefeld.
- SCHULZ W., BECKEMEYER M., NORDEN G., SANDER H., WOLTERHOFF J., 1983, Glück, Zufriedenheit und objektive Indikatoren der Lebensqualität. Teil III (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie): Lebensqualität und Glück, Glück und Zufriedenheit, Bielefeld.
- SCHULZ W., Von der Institution 'Familie' zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind, in: Soziale Welt, 34. Jg., Heft 4, 1983, 401-419.
- SCHULZ W., KÖLTRINGER R., NORDEN G., TÜCHLER H., 1985a und 1985b, Lebensqualität in Österreich, in: SCHULZ W. (Hg.), Schriftenreihe am Institut für Soziologie an der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, Nr. 10/1 und 10/2, Wien.
- SCHULZ W., NORDEN G., KÖLTRINGER R., Subjektive Lebensqualität in Österreich, in: SWS Rundschau, 28. Jg., Heft 2, 1988, 162-173.
- SCHULZ W., NORDEN G., Lebensqualität von Studenten, in: SWS Rundschau, 31. Jg., Heft 1, 1991, 17-32.
- SCHULZ W., Multiple-Discrepancies Theory versus Ressource Theory, in: Social Indicators Research, Vol. 34 (1), January 1995, 153-169.
- SCHULZ W., HAMETNER K., WROBLEWSKI A., 1997, Thema Kunst. Zur sozialen und ökonomischen Lage der bildenden Künstler in Österreich, Wien.
- WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN, Social Reporting and Measurement of Wellfare. Expert Meeting June 1996.
- VEENHOVEN R., 1984, Conditions of Happiness, Dordrecht/Boston/Lancaster.
- ZAPF W., 1979, Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität, Sonderforschungsbereich 3, Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik, Arbeitspapier Nr. 2. J. W. Goethe-Universität Frankfurt und Universität Mannheim.
- ZAPF W., 1984, Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität, in: GLATZER W., Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. Objektive Lebensbedingungen und subjektive Lebensqualität, Frankfurt/New York.

4. Liebe und Liebesentzug: Zur Rolle der Sexualität für Belohnung und Bestrafung

Love and Deprivation of Love: the Role of Sexuality as Reward or Punishment

Kurt Loewit

Zusammenfassung

Unter vorwiegend entwicklungsgeschichtlichen Aspekten wird der Frage nachgegangen, warum Sexualität so wirksam als Mittel der Belohnung und Bestrafung in Beziehungen eingesetzt werden kann. Aus der stammesgeschichtlichen Evolution der Sexualität ergibt sich ihre Multifunktionalität, im besonderen ihre soziale Funktion und die Beziehung zu Macht und Aggression. Diese soziale Dimension von Sexualität wird beim Menschen in spezifischer Weise zur kommunikativen Funktion. Aus der individuellen Entwicklung wird verständlich, wie Sexualverhalten als (Körper-)Sprache menschliche Ur-Sehnsüchte oder psychosoziale Grundbedürfnisse (nach Akzeptanz, Nähe, Geborgenheit etc.), wie sie besonders intensiv in Liebesbeziehungen gesucht werden, zugleich mitteilen und erfüllen – oder versagen kann. Die positiven bzw. negativen Konsequenzen eines Verständnisses von Sexualität als möglicher Verleiblichung der Beziehung werden diskutiert.

Abstract

Developmental aspects are the main point of departure for analysing the question why sexuality can be used so effectively as a rewarding or punishing tool in relations. The multifunctional role of sexuality, and in particular its social function and relation to power and aggression, is the result of its phylogenetic evolution. With human beings, this social dimension of sexuality turns into a specific communicative function. The ontogenetic development shows how sexual behaviour as (body) language can simultaneously convey and fulfill – or deny – fundamental human desires or basic psychosocial needs (as ergo for acceptance, intimacy, closeness, security, etc.) which are particularly important in love relationships. The article discusses the positive and/or negative consequences of seeing sexuality as a way of embodying the relationship.

4.1 Einleitung

Für den Menschen als Beziehungswesen mit unverzichtbaren psychosozialen Grundbedürfnissen nach Angenommen-Sein und Gelten, Nähe, Geborgenheit und Sicherheit, Entfaltungsmöglichkeit etc. ist Lebensqualität in erster Linie von der Qualität individuell-relevanter Beziehungen abhängig. Der inflationär ge- bzw. miß-brauchte Begriff der „Liebe“ meint letztlich die Erfahrung der gegenseitigen Fürsorge als Sorge für die Erfüllung dieser Grundbedürfnisse oder Ur-Sehnsüchte. Daß dabei auch die Sexualität – im weiten Sinn als Geschlechtlichkeit, im engeren Sinn als Genitalität bis zum Koitus – ihre Rolle spielt, ist eine Binsenwahrheit. Es ist allgemein üblich, Liebe und Sexualität miteinander in enge Verbindung zu bringen. Allzu häufig werden die beiden Begriffe sogar kritiklos gleichgesetzt. Die Redewendung vom „Liebe machen“ ist ein Beispiel dafür. „Liebe“ steht jedoch in der stets gegenwärtigen Ambivalenz zwischen Liebe und Haß in einem permanenten Spannungsverhältnis zum „Liebesentzug“ als gleichsam den zwei Seiten ein und derselben Medaille. Es gibt aber keine Redewendung für „Liebesentzug machen“ oder „hassen“ bei der ebenfalls automatisch an Sexualität gedacht würde. Dabei besteht kein Zweifel, daß das weite Feld „sexueller“ Begegnungen, ob mit oder ohne direkter Beteiligung der Geschlechtsorgane, nur allzu oft Austragungsort von Liebesentzug, Schauplatz von Bestrafung und Haß ist: vom intimen Privatbereich „Liebender“ bis zur sexuellen Gewalt als einzelner Delikt oder planmäßig eingesetzter verheerender Waffe im Krieg. Gerade der Sexualtherapeut erfährt immer wieder, daß Liebe und Sexualität auch nicht zusammenhängen können und keineswegs gleichzusetzen sind. Er ist immer wieder damit konfrontiert, daß Sexualität de facto zur Belohnung oder Bestrafung des Partners/der Partnerin gewährt oder vorenthalten wird, ob dies nun bewußt oder unbewußt geschieht. Darüber hinaus können sogar sexuelle Funktionsstörungen, welche auf der Ebene des Bewußtseins beklagt und zu beheben versucht werden, unbewußt der Beziehungsverweigerung, der Bestrafung, also dem Liebesentzug, dienen. Solche Zusammenhänge bleiben jedoch häufig unterschwellig und unentdeckt, können sich also umso unkontrollierter auswirken. Das ist nicht zuletzt auf die trotz aller marktschreierischer Schein-Aufgeklärtheit immer noch höchst wirksame Tabuierung der Sexualität und ihre damit verbundene Abspaltung, Verdrängung und Sprachlosigkeit zurückzuführen, die auch vor Liebespaaren nicht haltmacht. Es lohnt sich daher genauer nachzufragen, wieso sich Sexualität für Belohnung und Bestrafung besonders eignet, ja geradezu anbietet.

Auf der Suche nach Antworten können sich verwirrend viele Assoziationen einstellen und sind vielerlei Lebensbereiche mitbetroffen. Im Folgenden soll schwerpunktmäßig anhand der Evolution der Sexualität bis zu ihrer spezifisch menschlichen Form eine Antwort auf die Frage versucht werden, wieso Sexualität sich gleichzeitig sowohl als Ausdrucksmittel für Liebe, als auch für deren Gegenteil, für Liebesentzug und Bestrafung, instrumentalisieren läßt? Dabei können sehr viele andere und ebenfalls bedeutsame Gesichtspunkte z.B. demografischer, sozio-kultu-

reller, religiöser, gesellschaftspolitischer, ökonomischer Art nur angedeutet werden bzw. müssen hier ausgeklammert bleiben.

4.2 Zu den stammesgeschichtlichen Wurzeln von Sexualität

Zunächst sollen Befunde aus der Entwicklungsgeschichte verständlich machen, wieso Sexualität als Mittel von Belohnung oder Bestrafung in Beziehungen überhaupt in Frage kommen kann (vgl. Loewit 1997). Ohne auf die bis heute nicht endgültig geklärte grundsätzliche Frage nach den Ursachen der Entwicklung von Sexualität an sich einzugehen (genetische Rekombination als Motor der Evolution, Schutz der Art, Überlebenshilfe für Individuen, z.B. gegen die Bedrohung durch Parasiten etc.? vgl. Ridley 1995), kann festgehalten werden, daß Sexualität bereits lange Zeit vor dem Auftreten der ersten Menschen zu ihrer ursprünglich genetischen und später auch Fortpflanzungs-Aufgabe eine weitere Funktion dazuerhalten hat: sie diene und dient bei höheren Tieren und besonders ausgeprägt beim Menschen auch sozialen Zielen. Damit ist sie grundsätzlich multifunktional und damit mißverständlich geworden.

Die verschiedenen Aufgaben von Sexualität lassen sich in zwei Bereiche zusammenfassen: in die soziale Bindungs- bzw. Kommunikations-Funktion und in die Fortpflanzungsaufgabe. Mit der Ausübung beider Funktionen ist in der Regel Lustempfinden verbunden, was vielfach als eigene Funktion angesehen wird (vgl. Money 1975, Comfort 1978, 1981, weitere Literatur bei Loewit 1998). Die sozial-kommunikative Funktion der Sexualität ist umfassend, obligatorisch und lebenslang aktuell, die reproduktive ist zeitlich und zahlenmäßig begrenzt und zudem fakultativ. Was die Entwicklung von Sexualverhalten betrifft, so haben Verhaltensforscher (z.B. Eibl-Eibesfeld 1975, 1986; Lorenz 1963; Wickler 1969, 1984) nachgewiesen, daß dieses ursprünglich bei niederen Wirbeltieren nach dem Muster von Dominanz und Unterwerfung abläuft. Es gehorcht, wie das übrige Sozialverhalten dieser Tiere, dem Gesetz von (männlicher) Beherrschung und (weiblicher) Unterwerfung. Sexualität ist also mit körperlicher Kraft und Überlegenheit, Machtausübung, Rangordnung, mit dem „Recht des Stärkeren“ verbunden, allerdings im Wechselspiel mit weiblicher Wahlfreiheit. Bei allen sozial lebenden Tieren spielt Machtstreben eine große Rolle und ist die Position des „Alpha-Tieres“ mit größeren sexuellen Möglichkeiten, also mit erhöhter Paarungshäufigkeit und zahlreicherer Nachkommenschaft, verbunden. Macht und Sexualität hängen somit auf mehrfache Weise zusammen. Dieses archaische Wirbeltiererbe trägt auch der heutige Mensch prinzipiell noch in sich. Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, daß solches Verhalten für ihn noch adäquat, naturgegeben oder unveränderbar, schon gar nicht spezifisch menschlich sei. Aber es ist aus dem mitgebrachten Verhaltensrepertoire heraus möglich und wurde (wird) auch im Laufe der Menschheitsgeschichte immer wieder praktiziert.

Auf der Ebene der Fortpflanzungsfunktion der Sexualität genügt es, an die Harems von Herrschern und Despoten aller Kulturen zu erinnern. Durch genaue Buchführung über Menstruationsdaten, Schwangerschaft und Geburt durch die Haremswächter konnten (bzw. mußten) sie sich die gerade empfängnisbereiten Frauen aussuchen. Nachdem diese geboren hatten, nahmen ihnen Ammen das Stillen ab, um das Wiedereinsetzen der Ovulation zu beschleunigen, wie es „mindestens seit Hammurabis Gesetzgebung, d.h. seit dem 18. Jahrhundert vor Christus überliefert ist“ (Ridley 1995, S. 277). Aus der Machtfülle eines Mannes ließ sich auf die Größe seines Harems schließen. Da viele dieser Frauen versklavt und alle faktisch bestens bewachte Gefangene waren, ist auch die nicht-reproduktive, soziale Funktion von Sexualität mitbeteiligt. Als sexuelle Gewalt, Ausbeutung, strafweise Vergewaltigung oder in großem Ausmaß „bloß“ als unerotisches oder unzärtliches Sexualverhalten in Zweierbeziehungen ist sie bis heute allgegenwärtig.

Freundlich-liebevolle Verhaltensweisen zwischen Artgenossen sind entwicklungs geschichtlich eine relativ späte Errungenschaft. Sie finden sich erst nach der Stufe der Reptilien bei den Vögeln und Säugetieren, setzen individuelles Sicherkennen voraus und sind höchstwahrscheinlich aus dem mütterlichen Fürsorgeverhalten für die Jungen entstanden. Eibl-Eibesfeld hält die Entwicklung mütterlichen Brutpflegeverhaltens, wie Wärmen, Füttern, Pflegen, für die Voraussetzung freundlicher Beziehungen zwischen Erwachsenen. Verhaltensweisen, die ursprünglich nur zwischen Mutter und Jungtier bestanden, werden auf andere Artgenossen ausgedehnt. Sie lassen individuelle Bindungen entstehen und finden auch Eingang in das Sexualverhalten. Sexualität kann nun prinzipiell auch mit Beziehung, Bindung, mit rudimentärer „Liebe“ zu tun haben (vgl. Wendt 1962).

Zwei gut erforschte Beispiele der sozialen Bedeutung von Sexualität und Sexualverhalten sind das weibliche Genital-Präsentieren und das männliche Genital-Imponieren bei Primaten. Genitalpräsentieren weiblicher Tiere war ursprünglich als sexuelle Paarungsaufforderung zu verstehen, die sich wohl von der weiblichen Unterwerfungs-Sexualität der frühen Wirbeltiere herleitet. Im weiteren Verlauf der Entwicklung hat dieses Verhalten dann eine nichtsexuelle, soziale Bedeutung zugekommen. Es wird zu einer Begrüßungs-, Beschwichtigungs-, Kontakt-, Unterwerfungs- oder Rangordnungsgeste. In dieser Bedeutung, aber nie in der ursprünglich sexuellen, übernehmen auch männliche Tiere das Präsentieren. Die entsprechende Antwort, z.B. kurzes Aufreiten des oder der Höherrangigen, stammt wiederum aus dem männlichen Dominanzverhalten bzw. bringt diese Dominanz auf „sexuelle“ Weise zum Ausdruck. So wird ursprüngliches Sexualverhalten schon bei vormenschlichen Primaten in nicht-sexueller, sozialer Bedeutung letztlich auch zu einem Mittel von Belobigung oder Bestrafung.

Ähnlich verhält es sich mit dem Genital-Imponieren sowohl noch nicht geschlechtsreifer Jungtiere als auch erwachsener Primaten-Männchen. Im Gegensatz zum weiblichen Genitalpräsentieren ist diese Geste jedoch nicht an das andere, sondern an das eigene Geschlecht gerichtet, gilt also anderen Männchen derselben Art. Das Zurschaustellen des erigierten männlichen Gliedes stellt dabei

wiederum keine sexuelle Geste dar, sondern eine Demonstration von Stärke, Macht und Rang, als Warnung oder Drohung zur Abschreckung an die eigenen Artgenossen gerichtet. Das Phänomen erinnert an das ursprünglich dominant-aggressive männliche Sexualverhalten der niederen Wirbeltiere und unterstreicht die soziale Bedeutung des männlichen Genitals als Macht- und Drohzeichen. Diese Bedeutung kommt auch beim Menschen, etwa im alten Ausdruck „das Gemächte“, als Bezeichnung der männlichen Geschlechtsorgane noch sprachlich zum Ausdruck, ebenso in den überdimensionierten Schamkapseln alter Ritterrüstungen, den Landsknecht-Hosenlatzen oder von Penis-Kalebassen oder -Futteralen bei Naturvölkern. In diesem Sinn des gegen andere Männer gerichteten Droh- und vor allem Status-Symboles wurde auch das Phänomen diskutiert, daß der Menschen-Mann von allen Primaten mit Abstand den größten Penis hat (Diamond 1998). Auch die Bedeutung, welche die meisten Männer der Größe und Funktion ihres Gliedes beimessen, wäre ohne diesen entwicklungsgeschichtlichen Hintergrund schwer verständlich. Das wird noch deutlicher, wenn alle im weitesten oder übertragenen Sinn phallischen Statussymbole miteinbezogen werden, die mittelbar dem Imponieren, der Demonstration von Macht und Potenz dienen. Der Machtaspekt gehört also mit zu jenen ererbten Verhaltensweisen, die Sexualverhalten in nicht-sexueller Bedeutung, auch zur Bestrafung, überhaupt erst ermöglichen.

Damit sind einige Entwicklungslinien im vormenschlichen Bereich erwähnt. Entscheidender sind die spezifisch menschlichen Möglichkeiten unserer Sexualität, für die es im tierischen Bereich keine qualitativen Entsprechungen gibt. Hier geht es einmal um die (prägenitalen) psychosozialen Grundbedürfnisse, deren Erfüllung für Frauen und Männer im Prinzip gleich wichtig ist. Darüber hinaus um geschlechts-„typische“ (d.h. für ein Geschlecht typischere als für das andere, aber nicht ausschließliche) Akzentsetzungen im Wechselspiel von Nähe und Distanz, Dominanz und Entmachtung, Machtausübung und Unterwerfung, Liebe und Haß.

4.3 Zum spezifisch Menschlichen: Sexualität als körper-sprachliche Kommunikation

Der Mensch nimmt eine Sonderstellung im Reich der Natur ein, auch wenn er ein Teil dieser Natur bleibt. So teilt er zwar die grundlegenden Funktionsprinzipien seiner Sexualität mit seinen Vorfahren, unterscheidet sich jedoch in Vielem nicht nur graduell, sondern qualitativ von ihnen. Z.B. hat er sich vom Zwang der Hormone weitestgehend emanzipiert, wenngleich sich immer noch hormonabhängige „Signale der Liebe“ (Grammer 1993) nachweisen lassen. Er kennt keine Brunstzeiten mehr, sexuelles Interesse und sexuelle Attraktivität sind beständig vorhanden. Im Unterschied zu den dem Menschen am nächsten verwandten Primaten ist zudem der Eisprung nicht mehr von außen erkennbar. Diese versteckte

Ovulation ist weiters assoziiert mit einem (normalerweise) versteckten Koitus: nur beim Menschen gibt es ein natürliches Schamgefühl, „alle anderen in Gruppen lebenden Tiere paaren sich vor den Augen ihrer Artgenossen, ob sie nun promiskuitiv oder monogam veranlagt sind“ (Diamond 1998, S. 101). Auch die Einbeziehung des Vaters in die Familie wird für den Menschen typisch. Das menschliche Gehirn ist zum wichtigsten Geschlechtsorgan geworden. Damit kann sich die einerseits durch die beständige sexuelle Ansprechbarkeit und Reaktionsbereitschaft sowie andererseits durch den versteckten Eisprung und Koitus geförderte neue soziale Bindungsfunktion der Sexualität auf spezifisch menschliche Weise zur Kommunikationsfunktion entwickeln, die im folgenden genauer besprochen werden soll.

Was den Menschen vor allen anderen Lebewesen auszeichnet, ist seine Sprachfähigkeit. Hier (bzw. allgemein bei den Leistungen der in der Entwicklungsgeschichte neu erworbenen Anteile der Hirnrinde), nicht bei den (stammesgeschichtlich alten) biologischen Funktionen ist auch das typisch Menschliche seiner Sexualität zu suchen. Letztlich also in jenem Bereich von Bewußtheit, Sprache und Kultur, in dem der Mensch sich grundsätzlich und nicht nur graduell von seinen tierischen Vorfahren unterscheidet. Er allein verfügt sowohl über non-verbale, als auch über verbale Kommunikationsmöglichkeiten, über eine Körper- oder Zeichensprache und über eine Wortsprache. Erstere ist bekanntlich stammesgeschichtlich und im Leben des Einzelnen die ältere Verständigungsweise. Sie bringt ihre Botschaften ganzheitlich zum Ausdruck und wird auch ganzheitlich verstanden. Ein Gesamteindruck wird wahrgenommen und gedeutet. Die Körpersprache ist vor allem dort, wo es um Beziehung geht, wesentlich aussagestärker als die Wortsprache. Jeder kennt Situationen der Freude, der Trauer, der Angst etc., wo Worte fehlen oder unpassend wären. Durch eine körpersprachliche Geste läßt sich wortlos dennoch zum Ausdruck bringen, was man mitteilen möchte. Diese Körpersprache war unsere erste und zunächst auch einzige Verständigungsmöglichkeit. Sie hat sichergestellt, daß wir von Anfang an in unseren Beziehungen nie „sprachlos“ waren. Sie bleibt auch später als Mimik, Gestik und Parasprache erhalten und begleitet die Wortsprache. Daher erfolgen lebenslang die meisten Mitteilungen auf non-verbale Weise. Letztlich ist unser gesamtes Verhalten Träger und Übermittler von Botschaften – deswegen ist es unmöglich, nicht zu kommunizieren (Watzlawick 1969). Man kann sich eben nicht „nicht verhalten“. Umgekehrt gibt es kein „nichts-sagendes Verhalten“. Das gilt auch für unser Sexualverhalten. Es ist allerdings noch weithin unüblich, sich auch konkretes, leibliches Sexualverhalten als Körpersprache und Botschaftsträger bewußt zu machen bzw. sich zu fragen, was „miteinander schlafen“ alles „heißen“ könnte (vgl. Loewit 1992).

Zu dieser ganzheitlich-körpersprachlichen Kommunikation wird später die Wortsprache erworben. Was ursprünglich durch Mimik, Gestik, Haltung und so fort zum Ausdruck gebracht, sinnhaft übermittelt und verstanden wurde, wird nun durch aufeinanderfolgende Buchstaben, Worte und Sätze bezeichnet. Was

anfangs leibhaftige, sinnlich erfahrbare Körpergestalt war, wird zum abstrakten Wort- oder Satz-Inhalt. Der Weg geht vom sinnhaften „be-greifen“ zum entleibten „Begriff“. Wir haben schließlich unsere Ur-Sprache weitgehend verlernt und ersetzt (Molcho 1983). Redewendungen wie: jemandem nahestehen, von jemandem etwas halten, am Herzen liegen etc., Begriffe wie Zuneigung, Zugehörigkeit, Ansehen, Augenblick, Verlangen etc. werden meist rein geistig und abstrakt verstanden und haben ihre ursprüngliche, leiblich sinnhafte Ausgangsbasis verloren. „Zuneigung“ hat nichts mehr mit sich zuneigen, „Zugehörigkeit“ nichts mehr mit dem Hören vertrauter Stimmen und „Ansehen“ nichts mit jenem „Augen-Blick“ von Mutter und Vater zu tun, der hoffentlich Angenommen-Sein und Freude vermittelte.

Was für Körpersprache im allgemeinen gilt, trifft ganz besonders auf Sexualität als Körpersprache zu: Sexualverhalten ist Aussage. Dieses Bewußtsein fehlt weithin, wie sich in Seminaren oder Therapien immer wieder bestätigt. Dabei kann Zärtlichkeit mühelos übersetzt werden mit z.B. Nähe, Zusammengehörigkeit, Wahrgenommen werden, Geborgensein. Wiederum erweist sich die genitale Sexualität als ein abgespaltener, isolierter Bereich. Erst wenn sie im Sinne einer nichtgenitalen Zärtlichkeit gesehen wird, erschließen sich ihre Botschaften. Dabei wird oft unbemerkt eine sehr leibhaftige, eigentlich sexuelle Sprache gesprochen, die körperliche Dimension jedoch nicht wahrgenommen. In einem allgemeinen Sinn getroffene Aussagen wie „wir haben wieder den normalen Zugang zueinander gefunden“, „wir sind uns tief innerlich begegnet“, „wir sind uns besonders nahe gekommen“ oder „ich bin nicht in sie hineingekommen“, „der hat in mir nichts mehr verloren“, sind in der Regel rein „geistig“, jedenfalls abstrakt und sicher nicht sexuell gemeint. Es geht also darum, auch bei der so oft abgespaltenen, tabuierten genitalen Sexualität die verlorengegangene Bedeutung als sinnenhafte Körpersprache (wiederum oder zum ersten Mal?) bewußt wahrzunehmen, (neu?) zu entdecken.

Allerdings kann das „Übersetzen“ aus der genitalen leibhaftig-spürbaren Körpersprache in die abstrakte Wort- und Begriffssprache nicht ganz einfach sein. Es ist neu und ungewohnt. Vor allem kann es schwerfallen, nicht in rein geistigen Begriffen, sondern in leiblich-geistiger Einheit zu denken, also den konkret-körperlichen Anteil von Begriffen oder Botschaften nicht zu übersehen oder zu verlieren.

Das wird zusätzlich durch die Vieldeutigkeit von Verhalten erschwert. Nicht das Verhalten an sich bestimmt ja die Botschaft, sondern der Gesamtzusammenhang und die sich daraus ergebende Bedeutung. Ob z.B. ein Kuß als „nichtssagende“ Höflichkeitsfloskel, als Zeichen der Ehrerbietung, als Teil eines Rituals, als Ausdruck der Liebe, der sexuellen Leidenschaft oder als Judaskuß zu deuten ist, entscheidet sich auf der Ebene der Beziehung: erst der Beziehungsaspekt ermöglicht die eindeutige Bestimmung des Inhaltspektes. Jede Botschaft hat also mehrere Seiten, kann sozusagen auf verschiedenen Wellenlängen gesendet und mit verschiedenen Ohren gehört werden. Es sind dies die Inhalts-, Selbstoffenbarungs-, Beziehungs- und Appell-Ebene bzw. die entsprechenden „-Ohren“. Die praktische

Bedeutung dieser vielleicht theoretisch anmutenden Ausführungen liegt darin, daß häufig nicht auf derselben Ebene gesendet und gehört wird. Mißverständnisse und/oder Konflikte sind die Folge. Als besonders wichtig erweist sich das Beziehungs-Ohr, weil sich die Gesprächsqualität vorwiegend auf der Beziehungsebene entscheidet. Wie fühle ich mich behandelt, wie behandle ich selbst den Gesprächspartner? Was höre ich über die Qualität unserer Beziehung heraus? Jede Nachricht ist daher in Wirklichkeit ein Nachrichten-Paket. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Rückfrage. Nur durch Rückfragen lassen sich Fehlinterpretationen vermeiden. Dies ist aber nur dann möglich, wenn die Botschaft selbst klar und eindeutig gemeint und nicht bereits in sich doppel- oder mehrdeutig ist. Wenn also der Sprechende sagt, was er wirklich meint und es so sagt, wie er es meint und wie er innerlich gestimmt ist. Mit anderen Worten, wenn die Kommunikation in sich stimmig oder kongruent ist. Solche allgemeinen Gesetzmäßigkeiten betreffen in entsprechender Weise auch die sexuelle Kommunikation. Auch das Sprechen durch (nicht nur über!) Sexualität unterliegt den Regeln der Kommunikationstheorie, auf die in diesem Rahmen nicht weiter eingegangen wird (vgl. Watzlawick 1969; Schulz v. Thun 1981, 1989; Birkenbihl 1992).

4.4 Die (vergessenen?) Anfänge körpersprachlichen Erlebens oder die „kindliche Sexualität“

Vielleicht kann das Verständnis für dieses Übersetzen aus der nicht-genitalen und genitalen Körpersprache erleichtert werden, wenn kurz an die Anfänge unserer Kommunikation erinnert wird: an jene erste und ursprünglich einzige körpersprachliche Verständigungsmöglichkeit in der frühen Beziehung zwischen Kind und Eltern. Schon so einfache Verrichtungen wie das Aufnehmen des Säuglings beim An-die-Brust-legen oder Füttern beinhalten eine ganze Reihe körpersprachlicher Gestaltsignale: Zum Beispiel besteht Blickkontakt, also Ansehen im doppelten Wortsinn; Mutter oder Vater beugen sich über das Kind: es geschieht (jedenfalls physisch) Zuwendung und Zuneigung; sie nehmen es auf, halten es im Arm, sprechen mit ihm: Auf- und Annahme, Halt, Geborgenheit und Zugehörigkeit können erfahren werden; sie stellen Kontakt mit dem Säugling her und lassen Wärme und Nähe spürbar werden etc. Das Verhalten zwischen Eltern und Kind entspricht dabei nicht nur körpersprachlichen Gesten, welche bestimmte Inhalte zum Ausdruck bringen, es verwirklicht und erfüllt diese Inhalte vielmehr gleichzeitig in körpersprachlich-sinnenhafter Weise. Bisher wurden nur positive Deutungen genannt. Entsprechend dem Vorzeichen auf der Beziehungsebene kann Körpersprache bekanntlich ebenso negative oder ambivalente Inhalte übermitteln. Gewisse Ambivalenzen lassen sich kaum vermeiden, was u.U. schon in der Sprache zum Ausdruck kommt: z.B. kann (auf-einander) eingehen sowohl Einfühlung und Verständnis, wie auch verkümmern und absterben, zugrundegehen bedeuten, fest-

halten als „festnehmen“ empfunden werden, „zulassen“ sowohl Offenheit als auch Verschllossen-sein zum Ausdruck bringen etc.

Es ist wichtig, sich bewußt zu machen, daß es sich bei den genannten positiven Inhalten nicht um beliebige Botschaften handelt. Sie decken sich im Prinzip mit jenen unverzichtbaren, zum Teil geschlechtsunabhängigen psychosozialen Grundbedürfnissen, welche nicht nur am Anfang des Lebens, sondern lebenslang für Wohlbefinden und psychosomatische Gesundheit von Bedeutung sind. Sie werden auf je unterschiedliche Weise in sämtlichen mit-menschlichen Beziehungen gesucht, ihre Erfüllung wird aber von Liebesbeziehungen besonders intensiv und umfassend erhofft. Jedenfalls wird dort Liebe empfunden, wo man sich in gegenseitiger Für-Sorge um die Erfüllung dieser Grundbedürfnisse bemüht. Sie stellen Grundsehnsüchte nach mitmenschlicher Beziehung und ihren Qualitäten dar, wie sie bei allen Völkern und Kulturen und hier wiederum in allen Altersstufen, sozialen Schichten und in allen Religionen zu finden sind. Sie können unter diesem Gesichtspunkt als Universalien, von ihrer Substanz her als typisch menschliche Lebens-Notwendigkeiten oder psychosoziale Existenz-Minima verstanden werden.

Sobald man sich in dieser Weise konkret mit der Wahrnehmung von Körpersprache und von menschlichen Grundbedürfnissen befaßt, ist es von der primären Liebe oder den Urformen der Liebe (Balint 1965) in der frühesten Eltern-Kind-Beziehung zur Erwachsenen-Sexualität nur noch ein kleiner Gedanken-Schritt. In der Lebensrealität setzt dieser Schritt allerdings eine entsprechende Persönlichkeitsentwicklung und -Reifung als Grundlage einer integrierten Erwachsenensexualität voraus. So ist der Satz Balint's von den „Urformen der Liebe als Basis und Kern der Erwachsenenintimität“ zu verstehen. Er würde jedoch gründlich fehlinterpretiert, wollte man daraus eine Rückkehr ins Prägenitale, einen Ersatz von Genitalität und Leidenschaft etwa durch „Kuscheln“ als Metapher für die Erfüllung vorwiegend prägenitaler Grundbedürfnisse ableiten. Entgegen solchen Tendenzen geht es nicht um den Ersatz, auch nicht um eine „Veredelung“ oder Zähmung genitaler Sexualität, sondern um die Stärkung und Bewahrung ihrer Fundamente.

4.5 Die körpersprachlichen Botschaften der Erwachsenensexualität

So könnte man sich also in gleicher Weise wie soeben beim Aufnehmen und an die Brust Legen des Säuglings auch die Verhaltenselemente eines Koitus bewußt machen. Auf der Ebene des Verhaltens ereignen sich zum Beispiel: ansehen, sich-zuwenden, entgegenkommen, auf-einander-zugehen, nach-einander-(ver)langen, sich-nahestehen, sich-zuneigen, in-Berührung-kommen, an-sich-heranlassen, festhalten und loslassen, sich-fallen-lassen, sich-am Herzen-liegen, sich-öffnen, auf-einander-eingehen, sich-Raum-geben, eindringen, sich-anvertrauen, zum-andern-vorstoßen, sich-tief-innerlich-begegnen, bei-einander-ein-und-ausgehen, zusam-

menhalten, zusammenspielen, sich-so-nahe-wie-möglich-kommen und wieder-von-einander-lassen etc. Unter der Voraussetzung eines liebevoll-positiven Vorzeichens auf der Beziehungsebene könnte man dieses Verhalten mit Ansehen, Rücksicht, Zuwendung, Selbstständigkeit, Entgegenkommen, Verlangen, Nähe, Zuneigung, Annahme und Geltung, Offenheit, Ehrlichkeit und Vertrauen, Freiraum und Toleranz, Begegnung, Beheimatung, Sicherheit, Zusammenhalt, Zusammenspiel, Spaß und Humor, Vereinigung und Trennung etc. übersetzen. Das sind wiederum Inhalte, die als unverzichtbare Grundbedürfnisse in jeder menschlichen Beziehung, besonders aber in Liebesbeziehungen, gesucht werden. Ihr Fehlen oder die Verkehrung ins Gegenteil bei negativem Vorzeichen auf der Beziehungsebene wird bewußt oder unbewußt häufig als krankmachender Stress erlebt. Sexuelle Kommunikation als Verleiblichung und dadurch zugleich Verwirklichung und Erfüllung bzw. Negierung und Verweigerung des psychosozial „Unverzichtbaren“ kann somit positiv und/oder negativ als Verkörperung der Beziehungswirklichkeit selbst gesehen, bewußt als solche erlebt werden. In der Art und Weise dieses Erlebens kommt das Triebhafte und die Leidenschaftlichkeit zum Ausdruck.

Dabei wird die Frage nach der Echtheit und Stimmigkeit der körpersprachlich-sexuellen Kommunikation zum Angelpunkt für das Erleben von Liebe, Glück und Zufriedenheit. Von dieser „Kongruenz“ hängt letztlich und vor allem auf Dauer die psycho-sexuelle Gesundheit im Spannungsfeld unvermeidlicher Ambivalenzen ab. Diese Glückserfahrung als Grundstimmung von Zufriedenheit, nicht nur momenthafter Befriedigung, beruht also entscheidend auf der subjektiv erlebten (grundsätzlichen) Übereinstimmung zwischen körperlich-sexuellem Tun, gefühlsmäßigem Empfinden und partnerschaftlicher Wirklichkeit. Das tatsächliche Bemühen um Zuwendung, Nähe, Wertschätzung, Offenheit, Verbundenheit etc. im Alltag ist aber nicht nur Voraussetzung für die Stimmigkeit der sexuellen Körpersprache, es erhält durch sie auch wieder neue Impulse. Wie die Lerngesetze besagen, wirkt die glücklich erlebte sinnliche Verwirklichung als positiver Verstärker auf die Inhalte selbst zurück: zum Beispiel kann die im Koitus ekstatisch erfahrene gegenseitige Annahme und Beheimatung nicht nur diese Inhalte bestätigen und bestärken, sie entschädigt auch für das im Alltag oft anstrengende Bemühen um Annehmen und Heimatgeben und motiviert für die Zukunft. Dadurch wird partnerschaftlich gelebte Sexualität zum „Lebens-Mittel“ und Jungbrunnen für die Beziehung, kann sie bildlich gesprochen vor dem Verhungern und Verdursten bewahren und dabei zugleich regenerieren.

4.6 Verkehrung ins Gegenteil: Liebesentzug

Zusammenfassend kann Sexualverhalten also psychosoziale Grundbedürfnisse verkörpern, sofern das Vorzeichen auf der Beziehungsebene diese Deutung zuläßt. Es kann sie zugleich zum Ausdruck bringen, mitteilen und erfüllen. Diese Grundbedürfnisse sind unverzichtbare Elemente von Beziehungen im allgemeinen

und in besonderem Maße von Liebesbeziehungen. Sexualverhalten kann daher als Verkörperung von Liebe, als Mimik und Gestik der Beziehung, als ihre körpersprachliche Verleiblichung erlebt werden. Dies kann bewußt geschehen, weil man sich diese Dimension erschlossen hat und sie auch leben will. Es kann aber auch nur geahnt oder vorbewußt empfunden werden, weil physisches und psychisches Geschehen im Sinne der psychosomatischen Einheit und Ganzheit des Menschen miteinander verbunden sind (wie z.B. die Gleichzeitigkeit von Körperreaktionen und Gefühlsempfindungen illustriert). In beiden Fällen, bewußt und vorbewußt, besteht die Hoffnung, daß die sexuelle Körpersprache nicht „lügt“. Jeder ist darauf angewiesen, daß tatsächlich die ersehnten und über-lebenswichtigen Grundbedürfnisse erfüllt werden. In diesem Sinn ist die sexuelle Beziehung auch ein gegenseitiges Versprechen auf Einlösung der körpersprachlich vermittelten Inhalte. Frustrierung dieses „Versprechens“ kann als krankmachender Stress zu sexuellen Funktionsstörungen führen, z.B. zu Libidoverlust oder sexueller Aversion, Potenz- oder Orgasmusproblemen. Die Libido kann vergehen, wenn sie keine entsprechende Antwort erhält und keine umfassende genitale und die Beziehung betreffende Lust sein kann. Die Abneigung kann sich gegen eine nicht als stimmig empfundene Sexualität richten und zwar auch dort, wo Sexualität nie bewußt unter diesem kommunikativen Aspekt gesehen wurde. Das belegt die sexualtherapeutische Praxis sehr deutlich. Natürlich gibt es auch andere Störfelder aus der jeweils eigenen Lebensgeschichte und körperlich-seelischen Verfassung, die das Erleben von Sexualität behindern bis verunmöglichen können, sie stehen aber hier nicht zur Debatte.

Diese Deutung von Sexualität kann im Falle positiver Sinnggebung vielen eine neue Sichtweise und zusätzliche Dimension eröffnen. Daraus können neue Qualitäten partnerschaftlichen Erlebens, neue Freiheit von Tabu und falscher Scham, neue Spiel-Räume innerhalb eines stimmigen kommunikativen Rahmens erwachsen. Andererseits wird verständlich, warum soviele Kämpfe in Beziehungen auf dem Feld der Sexualität ausgetragen werden. Gerade weil Sexualität Versprechen und Verkörperung von Liebe sein kann (und von den eigenen Sehnsüchten her sein soll), ist sie umgekehrt das naheliegendste Mittel des Liebesentzuges. „Liebe“ ist von allem Anfang an prinzipiell unverzichtbar, auch wenn sie sich je nach Persönlichkeitsstruktur verschieden konkretisiert (vgl. Riemann 1977). Der Säugling erfährt sie als vorwiegend „affektive Zufuhr“ (Spitz 1985), später wird sie als zunehmend gegenseitige Fürsorge um die ausreichende Erfüllung der Grundbedürfnisse erlebt. Im „ausreichend“ kommen die individuellen Unterschiede in psychischen Strukturen, Bedürftigkeit, Belastbarkeit, Widerstandskraft, kompensierenden Alternativen etc. zum Tragen, wie sie in und aus der jeweiligen Lebensgeschichte erwachsen sind. Zu Beginn ist jedenfalls die Bedürftigkeit größer als die Belastbarkeit. Von daher stammt wohl die Ur-Angst vor dem Verlust des Beziehungspartners oder seiner Liebe, also vor dem Liebesentzug. Aus späterer Zeit wird dieser den meisten in irgendeiner Form bekannt bis vertraut sein, wohl alle werden ihn fürchten! Dabei kann die alte Angst

aus jener Zeit wieder auftauchen, wo man buchstäblich auf Gedeih oder Verderb von dieser Liebe abhängig war, wo man sich tatsächlich noch nicht selber helfen konnte und sich zudem für alles rundum verantwortlich fühlte: „Ich habe kein Selbstbewußtsein – nur Schuldbewußtsein.“ Auch wenn die damalige Abhängigkeit nun nicht mehr zutrifft, so wird doch alles mögliche in Beziehungen erduldet, nur um nicht verlassen zu werden. Daher ist Strafen durch Liebesentzug so wirkungsvoll, aber auch so grausam, weil es den entscheidenden Lebensnerv trifft. Es wirkt an den Wurzeln von Selbstbewußtsein, Würde und Selbstwertgefühl, von Daseinsberechtigung und Lebensfreude. Verweigerte sexuelle Gemeinschaft oder mißbrauchte Sexualität kann bloßstellen und beschämen, erniedrigen, entwerten, unterwerfen und unterdrücken, Macht und Gewalt ausüben, erpressen, Schmerz zufügen oder verletzen und so fort. Damit nicht genug, werden gleichzeitig die ersehnten Botschaften von z. B. Ansehen und Bewunderung, Wertschätzung, Zuneigung und Hingerissen-Sein, Begegnung und Verbundenheit, Geltung und Anerkennung vorenthalten, wie sie durch die sexuelle Körpersprache zugesagt werden können. Das bedeutet nicht nur ein unmittelbar schmerzhaftes Erleben, sondern kann auf Dauer Menschen und Beziehungen, auch Gesellschaften zerstören, wie im Lauf der Geschichte bis herauf zu den sexuellen Greueln des Balkankrieges immer wieder dokumentiert wird. Dabei kann die Grenze zwischen bewußter Verweigerung von Sexualität als Bestrafung und dem Fehlen sexueller Begegnungen als stimmiger Ausdruck der momentanen Beziehungswirklichkeit fließend sein: Er steht nicht mehr auf sie; sie bleibt ihm gegenüber kalt. Motive und Ursachen können sich überlappen, Unterscheidungen werden selbst im klärenden Gespräch schwierig sein, aber die Folgen sich ähnlich sehen.

Sexualität kann aber in noch anderer Weise zum Ort von Bestrafung werden. Wurde sie bisher primär als Mittel von Liebesentzug und Bestrafung gesehen, so kann sie umgekehrt auch selbst zu deren Opfer werden. Wenn die Entwertung des Partners im Beziehungsalldag auch die Sexualität betrifft, kann die sexuelle „Impotenz“ Folgeerscheinung dieser „Ent-Machtung“ sein. Das trifft auf sogenannte „kastrierende“ Frauen oder Mütter, die den Mann oder Sohn an der empfindlichsten Stelle, an der nicht nur genital-sexuellen „Potenz“ entmächtigen, ebenso zu, wie auf Männer, die ihre Partnerinnen in ihrer Weiblichkeit und Würde so mißachten und verletzen, daß diese auch sexuell mit ihnen nicht mehr erlebnisfähig sind. Dabei entstehen rückkoppelnd Teufelskreise: die verloren gegangene Potenz versagt ja auch der oder dem anderen ihre oder seine bestätigende Zuwendung. Wer den andern straft, straft sich zugleich auch selber. So können negative Kommunikationskreise entstehen, in welchen Sexualität aktiv und passiv, primär und sekundär, auslösend und reaktiv ihre Rolle spielt.

4.7 Konsequenzen und Ausblick

Aus den bisherigen Überlegungen sollten sich über ein vertieftes theoretisches Verständnis hinaus vor allem praktische Konsequenzen für die gelebte Sexualität ergeben. Es gilt, sie nicht nur negativ, weder zur Belohnung noch für Liebesentzug und Bestrafung zu mißbrauchen, sondern sie positiv bewußt als Verlieblichung der Beziehung zu gestalten. Das dürfte gleichzeitig die bestmögliche Vorbeugung, wenn auch keine Garantie, gegen ihren Mißbrauch sein. Daraufhin müßte erzogen werden! Es müssen primär in der Familie, darüber hinaus aber auch in Schule und Gesellschaft, die unerläßlichen Grundlagen und Voraussetzungen in zumindest ausreichender Weise geschaffen werden, daß in diesem Sinn über Sexualität gelernt bzw. Sexualität gelebt werden kann. Dabei geht es summarisch zunächst um die aus erlebtem „Urvertrauen“ erwachsende Beziehungsfähigkeit und -freudigkeit an sich, weiters um die aus der Interaktion mit Mutter und Vater resultierende klare und bejahte Geschlechtsidentität und Achtung vor dem anderen Geschlecht, insgesamt um einen sensiblen und verständigen (kommunikativen) Umgang miteinander, also um Feinfühligkeit und Kommunikationsfähigkeit. Auf solchem Boden kann Sexualerziehung zu einem integrierten Teil von Erziehung zu Partnerschaftlichkeit und Kommunikationsfähigkeit, können – zu gegebener Zeit – die Fortpflanzungs- oder Geschlechtsorgane auch als Kommunikationsorgane verstanden werden. Damit hätten in der Ambivalenz zwischen Liebe und Liebesentzug die liebevollen Impulse doch eine Chance zu überwiegen – nicht zuletzt durch die sozial-kommunikative Funktion der Sexualität. Vielleicht bietet das bereits angebrochene „Zeitalter der Kommunikation“ hierfür doch bessere Ausgangsbedingungen als vergangene Jahrhunderte. Vielleicht besteht in einer „post-materialistischen“ Gesellschaft eher die Möglichkeit, daß aus dieser Utopie von heute die Wirklichkeit von morgen wird.

Literatur:

- Balint M.: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse, Huber, Klett Bern, Stuttgart 1965
- Birkenbihl V.F.: Kommunikationstraining. myg München 1992
- Comfort A.: Joy of Sex. Ullstein Frankfurt Berlin Wien (14. Aufl.) 1981
- Comfort A.: More Joy of Sex. Ullstein Berlin Frankfurt Wien 1978
- Diamond J.: Der dritte Schimpanse. Evolution und Zukunft des Menschen. Fischer Taschenbuchverlag Frankfurt 1998
- Eibl-Eibesfeld I.: Die Biologie des menschlichen Verhaltens – Grundriß der Humanethologie, Piper, München 1986
- Eibl-Eibesfeld I.: Stammesgeschichtliche und kulturelle Anpassungen im menschlichen Verhalten, in: Hominisation und Verhalten, G. Kurth, I. Eibl-Eibesfeld (Hrsg), G. Fischer Stuttgart 1975, S 372-396
- Grammer K.: Signale der Liebe, Die biologischen Gesetze der Partnerschaft. Hoffmann u. Campe, Hamburg 1993
- Loewit K.: Die Sprache der Sexualität. S. Fischer Frankfurt 1992
- Loewit K.: Sexualität als Austragungsfeld von Liebesentzug und Bestrafung? in: B. Zöller (Hrsg): Mit Strafen leben? Promedas Basel 1997, S. 101-110.
- Loewit K.: Damit Beziehung gelingt. Styria Graz Wien Köln 1998
- Lorenz K.: Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression, Borotha Schoeler Wien 1963
- Molcho S.: Körpersprache. Mosaik-Verlag München 1983
- Money J., Tucker P.: Sexual Signatures. On Being a Man or a Woman. Little, Brown & Co Boston Toronto 1975
- Ridley M.: Eros und Evolution. Die Naturgeschichte der Sexualität. Droemer Knauer München 1995
- Riemann F.: Grundformen der Angst. 12. Aufl. Reinhardt München 1977
- Schulz von Thun F.: Miteinander reden: Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Differentielle Psychologie der Kommunikation (Bd. 2), rororo Reinbek 1989 (1992)
- Schulz von Thun F.: Miteinander reden. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation (Bd.1) Rororo Reinbek 1981 (1985)
- Spitz R.A.: Vom Säugling zum Kleinkind. Klett-Cotta Stuttgart 1985
- Watzlawick P., Beavin J.H., Jackson D.D.: Menschliche Kommunikation Huber Bern Stuttgart Wien 1969
- Wendt H.: Das Liebesleben in der Tierwelt. Rowohlt Reinbek 1962
- Wickler W., Seibt U.: Männlich, Weiblich. Der große Unterschied und seine Folgen, Piper München Zürich, 2.Aufl. 1984
- Wickler W.: Sind wir Sünder? Naturgesetze der Ehe, Droemer Knauer München Zürich 1969

5. Migrantenfamilien in Österreich – Integrationsprozesse und Zukunftsperspektiven

Migrant Families in Austria – Processes of Integration and Perspectives

Paloma Fernández de la Hoz, Johannes Pfliegerl

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird auf die Bedeutung familiärer Verbindungen in der Migration eingegangen. Anhand von konkreten Fällen und Situationen wird aufgezeigt, daß Integrationsprozesse von Migrantenfamilien dynamische Vorgänge sind, die nicht linear, sondern je nach konkreten Umständen unterschiedlich verlaufen können. Konkret resultiert die innere Dynamik von Integrationsprozessen aus 1. dem Zusammenspiel von Vorstellungen und Lebensweisen, mit denen Angehörige der Mehrheitsgesellschaft und MigrantInnen vertraut sind, 2. den gegebenen Rahmenbedingungen in Österreich und 3. dem eigenen Migrationsvorhaben. Dieses „Migrationsvorhaben“ wird wesentlich durch strukturelle Faktoren wie etwa den rechtlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland, den Erfahrungen, die Migrantenfamilien mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft auf öffentlicher und privater Ebene machen, darüber hinaus aber auch von der Situation und den Lebenschancen im Herkunftsland und der innerfamiliären Dynamik geprägt.

Abstract

This contribution focuses on the importance of family relations in situations of migration. Presenting specific cases, the authors show that the integration of migrant families is a sequence of dynamic processes which are not necessarily linear, but may develop differently depending on the respective circumstances. The internal dynamics of integration processes are the result of (1) the interplay between the concepts and life-styles familiar to the majority of the population and the migrants, (2) the basic conditions prevailing in Austria, and (3) personal migration plans. These "migration plans" are primarily determined by factors such as the legal and economic conditions in the receiving country, and the experiences of the migrant families with the majority of the population on the public and private levels. The situation and life chances in the country of origin and intrafamilial dynamics also play an important role.

5.1 Einleitung

Die Dauer des Aufenthalts vieler MigrantInnen in Österreich hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten verlängert. Dies läßt sich auf unterschiedliche Gründe zurückführen, wie etwa die Preisgabe des Rotationsprinzips oder die Verschlechterung der politischen, ökonomischen und sozialen Situation in den Herkunftsländern, insbesondere in der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien, die auch zu einem Anstieg der Zuwanderung beigetragen haben. Durch die Präsenz von Zuwanderern wird die Aufnahmegesellschaft unweigerlich beeinflusst und verändert. Die Formen dieser Veränderungsprozesse können sehr unterschiedlich sein, denn weder MigrantInnen noch Einheimische bilden homogene Gruppen (vgl. Tribalat et al. 1996: 256).

Menschen, die lange Zeit, manchmal sogar ihr ganzes Leben in einem anderen Land verbringen, holen ihre Familie nach oder gründen eine neue in Österreich. Hier wachsen auch ihre Kinder auf. Sie entwickeln andere Bedürfnisse als jene, die nur kurzzeitig hier leben. Daraus ergibt sich die Frage, wie Zugewanderte ihre Existenz im Aufnahmeland unter neuen Lebensbedingungen aufbauen, wie sie sich in Österreich eingliedern, und welche Zukunftsperspektiven sie für sich und ihre Kinder zu sehen glauben.

Dazu kommt, daß in der Migration das Familienleben an Bedeutung gewinnt, wie Untersuchungen aus anderen Ländern mit einer längeren Zuwanderungsgeschichte als Österreich bestätigen (Camilleri 1996: 325ff.; Dietzel-Papakyriakou 1993: b)191; Khosrokhavar 1997: 26; Pumares 1996; Tribalat et al. 1996: 15; 21; 263-266). Die bereits erwähnten demografischen Prozesse (Ausdehnung des Aufenthaltes im Aufnahmeland, Familiennachzug) führen auf Dauer zu einer verstärkten Altersdifferenzierung, sodaß in vielen Familien unterschiedliche Generationen zusammenleben. Auch andere Gründe unterschiedlicher Art erklären die besondere Relevanz von familiären Bindungen in der Migration: In der Familie als primärer Sozialisationsinstanz werden grundlegende Rollen – wie etwa Geschlechterrollen – vermittelt (Rosenbaum 1998: 26). Durch die Migration, konkret durch einen Beginn in einem neuen soziokulturellen Kontext, können diese Sozialisationsgrundlagen bestätigt, modifiziert oder preisgegeben werden. Zusätzlich gewinnen in einer fremden sozialen Umgebung bestehende Solidaritätsformen zwischen Verwandten und Freunden an Bedeutung.

Darüber hinaus zeigt sich in zahlreichen Fällen, wie sehr familiäre Verbindungen die Integrationsprozesse von MigrantInnen prägen. Vielfach helfen Angehörige und Verwandte, Schwierigkeiten im Aufnahmeland zu bewältigen. Andererseits entstehen bzw. verschärfen sich oftmals innerfamiliäre Konflikte und Gegensätze, wenn einzelne Familienmitglieder unterschiedlich auf die neue soziale Umgebung reagieren und verschiedene Interessen entwickeln. Auch in diesem Fall sind Integrationsprozesse eng mit der weiteren Entwicklung des Familienlebens im Aufnahmeland verbunden.

Diese Umstände erklären die Sinnhaftigkeit des Vorhabens, Zusammenhänge zwischen den Lebensbedingungen von ZuwanderInnen und ihrem Migrationsprozeß zu untersuchen. Die subjektive Wahrnehmung von MigrantInnen fand in der Forschungsarbeit in Österreich bisher noch wenig Berücksichtigung. Durch eine heuristische Zugangsweise, die diese Perspektive miteinbezieht und für eine Vielfalt von Aspekten offen bleibt, können neue Erklärungsansätze gewonnen werden.

Eine eingehende Analyse der Zusammenhänge zwischen den Rahmenbedingungen, mit denen Migrantenfamilien im Aufnahmeland konfrontiert sind und den Integrationsstrategien, die sie in der Tat entwickeln, würde allerdings den Einbezug vieler Aspekte verlangen und dabei den Rahmen dieses Artikels überschreiten.

Im folgenden wird daher anhand konkreter Fallanalysen, die im Rahmen des Projekts „Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Österreich“¹ durchgeführt wurden, auf Integrationsprozesse und Lebensperspektiven von Zuwandererfamilien eingegangen. Im Anschluß daran werden einige Schlußfolgerungen präsentiert und in diesem Zusammenhang in einer theoretischen Reflexion auf die Notwendigkeit verwiesen, den Begriff Integration neu zu denken.

5.2 Zukunftsperspektiven

5.2.1 Leben in Hinblick auf eine Rückkehr

„Land bleibt Land, Haus bleibt Haus!“

Familie Sahorević² kam im Zuge des jugoslawischen Bürgerkrieges nach Österreich. Während ihrer Zeit in Österreich hat sie nie den Kontakt zu ihrer Herkunftsregion verloren. Auf die Frage nach ihren Zukunftsabsichten antworteten die Eheleute:

F: Es ist viel leichter, du gehst nach Hause. Das ist dein Haus, deine Leute. Da kann immer jemand helfen. [...]

M: Land bleibt Land, Haus bleibt Haus! Es kann nirgendwo so schön sein wie in deinem Land und in deinem Haus. [...]. Man muß die Blumen riechen so schön – um Gottes Willen – wenn ich hinunterfahre. Von Zagreb, aus Kroatien, aus der Hauptstadt Kroatiens, bei mir geht alles so [...] Ich kann das nicht erklären, wie es ist.

F: Das ist dieses Gefühl [...]

¹ Dieses Projekt wurde vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Fremdenfeindlichkeit – Erklärung, Gegenstrategien in Auftrag gegeben.

² Namen, Berufsbezeichnungen und Herkunftsorte wurden geändert, um die Anonymität der befragten Personen zu schützen.

M: Ich muß sagen, ein Teil von mir ist traurig [...] Hier gibt's gute Leute – auch Freunde. Ich bin traurig, daß ich Österreich verlassen muß [...] Diese vier Jahre habe ich da gewohnt und ein Teil von mir ist ... “ [...]. Ein großer Teil von mir ist froh: „Ich fahre nach Hause. Dort ist mein Alles, meine Freunde, mein Haus, mein Land.“

[Familie Sahorević 1782-1803]

Herr und Frau Sahorević haben ihren Aufenthalt stets als vorläufig betrachtet. Selbst wenn sie manchmal Befremden über manche Verhaltensweisen und Vorstellungen von ÖsterreicherInnen zum Ausdruck brachten, sind ihre Erfahrungen im Aufnahmeland eindeutig positiv. Dafür sprechen auch die relativ günstigen Rahmenbedingungen, unter denen sie gelebt haben. Zu diesen zählen unter anderem eine gut ausgestattete Wohnung in einem sehr befriedigenden Wohnumfeld. Familie Sahorević hat diese Wohnung gepflegt und erhalten, gleichzeitig aber nie als ihr Zuhause betrachtet.

All die positiven Erfahrungen in Österreich können die Sehnsucht nach einer Rückkehr in die Heimat nicht kompensieren, insbesondere, wenn dieser nichts entgegensteht. Das soziale Netzwerk im Dorf ist praktisch intakt geblieben, das vor dem Krieg erbaute Haus wurde von niemandem besetzt. Gleichzeitig verfügen sie in ihrer Heimat nach wie vor über ökonomische Ressourcen und Kontakte zu Verwandten und Nachbarn. Dazu kommt, daß ihr Sohn erst sechs Jahre alt ist und demnächst mit dem Schulbesuch beginnen wird. Dies bedeutet auch, daß hier keine generationell unterschiedlichen Zukunftsperspektiven bestehen. Daraus ergeben sich folgende Vermutungen: Herr und Frau Sahorević waren Kriegsflüchtlinge, sie mußten gezwungenermaßen sehr plötzlich ihre Heimat verlassen. Das unterscheidet sie wesentlich von anderen Migrantenfamilien, die den Wechsel des Landes selbst planen und mit Eigeninitiative durchsetzen. Dies bedeutet allerdings nicht, daß ArbeitsmigrantInnen sich deshalb mehr als Flüchtlinge mit dem Aufnahmeland identifizieren. Es läßt sich allerdings vermuten, daß der Grad an Eigeninitiative, mit dem der Wechsel eines Landes vollzogen wird, auch ein Faktor ist, um den Wunsch nach Verbleib im Aufnahmeland zu erklären.

Eine gewollte offene Zukunft

Verglichen mit Familie Sahorević zeigen sich bei Familie Milidić einige bedeutsame Ähnlichkeiten, allerdings auch Unterschiede. Beide sind weder als ArbeitsmigrantInnen noch als Kriegesflüchtlinge im herkömmlichen Sinn einzustufen. Sie sind AkademikerInnen und stammen aus einer Kleinstadt in Serbien. Ihr politisches Engagement schafft Probleme, vor allem für den Mann. Sie kamen vor Ausbruch des Krieges nach Österreich mit der Absicht, hier eine begrenzte Zeit bis zur Klärung der politischen Lage im Heimatland zu verbringen. Als der Krieg ausbrach, begannen sie in Österreich etwas längerfristige Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Nach Schwierigkeiten mit den ersten Wohnungen gelang es ihnen,

Zugang zu einer Genossenschaftswohnung zu bekommen, in die sie viel Zeit, Interesse und Einkünfte investierten. Frau Milidić äußerte ihre Zukunftsperspektiven wie folgt:

*F: Ich bin kein langfristiger Mensch. (Lachen) [...] Ja, ich plane nicht, aber die Tatsache ist: Meine Tochter ist eine gute Schülerin, sie verdient eine Möglichkeit, weiter zu machen – sie ist jetzt in der 5. Klasse. D. h. wir bleiben sicher noch drei Jahre hier. Ich würde gerne versuchen, sie nach England zu schicken, um dort zu studieren, oder vielleicht zwei Jahre in Österreich, zwei Jahre in Großbritannien [...] Dann werden wir sicher nicht 70 Jahre bleiben, [...] Vielleicht gibt es Sachen, die wir in Serbien motivieren können. Wir haben hier gelernt z. B. – was ich auch bewundere – Bürgerinitiativen. [...] Vielleicht können wir dort etwas machen, vielleicht können wir die Erfahrungen, die wir hier gesammelt haben, irgendwie transplantieren oder versuchen wenigstens. [...] Und wir sind doch so die Leute, die mehr Natur mögen, ja, und ... hier gibt es freilich wunderschöne Landschaft, aber ich muß mich ins Auto setzen, um in die Natur zu fahren. Und dort haben wir Natur im Dorf, wo die Eltern leben. [...] Na ja! Vielleicht bleiben wir noch ein paar Jahre – das kann man nicht sagen. Ich liebe es, in Wien zu leben [...] Meine Tochter ist immer sicher. Ich habe keine Angst, wenn sie um elf nach Hause kommt. Das ist sehr wichtig. Nicht zu sprechen vom Theater, von den Kulturangeboten, kulturellen Angeboten usw. D. h. es gibt sehr viele Vorteile; freilich gibt es Schwierigkeiten, aber ich habe da unten auch Schwierigkeiten gehabt. Einen idealen Ort gibt es nicht, glaube ich.
[Familie Milidić I Z 1118-11135]*

In dieser Erzählung erscheinen die Zukunftsabsichten offen. Interessanterweise sind die Arbeitschancen kein Thema, vielmehr sind die Zukunftsperspektiven der Tochter ausschlaggebend für die Wahl des Wohnortes. Allerdings plant Familie Milidić, früher oder später in ihre Heimat zurückzukehren.

Die Vermutung liegt nahe, daß diese Offenheit auf das Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren zurückzuführen ist: Sie sind jung, haben weitgestreute Interessen und verfügen über materielle Wahlmöglichkeiten, die ihnen ähnlich wie Familie Sahorević eine Rückkehr in die Heimat prinzipiell ermöglicht.

Rückkehr als Utopie

In anderen Fällen wird eine Rückkehr zwar jahrelang herbeigesehnt, erweist sich allerdings mit der Zeit als unrealisierbar. So erzählt ein Sozialarbeiter von einer Familie, die er jahrelang kannte:

Wenn man sich den Verdienst anschaut, inklusive der Kinderbeihilfe, wäre er gar nicht so schlecht gewesen, also wär eigentlich ziemlich viel Geld zur Verfügung gestanden. Dieses Geld wurde aber zu einem großen Teil in die Türkei geschickt, erstens um Verwandte zu versorgen, zweitens um ein Haus dort zu bauen, weil die Eltern immer im Kopf hatten, wir gehen einmal zurück.

Oder wenn wir in Pension gehen, gehen wir zurück, weil dann können wir dort mit der österreichischen Pension ziemlich gut leben, und haben dann unser Haus, und lassen es uns dort gut gehen. Wir vermieten Räume [...] Das war ein Traum, weil soviel Geld, daß man sich dann was wirklich auf die Seite legen kann war's doch nicht. Das Haus ist halb fertig noch immer. Die Eltern träumen immer noch von der Rückkehr, während die Kinder, also es, also Kinder, für die jungen Erwachsenen jetzt ist es irgendwie ganz klar, sie bleiben in Österreich.

[Expertengespräch 2/Z 86-98]

Anhand dieser Erzählung wird das klassische Modell des „Gastarbeiters“ auch aus der Perspektive von MigrantInnen erkennbar. Die Eltern, die sich in Österreich kennengelernt haben, stammen aus derselben ländlichen Gegend. Sie kamen nach Österreich mit der Absicht, einige Jahre hart zu arbeiten und so viel wie möglich zu sparen, um sich in der Folge ein schönes Leben in der Heimat aufbauen zu können. Ihre Lebensbedingungen in Österreich sind zwar gut – so haben sie sich eine komfortable, wenn auch kleine Wohnung angeschafft – dennoch sind sie an einem anderen Ort zu Hause. Die Rückkehr in die Heimat erweist sich mit der Zeit als „Illusion“, ja sogar als Falle. Der Versuch der Eltern in Hinblick auf ihre Zukunft zu sparen, veranlaßt sie zu großen Investitionen, die mit den Ersparnissen einer Arbeiterfamilie nicht finanzierbar sind. In der Tat verschulden sie sich, wodurch eine Rückkehr nicht nur aus materiellen, sondern vermutlich auch aus psychischen Gründen erschwert wird. Sie haben nicht nur die selbst gesteckten Ziele nicht erreicht, die ungeplante Verlängerung des Aufenthalts hat auch Konsequenzen für das Leben ihrer Kinder. Diese sind in Österreich aufgewachsen und haben begonnen, sich hier eine Existenz aufzubauen.

Dieses Beispiel zeigt, daß es zur Entwicklung unterschiedlicher Zukunftsperspektiven zwischen Eltern und Kindern und zu einem Interessenskonflikt zwischen Generationen kommen kann. Dieser Prozeß ist allerdings alles andere als linear und hängt unter anderem, wenn auch nicht ausschließlich, davon ab, welche Chancen den Kindern in Österreich eröffnet werden. In den bisher durchgeführten Gesprächen mit ExpertInnen und SozialarbeiterInnen ließen sich mehrmals Hinweise dafür finden, daß Kinder von MigrantInnen einen stärkeren Bezug zur Heimat der Eltern entwickeln können, als diese selbst.

ArbeitsmigrantInnen suchen ihr Zielland der Migration nach den vorhandenen Möglichkeiten aus, ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können, wollen dabei meist ihre Vorstellungen, Gewohnheiten und Lebensweisen, die jedem Menschen Sicherheit und Identität verleihen, preisgeben.

Der Fall von Familie F. gibt Anlaß zur Vermutung, daß die kulturelle Distanz ein ausschlaggebender Faktor für die Bestimmung der Wohnungsperspektiven und Zukunftsabsichten einer Familie ist. Diese kulturelle Distanz wird nicht so sehr vom Herkunftsland definiert, sondern vielmehr vom Grad an Kontrast zwischen der Lebensweise vor und nach der Migration. Die eigene Lebensgeschichte, die

Welt, mit der Menschen vertraut sind, ist unentbehrlich, um die Formen von Integration und die von MigrantInnen entwickelten Zukunftspläne zu verstehen. In diesem Sinne können etwa der Gegensatz zwischen Stadt und Land oder auch psychische Faktoren, wie etwa „glückliche Kindheit versus ausgegrenzte Jugend“, ausschlaggebend sein, wie sich MigrantInnen in einem neuen Umfeld zurechtfinden.

Im Rahmen dieser Studie wurden auch Indizien dafür gefunden, daß Kinder von ZuwanderInnen, die den Wechsel eines Landes nicht selbst erlebt haben, dennoch eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat ihrer Eltern entwickeln können. Gerade wenn die Lebensweise von MigrantInnen im neuen Land sehr fremd ist und sich nur wenige Kommunikationskanäle mit der Aufnahmegesellschaft, dafür viele mit der eigenen Heimat (z. B. durch das Vorhandensein von Satellitenanlagen und einer Gemeinde) ergeben, können Familienmitglieder gerade aufgrund der Erfahrung von Entfremdung ihre Vorstellungen und Werte sogar stärker betonen, als sie dies in der Heimat tun würden. Leute, die tief in einer Diasporagemeinde verankert sind, leben zwar in Österreich, die Heimat bleibt aber als ideologischer Bezugspunkt bestehen. In diesem Fall gewinnt die Gemeinde von Nachbarn, Verwandten und Landsleuten den Charakter einer Diaspora, d.h. einer „Niederlassung“ der Heimat in der Fremde. All diese Entwicklungen sprechen für die Komplexität von Integrationsprozessen und für eine Vielfalt von Lebensformen, nach denen Familien ihr Leben in einem neuen Land neu gestalten können.

5.2.2 Die Entscheidung für einen Verbleib in Österreich

Familie Peredić aus Bosnien hat in ihrer Heimat ihren ganzen Besitz verloren. In Österreich wohnt sie in einem heruntergekommenen Althaus in einer Industriegegend. Dennoch hat sich die Familie bemüht, die kleine Wohnung so gemütlich wie möglich auszustatten. Der mangelhafte Zustand ihres Wohnumfeldes ist insofern auffällig, weil Herr Peredić sich aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit etwas besseres leisten könnte. Die Annahme, daß höhere Bildung automatisch zu höheren Wohnansprüchen führt, läßt sich in diesem Fall nicht halten.

In der Tat ist die Familie nach Österreich gekommen, ohne hier Kontakte zu haben. Mag sein, daß ihre Isolation ihre Informationschancen beeinträchtigt, was Konsequenzen für ihre Wohnungssuche haben kann. Angesichts der Initiativen, die Herr Peredić in anderen Bereichen, wie etwa bei der Arbeitssuche, entwickelt hat, erscheint dieser Erklärungsansatz fragwürdig. Familie Peredić schließt zwar eine Rückkehr aus, die in ihren Augen unmöglich erscheint. Es fragt sich nur, ob diese Zukunftsperspektive wirklich auch ihren Wunschvorstellungen entspricht. Die Einrichtung der Wohnung, die zahlreichen Symbole aus der Heimat und die Erzählung ihrer Migrationsgeschichte lassen durchblicken, daß die Erlebnisse, insbesondere die Trennung von der Heimat, noch zu präsent ist, um eine Rückkehr endgültig aufzugeben. Im Unterschied zu Familie F. verfügen sie über kein solides Netz von Bekannten. Ihre Gefahr ist die soziale Isolation.

Familie Bilić kommt auch aus einer bosnischen Stadt, in der beide Eltern vor dem Krieg gearbeitet haben. Neben einer Wohnung besaßen sie auch ein kleines Wochenendhaus. Seit 6 Jahren leben sie in Österreich, zur Zeit in einer großen Genossenschaftswohnung, die sie mit Liebe und Sorgfalt eingerichtet haben. Eine Rückkehr in die Heimat scheint sehr schwierig zu sein, da im Zuge des Bürgerkrieges jemand anderer ihre Wohnung besetzt hat. Die derzeitige Arbeitslosenquote in der Heimatstadt beträgt nach ihren Angaben 80%, zudem sind die sozialen und politischen Verhältnisse nach wie vor ungeklärt. Dies läßt sie daran zweifeln, wieder zu ihrem Recht zu kommen. Sie versuchen daher ein neues Leben in Österreich zu beginnen, wie aus dem Gespräch mit dem Vater, der Mutter und dem fünfzehnjährigen Sohn hervorgeht:

F: Und alle waren fleißig – eigentlich –, die Kinder auch.

S: Wir haben alles aus eigener Kraft geschafft. Wir haben von Null angefangen..

M: Wir sind wirklich bemüht um Informationen: „Was gibt es? Warum gibt es das? Wie funktioniert es?“

F: Ja, genau. Die Wohnung haben wir nur aus Eigenmittel bezahlt, wie jeder in der Genossenschaft. und ich habe auch nicht gerade so eine kleine Wohnung gesucht, immer so 100 m², 4-Zimmer- oder 5-Zimmer-Wohnung. Ich habe mir gedacht: „Lieber zahle ich jetzt genug für die Wohnung, aber dann haben die Kinder zumindest Ruhe, die sie jetzt für die Schule und für ihre Lebensleistung brauchen. Weil wenn die jetzt nicht alles leisten und in der Schule nicht zufrieden sind, dann kann ich die Zukunft vergessen.“ Und ich habe schon angefangen, da mit wenig Geld zu leben.

[Eines Tages] sind wir in der Wohnung nur so zusammengesessen und [...] „Wie ist es jetzt? Sollen wir dorthin gehen oder nicht? Bleiben wir hier?“ Und jeder hat gleich gesagt: „Wir bleiben da, und wir werden dorthin erst später einmal fahren. Schauen wir einmal, was bleibt von unserem Eigentum. Wenn etwas da ist, dann werden wir schauen, oder wir werden nur auf Urlaub dorthin fahren, oder einmal wieder das Haus schön gestalten und mit österreichischen Freunden wieder dort in Sarajewo einen Urlaub verbringen.“

[Familie Bilić 1247-1253; 1407-1413; 1697 u. ff.]

Familie Bilić ist unter ähnlichen Umständen wie Familie Peredić nach Österreich gekommen. Sie kannten in Österreich kaum jemanden, haben sich aber um Kontakte bemüht. Ihre hohen Wohnansprüche im Aufnahmeland lassen sich aus dem Wohnstandard vor dem Krieg erklären. Die große und gemütlich eingerichtete Wohnung kann als Kompensation für all das, was verloren wurde, betrachtet werden. Die Wohnung wurde auch in Hinblick auf die Zukunftschancen der Kinder ausgewählt. Diese Zukunftschancen sind ein ausschlaggebendes Kriterium für die Entscheidung, wo sie endgültig bleiben werden. Die Wahl scheint im Prinzip klar: Österreich wird zum Lebensmittelpunkt, die Heimat hingegen zu einem Besuchsort für die Urlaubszeit. Implizit ist diese Entscheidung allerdings nicht so klar: „Schauen wir einmal, was bleibt von unserem Eigentum.“ Genauso wie im

Falle der Familie Peredić handelt es sich um einen erzwungenen Verbleib in Österreich. Jene Familien, deren Beziehungsnetze und Lebensgrundlagen, wie etwa das Haus, im Zuge des Krieges zerstört worden sind, haben grundlegende Voraussetzungen für eine Rückkehr verloren. In diesem Fall ist die Entscheidung für einen unbefristeten Verbleib in Österreich keine freiwillige Wahl, sondern erzwungene Realität, mit der es sich abzufinden gilt.

5.2.3 Die Pendlermentalität

Familie Mirenković kommt aus einer ländlichen Gegend, in der sie Land und Gut besitzen. Dennoch entschieden sie sich für die Migration, da ihr Hof unter den ökonomischen Umständen des Landes nach wie vor unrentabel ist. Jahrelang bewohnte die Familie eine winzige Wohnung, bevor sie in eine schöne und größere umzog. Aus ihrer Erzählung geht hervor, daß sie es schöner haben wollten. Ihr ursprüngliches Vorhaben zielte darauf ab, so viel wie möglich zu sparen, um den eigenen Hof in der Heimat bewirtschaften zu können. Mittlerweile ist ein Großteil der Erwachsenen und Jugendlichen aus ihrer Region ausgewandert. Dazu kommt, daß die ökonomischen Rahmenbedingungen im Land noch instabiler wurden. Dafür haben beide Eheleute in Österreich Arbeit gefunden und die Kinder eine Fachausbildung bzw. zu arbeiten begonnen. Nach ihren Zukunftsvorstellungen befragt, antworten sie und ihr Vater:

I: Wenn Du träumen könntest, was würdest Du Dir wünschen für Deine Zukunft?

T: Für meine Zukunft?

I: Österreich..? das Dorf..?

T: Nein, doch nicht. Doch nicht. Die Heimat bleibt Jugoslawien, das ist sicher.

M: Ich habe schon gefragt. Sie will dort leben [...] Ich könnte das Haus unten verkaufen und die Staatsbürgerschaft nehmen. Sie sagt: „Nein, du kannst alles verkaufen, aber mein Haus nicht“.

V: Das erste Mal habe ich eine Eigentumswohnung gesucht. OK, ich zahle auch viel, so haben sie und ihr Bruder eine größere Wohnung, dann können sie sich diese zu zweit teilen, wenn ich irgendwann einmal [zurück]fahre oder sterbe oder so. Aber ich will keine kleine Eigentumswohnung. Bei wem (?) kann ich das lassen. Nur zum Verkaufen und Geld haben, ist das nicht. Oder ich habe gesagt, gehen wir ein bißchen nach draußen in der Nähe von Wien, suchen wir ein Haus, wenn du in Österreich bleiben willst.

T: Die Heimat bleibt Jugoslawien.

[Familie Mirenković. Z 1823-1835f.]

Die Heimatbezogenheit der Tochter, die sie auch mit ihrem Bruder teilt, schließt nicht aus, daß sie Österreich als das Land betrachtet, in dem sie arbeiten und eine Familie gründen möchte. Ihr Vater hat diese Zukunftsperspektive bereits akzeptiert und ist bereit, in eine Wohnung für seine Kinder investieren. Diese muß

aber einen höheren symbolischen Wert als den einer bloße Unterkunft haben. Dies hängt offenbar mit der hohen Bedeutung zusammen, die das Haus in der Heimat hat:

T: Wenn man denkt, wie viel meine Eltern, meine Großeltern, vielleicht auch meine Urgroßeltern dafür gearbeitet haben, und ich das [Haus] jetzt einfach verkaufe und ich eh mein halbes Leben dort verbracht habe [...] Nein. Ich würde es für nichts verkaufen. Also, die Staatsbürgerschaft kommt für mich nicht in Frage. Überhaupt nicht.

V: Na ja. Wenn es doppelt so viel ist, wie früher, dann kann ich sie auch nehmen.

[Familie Mirenković Z.1851-1858]

Gerade die symbolische Bedeutung des Hauses steht der Übernahme der österreichischen Staatsbürgerschaft im Wege: Hier kommt es zu einem Interessenkonflikt. Die österreichische Staatsbürgerschaft würde Schwierigkeiten bei der Erbschaft und der Übergabe des Hauses an die nächste Generationen bereiten. Vor diesem Hintergrund entscheidet sich die Familie für den Erhalt des Hauses in der Heimat. Die Eltern werden möglicherweise dorthin zurückkehren, wobei dies zum jetzigen Zeitpunkt noch offen ist.

Ab einem gewissen Zeitpunkt hat Familie Mirenković die Rollen jedes Lebensortes klar definiert. In Österreich wird gearbeitet, in der Heimat der Urlaub verbracht. In dieser begrenzten Zeit (Sommer und Weihnachten) kommt es zu einer symbolischen und auch realen Rekonstruktion der ländlichen Gemeinde, in der sich Familie Mirenković und ihre Nachbarn beheimatet fühlen. Die übrige Jahreszeit verbringen sie in Österreich, wo im Unterschied zu Familie Peredić der Alltag so gemütlich und gut wie möglich gestaltet wird. Das impliziert auch, in Wohnung und Freizeit zu investieren.

Das „Pendeln“ als Bild symbolisiert somit das regelmäßige Hin und Zurückreisen zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland. Damit verbunden ist eine klare und kontinuierliche Aufteilung der Jahreszeit zwischen Arbeit im Aufnahmeland und Freizeit in der Heimat. Dies impliziert, daß die Mitglieder der Familie zumindest ihr ganzes aktives Berufsleben in Österreich verbleiben und sowohl in eine österreichische Wohnung und darüber hinaus auch in Lebensqualität investieren. Sie sind in einer Diasporagemeinde eingebettet, die Schutz und Unterstützung anbietet (d.h. in einer Gemeinde von Leuten, die aus derselben Region ausgewandert sind und trotz geografischer Distanz im laufenden Kontakt stehen). Innerhalb – und nicht außerhalb – dieser Gemeinde entwickeln sich wichtige soziale Räume und Lebensformen, auch ein Heiratsmarkt.

Diese Lebensordnung erlangt im Laufe der Jahre eine gewisse Kontinuität. Ob sie über mehrere Generationen hinweg erhalten bleibt, läßt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt allerdings noch nicht abschätzen.

Aus diesen Überlegungen folgt, daß die übliche duale Betrachtungsweise zwischen Integration in Österreich und Rückkehr in das Heimatland zu hinterfragen

ist. Sie läuft Gefahr, die tiefgreifenden Änderungen der materiellen Lebensbedingungen der letzten 30 Jahre und neue Formen von Integration nicht entsprechend zu berücksichtigen. Neue Transportmittel und Kommunikationsmedien (billige Reisen, Satellitanlagen etc.) sowie das Vorhandensein stabiler Diasporagemeinden sprechen für komplexe Integrationsformen, zu denen die „Pendlermentalität“ zählt. Studien aus anderen Ländern zeigen, daß diese Diasporagemeinden – im Unterschied zu vergangenen Zeiten – heute sehr mobil sind. Dies erweitert die Palette möglicher kultureller Antworten auf neue Lebensbedingungen, die durch eine Migration entstehen.

5.2.4 Zukunftslose

Neben Familien, die ihr Leben in Österreich als ein unerwünschtes Provisorium betrachten, anderen, die sich für einen längerfristigen Verbleib in Österreich entschieden haben jenen, die ihre Zukunft offen lassen und anderen, die zwischen der Heimat und dem Aufnahmeland pendeln, leben auch MigrantInnen in Österreich, die bloß von einem zum anderen Tag leben. Für sie ist die Zukunft etwas Fernes, da der Kampf ums Überleben ihre gesamten Energien in Anspruch nimmt. Den Umständen entsprechend leben sie in sehr schlechten Wohnungen. So berichtet eine Sozialarbeiterin folgendes:

Im Vergleich zu anderen Familien hat diese sehr wenig. Also z. B. wie die Wohnung eingerichtet ist, auch was sie essen zum Teil – da hab ich das Gefühl, die leben sehr bescheiden. Jeder Schilling ist notwendig. Und [...] das ist etwas, was von den Töchtern sehr streng auch abverlangt wird. Also, von der ältesten Tochter, die ja eigentlich schon eine eigene Familie hat, hat sich der Vater sehr oft Geld ausgeborgt. Und sie hat das dann immer beklagt und hat gesagt: „Ja, ich brauch das selber, und ich möchte mir eine Wohnung mieten, und ich habe das Geld nicht, weil mein Vater hat sich's ausgeborgt“ zum Beispiel. Und die Eltern haben auch öfter gesagt: „Ja, ich würde mir gern etwas sparen für eine Wohnung, und ich kann nicht, weil ich muß alles zu Hause abliefern.“
[Expertengespräch 25/ Z 272-285]

Studien über Familien unter der Armutsgrenze in Österreich zeigen, daß diese genauso wie Migrantenfamilien, von denen hier berichtet wurde, beim Wohnen und Essen sparen (Flecker 1992; Dietz 1997: 145). Schulden und Schwierigkeiten mit Wohnungsspekulanten sind oft Begleiterscheinungen einer extremen Deprivierung, die zu einer Verringerung der Lebenschancen von Kindern und Jugendlichen führen. Dies geschieht etwa, wenn junge Menschen – insbesondere Mädchen – frühzeitig familiäre Verantwortungen sowie die Rolle von Erwachsenen übernehmen müssen. Dadurch werden die Schulleistungen von Kindern, die oft die Betreuung von kleineren Geschwistern übernehmen oder einen finanziellen Beitrag zum Erhalt der Familie leisten müssen, schwer beeinträchtigt. Dies hat nicht nur Konsequenzen in Hinblick auf ihr späteres berufliches Leben, sondern

auch in Hinblick auf Kontakte mit Gleichaltrigen, Umgang mit der Sprache des Aufnahmelandes etc., d.h. auf ihren ganzen Sozialisationsprozeß.

5.3 Schlußfolgerungen

5.3.1 Faktoren, die bei den Zukunftswünschen mitspielen

Faßt man die Faktoren zusammen, die für das Migrationsvorhaben von Familien und ihrer Entscheidung für einen Wohnort eine Rolle spielen, so lassen sich folgende Punkte feststellen.

- ▶ **Die rechtlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland** haben starken Einfluß auf die Zukunftsvorstellungen und damit auch auf längerfristige Entscheidungen für einen bestimmten Wohnort. Je sicherer sich Migrantenfamilien in Österreich fühlen, desto eher investieren sie in einen Verbleib in Österreich. Stabilität am Arbeitsmarkt und Zuverlässigkeit am Wohnungsmarkt fördern die Integration von Familien. Unklare politische Richtlinien, die zur Desorientierung von MigrantInnen führen, sind nicht dazu geeignet, jene ökonomischen Faktoren zu beseitigen, die zu einer Änderung in der Struktur der Migration und auch zum Familiennachzug geführt haben. Sie fördern vielmehr gesetzwidrige Vorgänge am Wohnungsmarkt und jene Formen von Integration, die zu einer geringen Identifizierung mit dem Aufnahmeland führen.
- ▶ Zu diesen rechtlichen Rahmenbedingungen im Aufnahmeland kommen **soziale Faktoren** hinzu. Die Erfahrung, die Migrantenfamilien mit ÖsterreicherInnen auf öffentlicher und privater Ebene machen, ob sie Leute finden, auf die sie zählen können oder ob sie diskriminiert werden, beeinflußt die weitere Entwicklung ihrer Pläne. Nicht nur Konflikte, sondern auch ein kontinuierliches Nebeneinander von Migrantenfamilien mit ihrem übrigen sozialen Umfeld tragen zu ihrer sozialen Ausgrenzung bei. Beide Phänomene – Konflikte und gegenseitige Abgrenzungen – beruhen manchmal auf Vorurteilen, die sich bei näherer Betrachtung als gegenstandslos erweisen. Sehr oft verbergen sich hinter diesen Konflikten nicht nur falsche pauschale Vorstellungen, sondern vielmehr konkrete Erfahrungen mit unterschiedlichen Wertvorstellungen.
- ▶ **Die Situation der Migrantenfamilien im Herkunftsland** prägt ebenfalls ihr Migrationsvorhaben sowie ihre Wohnungspläne im Aufnahmeland. Eine Verbesserung der materiellen Rahmenbedingungen im Herkunftsland sowie die Existenz eines sozialen Netzes von Angehörigen, Nachbarn und Freunden fördert eine Rückkehr in die Heimat. Unter diesen materiellen Faktoren hat das eigene Familienhaus in der Heimat einen hohen symbolischen Wert, insbesondere – nicht aber ausschließlich – unter Familien aus

ländlichen Gebieten. Der Mangel an diesen Ressourcen ist oft Anlaß, um einen langfristigen Verbleib in Österreich zu akzeptieren und auf unterschiedliche Art zu regeln, wie etwa für Familien, die sich für ein Leben in Österreich entscheiden, oder jene, die eine „Pendlermentalität“ entwickeln. Es leben aber auch Migrantenfamilien hier, die ihr Leben jahrelang in Hinblick auf eine Rückkehr gestalten, selbst wenn eine Rückkehr bereits ausgeschlossen ist.

- **Die Situation und Dynamik innerhalb von Familien** hat Einfluß auf ihre Zukunftsvorstellungen. So kann es zu Interessenskonflikten zwischen Generationen kommen, etwa wenn die Eltern in die Heimat zurückkehren wollen, während die Kinder ihr Leben in Österreich planen. In anderen Fällen wiederum identifizieren sich Eltern in höherem Maß mit dem Aufnahmeland als ihre Kinder. Schließlich haben sie sich – und nicht die Kinder – für die Migration entschieden. Diese Dynamik zwischen Generationen ist äußerst komplex. Einige Faktoren erscheinen dennoch klar: Die Zukunftschancen, die junge Menschen aus Migrantenfamilien in Österreich finden, tragen zweifelsohne zu ihrer Identifikation mit dem Aufnahmeland bei. Die Weitergabe von Vorstellungen und Idealen innerhalb von Familien ist auch bedeutsam, insbesondere wenn enge Verhältnisse zwischen jungen Menschen, ihren Eltern und sonstigen Verwandten bestehen.

5.3.2 Integration neu denken

Die Entscheidung, für längere Zeit in ein anderes Land zu ziehen, führt zu einer Zäsur in der eigenen Biografie, da das Leben nach einer Migration unter neuen Rahmenbedingungen weitergeführt wird. Eine deckungsgleiche Fortsetzung des früheren Lebens im Heimatland, sei es auf kultureller oder materieller Ebene, ist nicht sehr wahrscheinlich, da Familien mit neuen Herausforderungen in einem anderen Umfeld konfrontiert werden. Die mit einer Migration verbundenen Änderungen haben folglich nicht nur Konsequenzen für das berufliche, sondern auch für das familiäre Leben.

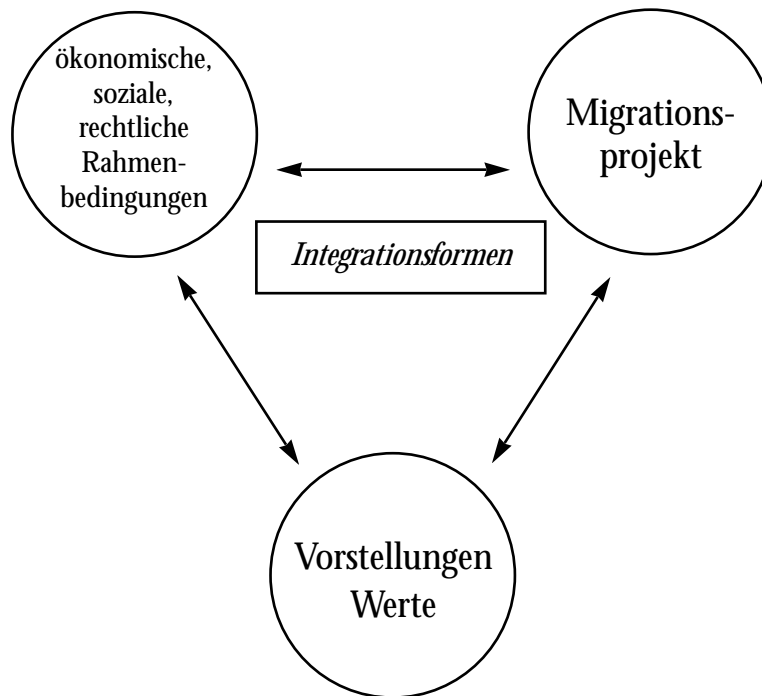
Integrationsvorgänge erweisen sich demnach als dynamische Prozesse – die, je nach konkreten Umständen, unterschiedlich verlaufen können. Verschiedenen Formen von Integration, die in der Tat entstehen, resultieren aus der Wechselwirkung zwischen den vorgefundenen sozialen Begebenheiten in Österreich einerseits und dem Handeln der neu Angekommenen andererseits. Dieses Handeln steht sowohl in engem Zusammenhang mit ihren früheren Lebenserfahrungen als auch mit ihren Zukunftsprojekten.

Konkret resultiert die innere Dynamik von Integrationsprozessen daher aus dem Zusammenspiel von drei unterschiedlichen Faktoren:

1. Den Vorstellungen und Lebensweisen, mit denen Einheimische und MigrantInnen vertraut sind.

2. Den gegebenen Rahmenbedingungen in Österreich.
3. Dem eigenen „Migrationsprojekt“ der Zugewanderten, konkret ihren Absichten und Vorhaben, die sie zur Migration motiviert haben.

Diese drei Gruppen von Faktoren haben allerdings eine unterschiedliche Entwicklungsdynamik. Vorstellungen und Werte von MigrantInnen sowie anderer Mitglieder der österreichischen Gesellschaft ändern sich meist langsamer als ökonomische, soziale oder rechtliche Rahmenbedingungen (wie etwa die Konjunktur am Arbeitsmarkt, oder die Fremdengesetze).



Dies ist darauf zurückzuführen, daß Vorstellungen und Werte das Leben von Menschen zutiefst beeinflussen. Die soziale Realität existiert nicht losgelöst davon. Menschen erschaffen Symbole und interpretieren diese ständig genauso wie ihr Leben und das ihrer Umwelt. Dabei handelt es sich um weit mehr als bloß rationale Vorgänge, da Vorstellungen nicht unbedingt mit bewußt erlebten Gefühlen verbunden sein müssen. Vor allem wenn gravierende Interessen auf dem Spiel stehen, zeigt sich, daß Gefühle einen erheblichen Einfluß auf Einstellungen zu den damit verbundenen Situationen haben können (vgl. die Schlußfolgerungen von Pumares 1993: 24.; Tribalat et al. 1996: 268f.) in ihren langfristigen Untersuchungen sowie die Reflexionen von Sayad: 1991: 49-78).

Das Migrationsprojekt hingegen kann sich sehr schnell verändern und bleibt sehr oft für lange Zeit offen und undefiniert. Ob sich die ursprünglichen, zum Zeitpunkt der Migration gefaßten Pläne modifizieren, hängt von den konkreten Chancen ab, die ZuwanderInnen oder ihre Kinder in Österreich wahrnehmen können. Darüber hinaus steht das Migrationsprojekt einer Familie in enger Verbindung mit der Entwicklung der sozioökonomischen sowie politischen Situation ihres jeweiligen Heimatlandes. Länger andauernde ökonomische und daher die Existenzsicherung von Familien gefährdende Krisen begünstigen Migrationsbewegungen. Dies hat sehr oft zur Folge, daß soziale Netzwerke von Familien im Heimatland an Bedeutung verlieren. Dieser Umstand wiederum veranlaßt Familien, ihr Leben in Österreich so angenehm wie möglich zu gestalten. Die Perspektive der Rückkehr hingegen bleibt dennoch oftmals bestehen, da viele ihre Heimat aufgrund einer Notsituation verlassen haben. Der offene Charakter des „Wanderungsprojektes“ erschwert es, die Einstellung von Familien über ihre Zukunft definitiv deuten zu können.

Diese mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten verlaufenden Entwicklungen erklären den Charakter der Integration als offenen Vorgang, in dem Migrantenfamilien ihr ursprüngliches Migrationsvorhaben neu definieren, während sie gleichzeitig ihr Leben im Aufnahmeland neu aufbauen (vgl. das Bedürfnis nach einer „*approche dynamique*“, auf die Tribalat besteht; Tribalat et al. 1996: 221, 217). Dieser Prozeß hat zwei Gesichter – die Verhaltensweisen der MigrantInnen selbst und auch jene der Personen, die sie aufnehmen – und hängt stark mit den Gegebenheiten im Aufnahmeland und auch mit den Ressourcen, über die Migrantenfamilien verfügen, zusammen. Das Leben von Zuwandererfamilien kann dabei, wie zuvor dargelegt wurde, sehr unterschiedlich aussehen. Folglich gibt es zahlreiche Formen von Integration und daraus resultierend unterschiedliche Zukunftsperspektiven.

Literaturverzeichnis

- Camilleri, Carmel (1996): *Le Regard sur l'enfant dans diverses cultures: Réflexion d'ensemble*. In: C. Herbaut & J.-W. Wallet (Eds) *Des Sociétés des enfants*. Paris: L'Harmattan, S. 325-342.
- Castles, Stephen & Miller, Mark (1993): *The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World*. London: McMillan.
- Dietz, Berthold (1997): *Soziologie der Armut*. Frankfurt: Campus.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993a): *Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben*. Stuttgart: Enke Verlag.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993b): *Die älteren Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland – Sozialdemographische Aspekte*. In: O. Johannes (Ed). *Die älter werdende Gesellschaft*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, S. 171 – 193.
- Flcker, Jörg (Hg.) (1992): *Veränderungen der ökonomischen und sozialen Situation von Arbeitslosen bzw. Arbeitslosen-Haushalten im Verlaufe der Arbeitslosigkeit*. (Wien, Forschungsbericht der Gesellschaft für Interdisziplinäre Sozialforschung).

- Gächter, August (1998): Die Integration der niedergelassenen ausländischen Wohnbevölkerung in den Arbeitsmarkt Wien, Institut für Höhere Studien (IHS).
- Holzer, Werner & Münz, Rainer (1996): Fremdenfeindlichkeit in Österreich? In: Institut für Demographie (Hg.) Demographische Informationen 1995/96 Wien: Institut für Demographie, S. 45-54.
- Holzer, Werner & Münz, Rainer (1994): Freundlichkeit in Österreich? Einstellungen zur Migration, ausländischer Bevölkerung und staatlicher Ausländerpolitik. In: Institut für Demographie d. ÖAW (Hg.) Demographische Informationen 1995/96 Wien: Institut für Demographie, S. 45-53.
- Khosrokhavar, Farhad (1997): L'islam des jeunes. Paris: Flammarion.
- Lichtenberger, Elisabeth & Faßmann, Heinz (1984): Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien: Böhlau.
- Mahidi, Margareta & Vollmann, Kurt (1999): Wohnverhältnisse nach Staatsbürgerschaft. In: Statistische Nachrichten, (1), S. 17-26.
- Prskawetz, Alexia (1997): Wirtschaftliche Auswirkungen der Migration in Österreich (1961-1995. Wien, Institut für Demographie der ÖAW.
- Pumares, Pablo (1993): L'immigration marocaine dans la communauté autonome de Madrid. In: Revue Européenne des Migrations Internationales, 9(1).
- Pumares, Pablo (1996): La integración de los inmigrantes marroquíes. Familias marriquíes en la comunidad de Madrid. : Fundación „La Caixa“.
- Rosenbaum, Heidi (1998): Verwandtschaft in historischer Perspektive. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Sayad, Abdelmalek (1991): L'immigration ou les paradoxes de l'alterité. Paris, Brüssel: De Boeck & Larcier.
- Treibel, Anette (1990): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Tribalat, Michèle; Simon, Patrick & Riandey, Benoît (1996): De l'immigration à l'assimilation: enquête sur les populations d'origine étrangère en France. Paris: Editions La Découverte: INED.
- Wimmer, Hannes (1986): Ausländische Arbeitskräfte in Österreich. Frankfurt; New York: Campus.
- Wroblewsky, Angela (1998): Der Arbeitsmarkt für AusländerInnen. In: Hofinger, Christoph; Lugl, Barbara; Ogris, Günther, Unger, Theresia, Waldrauch, Harald, Wroblewski, Angela, Zuser, Peter (Hg.) Einwanderung und Niederlassung II Soziale Kontakte, Diskriminierungserfahrung, Sprachkenntnisse, Bleibeabsichten, Arbeitsmarktintegration und Armutsgefährdung der ausländischen Wohnbevölkerung in Wien. Endbericht Wien: IHS, S. 132-156.

6. Historische Familienforschung in Österreich – Anthropologische Orientierungen *Historical Family Research in Austria – Anthropological Orientations*

Michael Mitterauer

Zusammenfassung

Unter den sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit dem Thema Familie beschäftigen, hat die Historische Familienforschung in Österreich eine besonders starke Tradition. Während sie in ihren Anfängen in den 70er Jahren historisch-demografisch orientiert war und primär mit quantitativen Methoden arbeitete, ergab sich in den letzten Jahren eine deutliche Wendung zu historisch-anthropologischen Fragestellungen, bei denen die Bearbeitung lebensgeschichtlicher Selbstzeugnisse im Vordergrund steht. Diese Erweiterung ihres Themenfeldes verdankt die Historische Familienforschung nicht nur der Zusammenarbeit mit Nachbar-disziplinen, die stärker gegenwartsbezogen arbeiten, sondern vor allem der Intensivierung des eigenen Praxisbezuges.

Abstract

Among the social science disciplines dealing with the family topic, historical family research has a particularly strong tradition in Austria. While the initial phase in the 1970s was characterised by a historico-demographic orientation and quantitative methods, in recent years there has been a pronounced shift towards historico-anthropological issues focussing on biographical self-reporting. This expansion of the scope of historical family research is not only due to co-operation with neighbouring disciplines whose work is more closely related to the present, but above all to a reinforcement of its own practical orientation.

Die Historische Familienforschung stellt innerhalb der Geschichtswissenschaften eine relativ junge Forschungsrichtung dar. Ihre Anfänge liegen in den späten sechziger Jahren. In den drei Jahrzehnten ihrer Entwicklung hat sie verschiedene Prozesse der Ausweitung, der Neuakzentuierung und der Neuorientierung erfahren. Am Beispiel eines Forschungsprojektes „Familien in Europa 1500-2000“, das kürzlich abgeschlossen wurde, sollen solche neue Perspektiven besprochen werden.*

In ihren Frühphasen war die Historische Familienforschung sehr stark von der Historischen Demografie geprägt. Vitalstatistische Daten über Geburten, Heiraten und Sterbefälle bildeten eine wichtige Quellengrundlage und wurden auf ihre familienrelevanten Aussagen hin interpretiert. Ebenso arbeiteten Familienhistoriker stark mit quantifizierenden Zugangsweisen, die ihre Modelle und Fragestellungen aus einer strukturfunktionalistischen Familiensoziologie übernahmen. Auch die Historische Familienforschung in Österreich, die – im internationalen Vergleich gesehen – relativ früh einsetzte, war seit Anfang der siebziger Jahre solchen Ansätzen verpflichtet. Die damals am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien auf der Basis von Seelenbeschreibungen, Konskriptionslisten sowie Urmaterial von Volkszählungen und anderen Typen von Personenstandslisten aufgebaute „Wiener Datenbank zur Europäischen Familiengeschichte“ steht für diese dominant quantifizierende Frühphase. Als Zeichen für die Ausweitung und Neuorientierung der Historischen Familienforschung kann man ihr eine zweite große Quellensammlung gegenüberstellen, die hier seit Mitte der achtziger Jahre angelegt wurde, nämlich die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“. Mit dieser Sammlung von Zeugnissen der populären Autobiografik wurden neue Fragestellungen und Zugangsweisen möglich. Erlaubten die Personenstandslisten primär Aussagen über Familiengröße und Familienzusammensetzung in vergangenen Zeiten, so erschlossen die lebensgeschichtlichen Zeugnisse viele zusätzliche Facetten: gemeinsames Arbeiten und gemeinsames Feiern, gemeinsames Essen und gemeinsames Wohnen, gemeinsame Aktivitäten und gemeinsame Erlebnisse, kurz den Alltag des Familienlebens in seiner ganzen Vielfalt. Der lebensweltliche Ansatz trat damit in der Historischen Familienforschung in den Vordergrund. Weiter gefaßt könnte man von einer historisch-anthropologischen Neuorientierung sprechen. Eine solche historisch-anthropologische Familienforschung geht freilich weit über die lebensgeschichtliche Zugangsweise hinaus, wie sie aufgrund der in Wien und im Anschluß daran auch in Prag aufgebauten Autobiografien-sammlungen möglich wird. Was eine anthropologische Neuorientierung der Historischen Familienforschung bedeuten könnte, das läßt sich an Konzept, Durchführung und Ergebnissen des hier dargestellten Projekts gut illustrieren.

Historische Anthropologie ist innerhalb der Geschichtswissenschaft – ebenso wie Historische Familienforschung – eine junge Richtung. Inhaltlich geht es ihr

* Dieses Projekt wurde vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr im Rahmen eines Forschungsschwerpunktes „Grenzenloses Österreich“ gefördert. Der vorgelegte Artikel stellt eine überarbeitete Fassung des Projektberichts dar.

um eine Beschäftigung mit menschlichen Grundbefindlichkeiten und Elementarsituationen in vergangenen Zeiten, mit Geburt und Tod, mit Kindheit, Jugend und Alter, mit Körper und Sexualität, mit Geschlechterrollen und Geschlechterbeziehungen etc. Die Familie stellt in diesem Kontext natürlich ein zentrales Thema dar, mit anderen Themenbereichen der Historischen Anthropologie vielfach verflochten. In der Wissenschaftsentwicklung ist Historische Anthropologie aus neuen Formen der Interdisziplinarität entstanden, vor allem solchen zwischen Geschichte und Sozialanthropologie, Geschichte und Ethnologie, Geschichte und Volkskunde, die sich als „Ethnologia Europaea“ versteht, aber auch zwischen Geschichte und verschiedenen „area studies“ wie Japanologie, Sinologie etc. In der seit 1993 erschienenen Zeitschrift „Historische Anthropologie“, in der auch mehrere Beiträge der Wiener Historischen Familienforschung publiziert wurden, spiegelt sich diese Entwicklung. Historische Anthropologie läßt sich allerdings in ihrer Genese keineswegs ausschließlich und sicher auch nicht primär aus innerwissenschaftlichen Entwicklungen erklären. Viel bedeutsamer sind die gesellschaftlichen. Ein weltgeschichtlich bisher in solcher Radikalität noch nicht dagewesener Wandel menschlicher Grundbefindlichkeiten und Elementarsituationen, vor allem seit den 1960er Jahren, ist als Hintergrund der innerwissenschaftlichen Neuorientierung zu sehen. Dieser radikale Wandel hat auch die Familie betroffen. Das zunehmende Interesse an Historischer Familienforschung ist letztlich sicher gesellschaftlich zu erklären.

Es ist erstaunlich, daß diese so tiefgreifenden und welthistorisch einmaligen Veränderungsprozesse des Familienlebens in der jüngsten Vergangenheit von der Historischen Familienforschung bisher kaum behandelt wurden – weder in ihrer unmittelbaren Bedeutung für die aktuelle Familiensituation noch in ihrer vermittelten als Auslöser für die Beschäftigung mit Familienverhältnissen weiter zurückliegender Epochen. Das Projekt „Familie in Europa 1500-2000“ stellte diesen miterlebten Wandel von Familie in den Mittelpunkt. Das lag schon aufgrund der Rolle nahe, die den Autobiografien noch lebender Autorinnen und Autoren in der Projektplanung zukam. Die Edition und wissenschaftliche Interpretation solcher Autobiografien als Monographien oder in thematisch orientierten Sammelbänden bildete ja einen wesentlichen Bestandteil der Projektarbeit. Sie soll als ein institutionalisiertes Bindeglied zwischen Wissenschaft und Gesellschaft fortgeführt werden, und zwar in der dreifachen Funktion als Mittel der Bildungsarbeit, als Form der Aufbereitung von Quellen für eine gesellschaftsbezogene Wissenschaft und schließlich als Anregung zum Schreiben, um eine kontinuierliche Ergänzung solchen Quellenmaterials zu gewährleisten.

Der Versuch, eine zusammenfassende Darstellung von Entwicklungstrends der Familie in der jüngsten Vergangenheit vorzulegen, wurde gleich zu Beginn der Projektarbeit in einer für eine breitere Öffentlichkeit bestimmten Broschüre „Familie. Traditionen – Probleme – Perspektiven“ unternommen. Sie versuchte, Faktoren des gesellschaftlichen Wandels auf der Makroebene, wie Verstädterung, Verkehrsrevolution, Migration, Medieneinfluß, Säkularisierung, Scholarisierung etc., mit Veränderungen in der Familienstruktur auf der Mikroebene in Verbindung

zu bringen. Ansatzpunkte dafür waren eher in der familiensoziologischen Literatur zu finden als in der familienhistorischen. Aber auch dort zeigten sich bezüglich einiger wichtiger Veränderungen Defizite – etwa hinsichtlich der zeitlichen oder der räumlichen Dimensionen des Familienlebens. Solche Raum- bzw. Zeitbezüge stellen – neben den immer wieder behandelten Familienstrukturen und Familienfunktionen – eine interessante und wichtige Aufgabe einer historisch-anthropologischen Familienforschung dar. Ähnliches gilt für die Themenkomplexe Familienriten oder Familiensymbole. Gestützt auf langjährige Vorarbeiten läßt sich im Überblick auch jetzt schon einiges dazu sagen. Oft genügt es, für die Gegenwart von Soziologen oder Sozialanthropologen erstellte Modelle mit historischen Informationen in Verbindung zu bringen, um Aussagen über Entwicklungsverläufe wagen zu können. In den siebziger Jahren war dieses Historisieren der Familiensoziologie – vielfach auch in kritischer Auseinandersetzung mit dieser – für die Anfänge der Historischen Familienforschung äußerst fruchtbar. Heute weiß man kaum mehr voneinander. Überblicksdarstellungen einer Zeitgeschichte der Familie zwingen zu interdisziplinärer Zusammenarbeit. Im Rahmen des hier besprochenen Projekts wurde dieser Versuch noch in zwei weiteren Veröffentlichungen unternommen – in einem Bändchen über „Entwicklungstendenzen der Familie“ sowie in einem als Reader konzipierten Sammelband „Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen – Probleme – Perspektiven“.

Der Sammelband „Familie im 20. Jahrhundert“ steht im Rahmen des Gesamtprojekts in besonderer Weise für eine anthropologische Neuorientierung der Historischen Familienforschung. Er illustriert Möglichkeiten und Schwierigkeiten einer solchen Zugangsweise. Seit William Goodes großer Synthese „World Revolution and Family Patterns“ von 1963 wurde kein solcher Versuch einer weltweiten Zusammenschau von einem Autor unternommen. Der vorgelegte Reader sollte Überblick über die Familienentwicklungen des 20. Jahrhunderts in den einzelnen kulturellen Großräumen der Welt bieten. Dabei war angestrebt, durch einen zugrundegelegten einheitlichen Problemraster Vergleichbarkeit zu erzielen. Dieses Ziel wurde nicht voll erreicht – einerseits aufgrund der ganz unterschiedlichen Forschungslage in den behandelten Großregionen, andererseits aufgrund der spezifischen Besonderheiten, die die Bearbeiterinnen und Bearbeiter jeweils für ihre Region in den Vordergrund stellen wollten. Der Ertrag ist trotzdem nicht gering. So erweist sich die in der Forschung vielfach rezipierte These William Goodes von der weltweiten Konvergenz der Familienentwicklung unter dem Einfluß der Industrialisierung als revisionsbedürftig. Insgesamt scheint der Faktor Industrialisierung in seiner Bedeutung für die Familienentwicklung der neueren Zeit überschätzt worden zu sein. Andere ökonomische, aber vor allem auch außerökonomische Faktoren verdienen stärkere Berücksichtigung. Der Kulturraumvergleich zeigt, daß insbesondere religiöse Traditionen – in unmittelbarer wie in vermittelter Wirkung – Familienverhältnisse der Moderne nachhaltig prägen. So ist der Einfluß des Ahnenkults keineswegs auf Stammesgesellschaften beschränkt. Er wirkt – freilich in ganz anderer Weise – in vielen hochindustrialisierten

Gesellschaften des ostasiatischen Raums. Dieser hohe Erklärungswert religiöser Faktoren auch für die Familienentwicklung der jüngsten Vergangenheit bedeutet für die Historische Familienforschung eine anthropologische Neuorientierung besonderer Art. Sie verlangt, nach einer Phase der Überbetonung sozioökonomischer Bedingungen, soziokulturelle stärker zu berücksichtigen.

Sehr deutlich hat der Band „Familie im 20. Jahrhundert“ auf eine zentrale Fragestellung Antwort gegeben, die dem ganzen Projekt zugrundeliegt, nämlich auf die Frage nach den Ausdrucksformen und den Ursachen des europäischen Sonderwegs der Familienentwicklung. Daß etwa die gattenzentrierte Familie kein menschliches Universale, sondern ein europäisches Spezifikum darstellt, läßt sich auch noch aufgrund von Familienverhältnissen des 20. Jahrhunderts aufzeigen. Die Wurzeln dieses Sonderwegs führen weit zurück. In drei Spezialstudien wurde solchen Wurzeln nachgegangen. Die eine bezieht sich auf die Schwäche der Ahnenbindung im Christentum und deren gesellschaftliche Auswirkungen, die zweite auf das Phänomen des Levirats, also die vorgeschriebene Schwagerehe, in der ein komplementäres gesellschaftliches Wertmuster einer starken Ahnenbindung zum Ausdruck kommt, und die dritte auf mittelalterliche Grundlagen des „European marriage pattern“, insbesondere solche, wie sie im Kontext der spezifischen Sozialformen der Ostkolonisation während des Hoch- und Spätmittelalters vom Gebiet zwischen Seine und Rhein ausgehend bis weit nach Osteuropa verbreitet wurden. Der Frage des Ahnenbewußtseins scheint bei der Erklärung unterschiedlicher Familienformen entscheidende Bedeutung zuzukommen. Es ist das ein Themenkomplex, der bisher der Ethnologie bzw. der Sozialanthropologie vorbehalten war. Gewisse Grundfragen der europäischen Familienentwicklung werden sich nur dann lösen lassen, wenn sich die Historische Familienforschung der interdisziplinären Zusammenarbeit mit der Sozialanthropologie stellt und damit auch in diesem Sinn zu einer historisch-anthropologischen Orientierung gelangt.

Historische Anthropologie im Sinne des großräumigen Kulturvergleichs liegt heute nicht im Trend. Das gilt auch für das Forschungsgebiet Familie. Gefragt ist die Mikrostudie, die aus „dichter Beschreibung“ abgeleitete Aussage mit begrenztem Geltungsanspruch. Sicher hat die Mikrogeschichte der Historischen Familienforschung viel Erkenntnisgewinn gebracht. Aber auch die Arbeit auf der Makroebene ist notwendig, soll nicht der größere Bezugsrahmen der Forschung verlorengehen. Interkulturelle Vergleiche sind dafür unerläßlich. Solche interkulturellen Vergleiche zu fördern, erscheint als ein besonderes forschungspolitisches Desideratum. Das referierte Forschungsprojekt hat dafür eine Menge wichtiger inhaltlicher Anknüpfungspunkte aufgezeigt, an die eine historisch-anthropologische Familienforschung anschließen sollte.

Das Verhältnis von Mikro- und Makrostudien wird sicher in der Historischen Anthropologie im allgemeinen und in der Historischen Familienforschung im besonderen ein zentrales Diskussionsthema bleiben. Im Rahmen des referierten Projekts wurde versucht, es in einer sehr spezifischen Weise zu lösen. Drei ganz unterschiedliche Regionen wurden hinsichtlich der Entwicklung der Familien-

verhältnisse eingehender untersucht, nämlich die Karibik, der Balkanraum und Böhmen. Innerhalb dieser Regionen führten lokale Fallstudien gleichsam eine „Tiefenbohrung“ durch. Dabei wurde darauf geachtet, daß auch die jeweils behandelten örtlichen Populationen in sich nach ihren Familienverhältnissen stark differenziert waren, sodaß sich auf mehreren in unterschiedlicher Intensität untersuchten Ebenen Möglichkeiten eines Vergleichs ergaben. In der Karibik etwa galt die lokale Fallstudie der Insel Trinidad. Das Nebeneinander von schwarzafrikanischer, indischer und europäischer Bevölkerung ermöglichte hier im Kleinen, Familientraditionen ganz unterschiedlicher kultureller Großräume zu beobachten. Vom Ansatz her wurden also Elemente von Mikro- und Makrostudien in diesen drei exemplarischen Regionalsrudien miteinander verbunden.

Inhaltlich können aus diesen drei Regionalstudien des Projekts nur beispielhaft Einzelthemen herausgegriffen werden. Dabei sollen solche im Vordergrund stehen, die sich auch auf andere Großregionen übertragen lassen. Die Karibikstudie mit dem Schwerpunkt Trinidad wollte vor allem die Frage klären, warum in diesem Großraum illegitime Geburten und mit ihnen korrespondierende Familienformen so stark verbreitet sind. Insbesondere amerikanische Soziologen und Sozialanthropologen hatten zur Lösung dieser Frage verschiedene theoretische Angebote gemacht, von denen einige in der Literatur breite Zustimmung gefunden haben. Norbert Ortmayr, der die Karibikstudie im Rahmen des Projekts durchgeführt hat, bringt nun einen ganz neuen Faktorenkomplex als Erklärung ins Spiel, nämlich die unterschiedlichen Wirkungsformen der einzelnen christlichen Kirchen im Untersuchungsgebiet. Dabei geht es weniger um spezifische familienrelevante Inhalte des Christentums als um Belange der Kirchenorganisation, der Missionspolitik, der Intensität pastoraler Arbeit. Es steht außer Frage, daß ein solches Erklärungsmodell als Arbeitshypothese auch bei der Interpretation von Familienentwicklungen in anderen Weltregionen hilfreich sein kann. Beispiele dafür im Kontext unterschiedlicher Bewirkungsfaktoren bietet der Sammelband über die Familien des 20. Jahrhunderts im interkulturellen Vergleich.

Die den Balkanraum betreffenden Regionalstudien wurden in enger Zusammenarbeit mit einem an der Universität Graz beheimateten Projekt über die „Balkanfamilie“ durchgeführt. Die besondere Aktualität einer historisch-sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Familienstrukturen in Südosteuropa liegt sicher in der Bedeutung, die Traditionen der Familienkulturen aus diesem Raum durch die Arbeitsmigration der letzten Jahrzehnte gewonnen haben. Es sei kurz als zentraler Gedanke die Frage nach dem gesamtgesellschaftlichen Kontext von Familienformen herausgegriffen. Die Historische Familienforschung hat aufgrund ihrer Hinwendung zu den kleinen Lebenswelten vielfach den Zusammenhang mit umfassenden sozialen Ordnungen vernachlässigt. Im Vergleich der Familienentwicklung im Balkanraum einerseits, in Mittel- und Westeuropa andererseits fällt dieser Unterschied des sozialen Kontexts von Familie besonders auf – nicht nur auf der Ebene der Staatlichkeit, auch auf der von Pfarre und Gemeinde, von Schul- und Kirchenorganisation etc. Familienformen ohne diesen Kontext zu vergleichen,

ergibt ein irriges Bild. Im westlichen Balkanraum begegnen in einigen Rückzugsgebieten die Familienstrukturen noch in die Stammesverfassung eingeordnet. Solche Verhältnisse machen im Vergleich zu Mittel- und Westeuropa wesentliche Unterschiede bewußt. Den außerfamilialen Kontext familialer Organisationsformen stärker zu berücksichtigen, erscheint als eine allgemeine Forderung, die an die Historische Familienforschung zu richten ist. Sie führt in Zusammenhänge der Verfassungs- und Herrschaftsgeschichte – ein Terrain, das in der Historischen Anthropologie von manchen Forschern gerne gemieden wird. Eine historisch-anthropologische Familienforschung wird sich einer solchen thematischen Ausweitung stellen müssen. Sie führt aber auch oft bis weit zurück in mittelalterliche Verfassungsverhältnisse. So konnte für die patrilinear-komplexen Familienstrukturen in Serbien gezeigt werden, daß sie mit Formen der hochmittelalterlichen Kirchenverfassung dieses Raums korrespondieren – für die viel diskutierte Frage des Alters der serbischen „Zadruga“ ein entscheidender Sachverhalt. Die Forderung, im zeitlichen Längsschnitt bis ins Mittelalter oder wenn notwendig noch weiter zurückzugreifen, ist generell an eine historisch-anthropologische Familienforschung zu richten, die nicht nur beschreiben, sondern auch erklären will – eine für manche Forscher unbequeme, von der Sache her aber notwendige Forderung.

Für die Auswahl Böhmens als dritter Untersuchungsregion war die Absicht entscheidend, eine in ihrer Auswirkung auf die Familienverhältnisse viel diskutierte Theorie zu testen, nämlich die sogenannte „Protoindustrialisierungstheorie“, die sich mit den Folgen der verlegten Heimindustrie befaßt. Markus Cerman, der diesen Projektteil durchführte, stellte seine lokalen Fallstudien in zwei nordböhmischen Herrschaften in einen weit ausgreifenden Vergleich von Hausindustrieregionen in Mittel- und Osteuropa. Entgegen der Annahme einer vereinheitlichenden Wirkung der Protoindustrie ergab sich dabei eine große Vielfalt unterschiedlicher Sozial- und damit auch Familienstrukturen. Diese Unterschiede scheinen vor allem durch unterschiedliche Herrschaftsformen bedingt zu sein. Auch hier führt der Versuch einer Erklärung zu Bedingungen der Herrschaftsstruktur, in diesem Fall solchen der Feudalverfassung. Ihren Wurzeln nachzugehen, zwingt ebenso zur Beschäftigung mit mittelalterlichen Voraussetzungen. Die an der traditionellen Epochenäsur orientierte Abgrenzung des Projektantrags „Familie 1500-2000“ war so in der Durchführung von der Sache her nicht strikt einzuhalten. Das gilt auch für eine andere Zugangsweise, die über die Regionalstudien hinaus im Projekt angewandt wurde, nämlich historische Längsschnitte zu neuen anthropologischen Themen, die für die Familienforschung relevant erscheinen. An drei Beispielen soll diese spezifische Zugangsweise erläutert werden.

Ein zeitlich weit ausgreifender Längsschnitt wird in der Studie „Mittelalterliche Grundlagen aktueller Namensprobleme“ geboten. Sie charakterisiert schon in der Titelformulierung das Spezifische dieser historisch-anthropologischen Zugangsweise: die Aktualität des Themas bildet den Ausgangspunkt der Überlegungen. Von ihr wird der behandelte Zeithorizont bestimmt. Aktuell erscheinen sowohl Fragen

rund um die Wahl von Vornamen als auch solche, die Familiennament-scheidungen betreffen. Familienrelevant sind beide. Man mag einwenden, Familien der Gegenwart hätten gravierendere Fragen zu lösen als solche der Namenswahl. So argumentiert wird die Relevanzfrage sicher verkürzt. Namen sind zweifellos eine elementare Ausdrucksform individueller und familialer Identität, und in diesem Verständnis von essentieller Bedeutung. In Systemen der Namengebung und deren Veränderung kommen darüber hinaus allgemeine Ordnungsformen, Einstellungen und Wertmuster einer Gesellschaft zum Ausdruck. Wandel der Namengebung hat so eine für Veränderungen der Familienverhältnisse wichtige Indikatorfunktion. In diesem Sinne wurden im Rahmen des Projekts mehrere Studien zum Problemkreis Familie und Namengebung durchgeführt. Auf der Ebene der Indikatorfunktion von Namengebung etwa liegt das Ergebnis, daß sich in Europa zwei komplementäre Großregionen feststellen lassen, die von zwei unterschiedlichen quasifamilialen Sozialbeziehungen geprägt sind, nämlich der mediterrane Raum mit seiner hohen Bedeutung der Patenschaft als „geistlicher Verwandtschaft“ und Nordwesteuropa, wo diese von Feudalbeziehungen ersetzt und überlagert wurde. Für die Historische Familienforschung ist die Beschäftigung mit Namen ein relativ neues Thema. Von der Sozialanthropologie her gibt es dafür kaum Vorbildstudien. Interdisziplinäre Kooperation erscheint diesbezüglich mit verschiedenen Philologien und innerhalb derselben mit der Onomastik notwendig. Dort fehlt wiederum oft die Aufgeschlossenheit für sozialwissenschaftliche Zugänge. So betritt die Historische Familienforschung bei der Behandlung der Namenthematik in vieler Hinsicht Neuland. Zweifellos handelt es sich dabei um eine typisch historisch-anthropologische Neuorientierung. Das Interesse für die Beschreibung und Interpretation von Symbolen und Repräsentationen ist ja für diese Richtung sehr charakteristisch. Der Themenkomplex Familiensymbole würde insgesamt in der Historischen Familienforschung mehr Beachtung verdienen.

Ein zeitlich, aber auch räumlich weit ausholender Längsschnitt wird in der Studie „Die Witwe des Bruders. Leviratsehe und Familienverfassung“ vorgelegt. Der interkulturelle Vergleich erfaßt hier das frühe Judentum und andere alte Hochkulturen genauso wie Japan, China und Indien. Im Mittelpunkt stehen der Balkan und der Kaukasus – zwei Regionen, die sich im Hinblick auf ihre ökologischen und sozialstrukturellen Ähnlichkeiten auch bezüglich anderer Themen für eine komparativ konzipierte historisch-anthropologische Familienforschung besonders eignen würden. Die Leviratsehe ist ein klassisches Thema der Sozialanthropologie. Da sie vom Christentum seit frühen Zeiten untersagt wurde, hat sich die Historische Familienforschung im europäischen Raum mit ihr kaum beschäftigt. Aber gerade das Fehlen dieser Institution läßt wichtige Rückschlüsse auf Spezifika der europäischen Familienentwicklung zu. Das Levirat ist ein typisches Element eines umfassenden Syndroms von Familienmerkmalen, das durch Einstellungen und Verhaltensweisen wie Geblütsdenken, Abstammungsdenken, Patrilinearität bzw. Ahnenkult bedingt erscheint. So kommt dem Levirat eine wichtige Indikatorfunktion für unterschiedliche Grundtypen der Familienverfassung zu.

Als neue Fragestellung der Historischen Familienforschung steht diese Institution für den wichtigen anthropologischen Fragenkomplex der Heiratsregeln, in einem weiteren Verständnis sicherlich auch für das zukunftssträchtige Arbeitsgebiet der Familiennormen.

Als Beispiel für eine anthropologische Neuorientierung ganz anderer Art sei der im Rahmen des Projekts publizierte Band „Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation“, bearbeitet von Gert Dressel und Günter Müller, genannt. Die Generationsproblematik ist für die Historische Familienforschung völlig neu. Sie erscheint für sie in doppelter Weise relevant – als Frage innerfamiliärer Generationsbeziehungen durch unterschiedliche Generationsprägung sowie als Frage zeitspezifischer Bedingungen des Familienlebens insgesamt. Durch die Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels im Verlauf des 20. Jahrhunderts gewinnt sie immer mehr an Bedeutung. Unter den vergleichsweise statischen Lebensbedingungen traditioneller Gesellschaften kam Unterschieden der Generationsprägung relativ wenig Bedeutung zu. So spielt die Generationsproblematik in diesem von Entwicklungen der Moderne bestimmten Verständnis in der Sozialanthropologie keine Rolle. Anleihen kann die Historische Familienforschung diesbezüglich eher bei der Soziologie nehmen. Für sie selbst ist der Themenkomplex neu. Im Sinne einer von der gesellschaftlichen Aktualität her konstituierten historisch-anthropologischen Neuorientierung wird er sicher an Bedeutung gewinnen.

Die Verbindung von Mikro- und Makrostudien, der epochenübergreifende Längsschnitt, der interkulturelle Vergleich – alles das sind wichtige Zugangsweisen historisch-anthropologischer Forschung, die auch für die Historische Familienforschung große Bedeutung haben. Neue Themenfelder der Historischen Anthropologie wie Riten und Symbole, Einstellungen und Verhaltensweisen, Erfahrungen und Mentalitäten sind ebenso für die Orientierung der Historischen Familienforschung wesentlich. Die wichtigste Gemeinsamkeit aber ergibt sich aus dem Bezug zur gesellschaftlichen Aktualität. Wie sich die Historische Anthropologie als Reaktion auf den beschleunigten Wandel alltäglicher Lebenswelten in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, so auch die Historische Familienforschung als Reaktion auf den radikalen Wandel der Familienverhältnisse. Diesen Gegenwartsbezug gilt es in der Historischen Familienforschung zu wahren. Sehr wesentlich wird die Erfüllung dieser Aufgabe davon abhängen, inwieweit der interdisziplinäre Dialog mit einschlägig interessierten Gegenwartswissenschaften gelingt, bzw. diese selbst den aktuellen Bezug nicht verlieren. Die Familiensoziologie bleibt dabei weiterhin wichtiger Gesprächspartner. Zunehmend bedeutsam wird die Sozialanthropologie oder besser gesagt die verschiedenen sozialanthropologischen Disziplinen von der Volkskunde über die Ethnologie bis hin zu den „area-studies“. Sie sind untereinander in Themenstellung und Zugangsweisen oft noch sehr disparat, nicht zuletzt bezüglich der Behandlung aktueller Familienprobleme. So wichtig das interdisziplinäre Gespräch ist – die Historische Familienforschung wird sich auch unabhängig von ihren Partnerdisziplinen die Frage nach gesellschaftlicher Relevanz ihrer Themen stellen müssen. Im Rahmen des hier referierten Projekts waren dabei die

lebensgeschichtlichen Selbstzeugnisse als Ausgangspunkt sehr wichtig. Sie haben geholfen, über einen erweiterten Kreis der Gesprächspartner auch das Blickfeld zu erweitern. Durch die Arbeit mit Autorinnen und Autoren der populären Autobiografie war es möglich, sich Prozesse des sozialen Wandels kommunikativ bewußt zu machen. Solche über die Fachwissenschaft hinausgehende Kommunikationskreise lebendig zu erhalten, erscheint essentiell, um Perspektiven einer notwendigen Neuorientierung zu gewinnen – sicher nicht nur in der Historischen Familienforschung.

Literatur

- Cerman, Markus. Protoindustrialisierung und Grundherrschaft. Ländliche Sozialstruktur, Feudalismus und protoindustrielles Heimgewerbe in Nordböhmen vom 14. bis zum 18. Jahrhundert (Druck in Vorbereitung).
- Dressel, Gert / Müller, Günter (Hg.). Geboren 1916. Neun Lebensbilder einer Generation (Damit es nicht verlorengeht 38, Wien 1996).
- Dressel, Gert. Historische Anthropologie. Eine Einführung (mit einem Vorwort von Michael Mitterauer). Wien 1996. Mitterauer, Michael/Ortmayr Norbert (Hg.). Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen – Probleme – Perspektiven (= Beiträge zur Historischen Sozialkunde, Beiheft 9, Frankfurt a. M. 1997).
- Familien. Traditionen – Probleme – Perspektiven (= Beiträge zur Historischen Sozialkunde 23/4, Wien 1993).
- Hareven, Tamara / Mitterauer, Michael. Entwicklungstendenzen der Familie (= Wiener Vorlesungen 43, Wien 1996).
- Mitterauer, Michael. Die Witwe des Bruders, Leviratsehe und Familienverfassung. In: *Medium Aevum Quotidianum* 35, *Otium, Casopis za provijest svakodnevice* 3. Krems/Zagreb 1996, 53-70.
- Mitterauer, Michael. „Und sie ließen ihren Vater zurück ...“. Die Schwäche der Ahnenbindung im Christentum als Voraussetzung des europäischen Sonderwegs der Familien- und Gesellschaftsentwicklung. In: *Balkanistic Forum* 4, 1997.
- Mitterauer, Michael. Medieval Roots of European Family Developments. In: *Stredoeurópske kontexty l'údoej kultúry na Slovensku*. Bratislava 1996, 92-105.
- Mitterauer, Michael. Family Contexts. The Balkans in European Comparison. In: *The History of the Family* 2, 1997, 387– 406.
- Mitterauer, Michael. Edin arhaicen relic? „Balkanskoto semejstvo“ w diskusija. In: *Balkanistic Forum* 2 (1994) 15 ff.
- Mitterauer, Michael. Mittelalterliche Grundlagen aktueller Namensprobleme. In: Härtel, Reinhard (Hg.). *Personennamen und Identität*. Graz 1997, 17 – 28.
- Mitterauer, Michael. Une intégration féodale? – La dénomination, expression des relations de service et de vasallité. In: *L'anthroponymie document de l'histoire des mondes méditerranéens médiévaux* (Collection de l'école française de Rome 226), Rom 1996, 295-311.
- Ortmayr, Norbert. Die Familie im Spannungsfeld von Religion, Ökonomie und Politik. Trinidad 1838-1990 (im Druck).

7. What Do We Know About the Future Changes in the Proportions of Children and Elderly in Europe? ¹

Was wissen wir über zukünftige Veränderungen in den Anteilen von Kindern und älteren Menschen in Europa?

Wolfgang Lutz and Sergei Scherbov

Zusammenfassung

Dieser Beitrag liefert die ersten probabilistischen Bevölkerungsprognosen für die Europäische Union. Die Annahmen zur zukünftigen Fertilität, Mortalität und Migration wurden im wesentlichen von Eurostat übernommen. Es wurde der am IIASA entwickelte, auf strukturierter Expertenmeinung basierende, probabilistische Ansatz verwendet. Dabei wurde zusätzlich angenommen, daß die von Eurostat definierten Intervalle 90% bzw. 67% aller möglichen zukünftigen Pfade in den drei Komponenten abdecken. Die Resultate von 1000 Simulationen zeigen überzeugend, daß ein ganz substantielles Altern der Europäischen Bevölkerung so gut wie sicher ist und nicht als ein Szenario mit unbekannter Wahrscheinlichkeit abgetan werden kann. Bis zum Jahr 2050 wird der Anteil der über 60-jährigen Menschen in Europa voraussichtlich um rund 60% zunehmen, während der Anteil der unter 20-jährigen um 20% abnimmt. Dieser Trend bei der älteren Bevölkerung ist mit weniger Unsicherheiten behaftet als die zukünftige Zahl der jüngeren Menschen.

Abstract

This report presents the first probabilistic population forecasts for the European Union following the approach of expert based probabilistic projections as developed at IIASA. The central, high and low assumptions used for future fertility, mortality and migration correspond essentially to those of Eurostat. These high-low ranges were assumed to cover 67 percent and 90 percent of all future paths, depending on the model. The results show convincingly that very significant population aging over the coming decades is not just a scenario of unknown probability, but is practically a certainty. By 2050 the proportion above age 60 is likely to increase by about 60 percent whereas the proportion of children and youngsters will fall by about 20 percent. This trend is much less uncertain for the elderly than for the young.

¹ This paper is a revised and expanded version of the keynote address delivered at the European Symposium „A Society for All Ages“ organised by the Austrian EU-presidency and the European Commission in Vienna, Austria, 12 October 1998. It received financial support from the Austrian Ministry of Social Affairs.

When we speak of Europe, we usually do not think of it in a geophysical sense as a specific mass of land, but rather in a social, cultural and economic sense. It is the population of Europe that constitutes most of our interest in Europe. This European population, however, is not an amorphous and homogeneous mass. It is structured according to several important criteria. In Europe, usually the first factors that come to mind are linguistics, culture and national divides. We may also think in terms of place of residence, employment status and social class. In focusing on these structures we sometimes tend to forget about the two most fundamental structures of any population, namely age and gender. Gender has recently received increasing attention, and most governments as well as the European Commission have created special bodies to study gender issues and promote equal opportunities for men and women. The age dimension has not yet received similar attention. But since we are expecting very significant changes in the age distribution of Europe's population – a rapidly increasing number of elderly together with a shrinking number of children – the age dimension of the population structure and all associated issues of inter-generational relations are likely to receive increasing attention in the future.

Why should one be interested in age? At the individual level this sounds like a silly question. Whether you are one year old, 10 years old, 40 years old or 80 years old is probably the single most important determinant of how you feel and live, what you do, and what you still expect from life. It is directly related to the process of socialisation, development of skills, body strength, maturing, and last but not least, the remaining average life expectancy. On the level of society this question is less obvious. Does it make any difference whether half of the population is below age 15, as in some developing countries, or whether half is above age 40, as is already the case in several European countries? It is obvious that it makes a difference in demand for schools and for homes for the elderly. It is also evident that it significantly affects the balance of payments in a pay-as-you-go pension system in which those who are gainfully employed today pay for those who are entitled to retirement benefits. And it is expected to also have significant implications for the labour market. But one may even go beyond that and speculate about changing consumer demand and changing cultural preferences. It is also evident, that changing family structures are intimately related with both the reasons for population ageing (due to low fertility rates) and its consequences in terms of family networks. More generations are alive at the same time, while simultaneously there are fewer siblings. These changing quantitative relationships are likely to also affect the quality of the relationships.

Focusing here on these demographic relationships is not to say that they are necessarily the most important changes that we will see in Europe over the next decades, but they will without doubt present significant structural framework conditions that will affect many aspects of life and that can be forecast over several decades with relatively high certainty.

7.1 Population Dynamics

As compared to other social and economic factors, demographic trends are very stable and have a great momentum. For this reason population dynamics can be projected with greater accuracy over a longer time span. Of course, such projections are not absolutely certain because human behaviour is not purely mechanistic and there can be unforeseen disasters. But since most of the people that will live in 2015 are already alive today, we know with a high probability what the age structure of the labour force is likely to be in that year.

Future population size and age structures are determined by the present age structure and the future trends in the three basic demographic components fertility (birth rate), mortality (death rate) and migration. Any change in the population must operate through one of these three factors. But even rather rapid changes in one of the factors may take quite long to impact on the total population due to the great inertia of population dynamics. If, for instance, smaller and smaller cohorts of women are entering the childbearing ages, even a possible increase in the mean number of children per woman may not lead to an increase in the total number of births. Similarly, the „baby boom“ of the 1960s (and not a discontinuity in life expectancy gains) is the main reason why we expect the proportion above age 60 to increase sharply after 2020.

The fact that there are only three factors to be considered in population projection does not necessarily make the task easier, because the projection of each of the factors is difficult and associated with significant uncertainties. Even the future of **mortality**, which traditionally has been considered the most stable demographic trend with steady improvements over the years, has recently become more uncertain. Over the last 50 years, life expectancy in Western Europe has increased by about 10 years, implying an average gain of two years per decade. Despite this significant gain that has surpassed all expectations expressed in earlier years, most statistical offices producing projections assume a slowing of improvements over the coming years, in some cases even constant life expectancy. Eurostat assumes, in the medium projection, a gain in life expectancy at birth of about three years over a period of 20 years (European Commission 1998). But there is increasing scientific uncertainty about limits to human longevity and consequently about the future gains still to be expected (Vaupel and Lundström 1996). In contrast to the traditionally dominating view that we are already very close to such a limit (actually, the assumed limits are being constantly moved upward by projectors as real gains surpass their expectations; Bucht 1996) alternative views suggest that such limits (if they even exist at all) might be well above 100 years. This scientific uncertainty about the future trends in old-age mortality also needs to be reflected in the population projections.

Fertility is the most influential of the three demographic components under a longer time horizon. Changes in fertility not only impact on the number of children but also on that of the grandchildren, etc. For this reason relatively small chan-

ges in fertility may have very significant consequences on future population size and age structure. Despite its significance we know rather little about the future trends of fertility in Europe. The history since World War II does not help us anticipate the future trend. During the so-called baby boom of the early 1960s most Western European countries had period fertility rates of above 2.5 children per woman. This was followed by a rapid fertility decline during the 1970s, bringing the Western European average down to about 1.6. Since then we have seen diverging trends, typically at levels well below replacement fertility. The most significant fertility declines were found in the Mediterranean countries, with Italy and Spain having below 1.2 children per woman. There are also significant regional differentials within countries. A further uncertainty is due to the fact that it is not clear to what degree these trends are caused by „timing“ changes, i.e., a postponement of births, and how far they are reflective of the lifetime fertility of younger generations of European women (Bongaarts and Feeney 1998). There is no clear scientific paradigm to adequately anticipate future reproductive behaviour. The notion of a „second demographic transition“ has been suggested to capture these trends, but it does not say where and when the endpoint of this transition should be reached (Van de Kaa 1987; Cliquet 1991). For this reason, again, population projections need to reflect the uncertainty through a range of fertility assumptions.

Migration is the most volatile of the three demographic components. The number of people entering or leaving a country can change from one year to the next due to political events or the enforcement of new legislation. The past 10 years have witnessed great ups and downs in European migration levels. The problem with projecting migration trends is not only the intrinsic difficulty of foreseeing such political events, but also the fact that net migration is the result of two partly independent streams (in-migration and out-migration) and that they depend on the conditions in both the sending and receiving countries. In this respect projections can do little more than demonstrate the impacts of alternative net-migration scenarios (Lutz 1993).

7.2 Probabilistic Population Projections for the EU

Policies to manage the future and meet the demographic challenges require the best available information about future trends. The standard way to project the future population path, which is considered most likely by experts, is a well-established methodology, the so-called cohort component method. The more difficult issue is how to deal with uncertainty in future demographic trends. As indicated above there are significant uncertainties associated with all three components, fertility, mortality and migration. The usual way is to produce different scenarios or variants, which combine alternative fertility, mortality and migration assumptions. But here the users of projections are not informed about the likelihood of the different scenarios, whether they are very unlikely „horror scenarios“ that may be dismissed

immediately, or whether they are highly realistic trends that should be taken seriously. Only probabilistic projections can answer these questions.

Expert-based probabilistic projections are a rather recent methodological development (at IIASA, the International Institute for Applied Systems Analysis in Austria) and here we present the first such projections for the European Union after earlier applications to Austria (Hanika, Lutz and Scherbov 1997), Germany (Lutz and Scherbov 1998), and 13 major world regions (Lutz, Sanderson and Scherbov 1997).

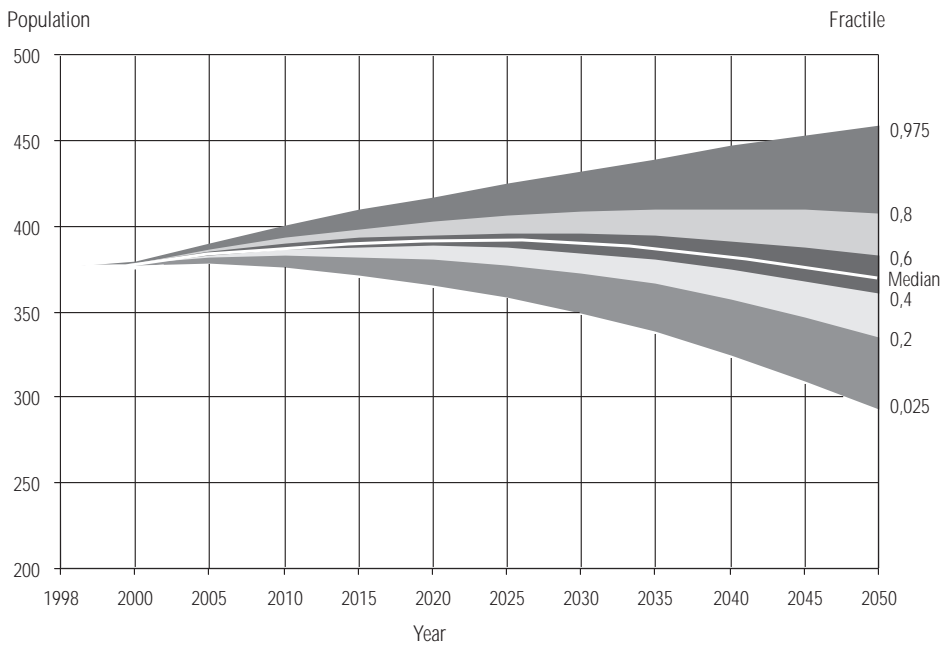
The basic idea of the chosen approach to probabilistic population projection lies in a process in which a group of experts defines assumptions about the likely proportion of all possible future paths in fertility, mortality and migration that fall within a given range of high and low values for each of the components. Since the methodology is extensively documented elsewhere (Lutz, Goldstein and Prinz 1996; Lutz and Scherbov 1997; Lutz, Sanderson and Scherbov 1996, 1999) we will not go into any details here. Assuming a normal distribution (the method also works for other distributions if there are reasons to choose them) typical assumptions are that 67 percent or 90 percent lie within the specified range of high and low values. Given the symmetric nature of the normal distribution the average of the high and low values (the central or baseline assumption) is also the assumption of highest probability. The tails of the distribution also include extreme assumptions with low probability. Based on these three distributions a large number of simulations (1,000 in the case of these projections) is performed by randomly drawing fertility, mortality and migration paths from the distributions and combining them in independent cohort-component projections. The resulting distributions of population size, sizes of specific age groups, etc., can then be presented numerically or graphically through selected fractiles as shown below.

The projections presented here for the whole European Union (treated as one region) are based on the assumptions as produced by Eurostat. There three scenarios have been defined to 2015 for each of the three components (European Commission 1998): Total Fertility Rate: 1.41 (low), 1.64 (baseline), 1.92 (high); Life Expectancy female: 81.5 (low), 83.1 (baseline), 84.4 (high); male: 75.0 (low), 77.2 (baseline), 79.2 (high). The assumed annual migration balances for 2010-14 are 398,000 (low), 592,000 (baseline), 788,000 (high). For each of the components specific paths have been defined between the base year 1995 and the target year 2015. For the extension to 2030 and 2050, which are presented in this study, constant rates have been assumed. Due to this correspondence of assumptions the median of the probabilistic projections is indeed identical to the baseline scenario of Eurostat. However, the quantitative uncertainty intervals around the median are new. For the set of projections presented here, they are based on the additional assumption that 90 percent of all future fertility and mortality paths fall between the stated high and low values. For migration only 67 percent has been assumed due to higher perceived uncertainty. Since annual migration flows are much more dependent on short-term political events than fertility and mortality, which are

more difficult to predict, a significantly high degree of uncertainty has been assumed for migration. A sensitivity analysis of these assumptions will be described later.

Figure 1 shows the results of the probabilistic projections for the total population of the current 15 member states of the EU up to 2050. The median of these projections shows a slight increase from the current 375 million inhabitants of the EU to around 390 million in 2020, followed by a moderate decrease to 377 million (about the present level) by 2050. Hence population decline is not a likely medium term prospect for the European Union. The figure also shows the fractiles of the estimated uncertainty distribution. The inner 20 percent are represented by the black area, while the inner 60 percent are shown by the dark shaded area. Here the margin of uncertainty is still rather small, e.g., by 2015 (i.e., 17 years from now) 60 percent of all cases fall into a range of about 8 million up or down from the median. And even the interval containing 95 percent of the assumed future trends is less than 20 million (or 5 percent) up or down from the median. Of course, by the middle of the next century the trumpet will have opened further and the 95 percent interval in 2050 goes from 300 million to 413 million.

Figure 1. Total population, European Union.
Entwicklung der Gesamtbevölkerung, EU



Very different from this rather unexciting chart of total population size is Figure 2, which shows the proportion above age 60. Here the uncertainty is not whether it will go up or down, but by how much the proportion of elderly will increase. Presently 21 percent of Europe's population is above age 60. This proportion will certainly increase over the coming decades because the increase is already pre-programmed in today's age structure. By 2015 even the 95 percent intervals show a very narrow range of between 24 percent and 27 percent with the median at 25.6 percent. Still in 2030 the range of uncertainty is rather narrow, with 95 percent of all future paths between 29 percent and 36 percent. In other words, it can be considered virtually certain that the proportion of the European population above age 60 will increase from its present 21 percent by 8 to 15 percentage points or on average to about 1.5 times its current level. This is a very significant increase by any standard. And the best thing about these probabilistic projections is that they cannot be simply dismissed as „horror scenarios“ of unknown probability. This increase is virtually certain up to 2030. Thereafter, the range of uncertainty opens up more quickly because the influence of the already given age structure of today gradually diminishes, and uncertainties related to future fertility, mortality and migration gain importance.

The expected proportion of the population below age 20 (Figure 3) is likely to further decline over the coming decades, but it is not directly a mirror image of the proportion elderly. For the younger population the range of uncertainty opens up much more quickly because of the stronger direct impact of the uncertain future fertility rates and a smaller influence of the already existing age structure. Yet it is evident that with a probability of 90 percent the proportion of children and teenagers in Europe will decline. In the median case it declines from presently 23 percent to less than 20 percent, but in the more extreme cases it could go below 15 percent.

Figure 2. Proportion above age 60, European Union.
Anteil der Bevölkerung über 60 Jahre, EU

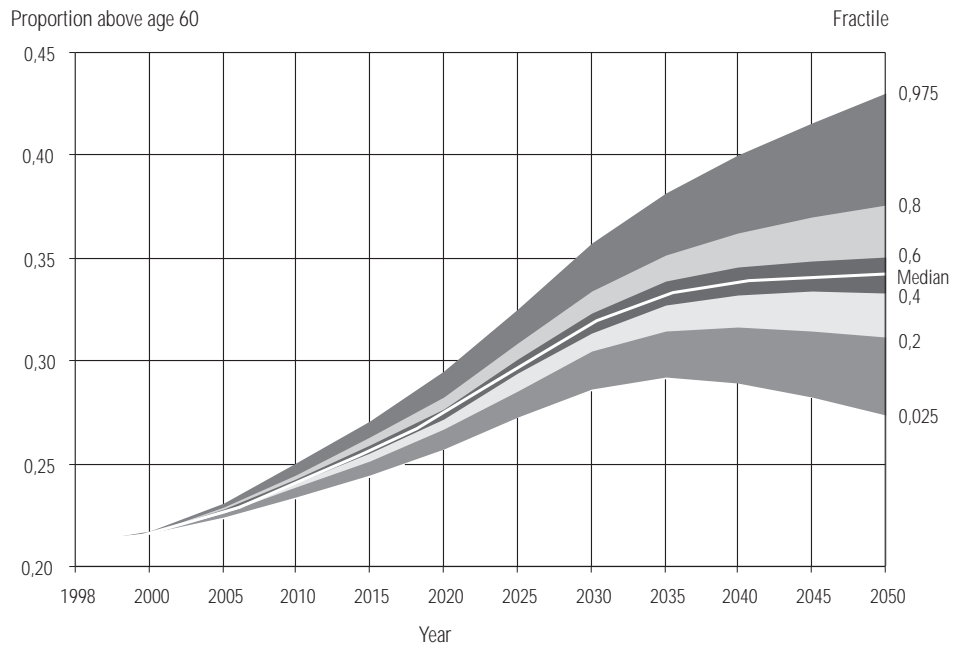
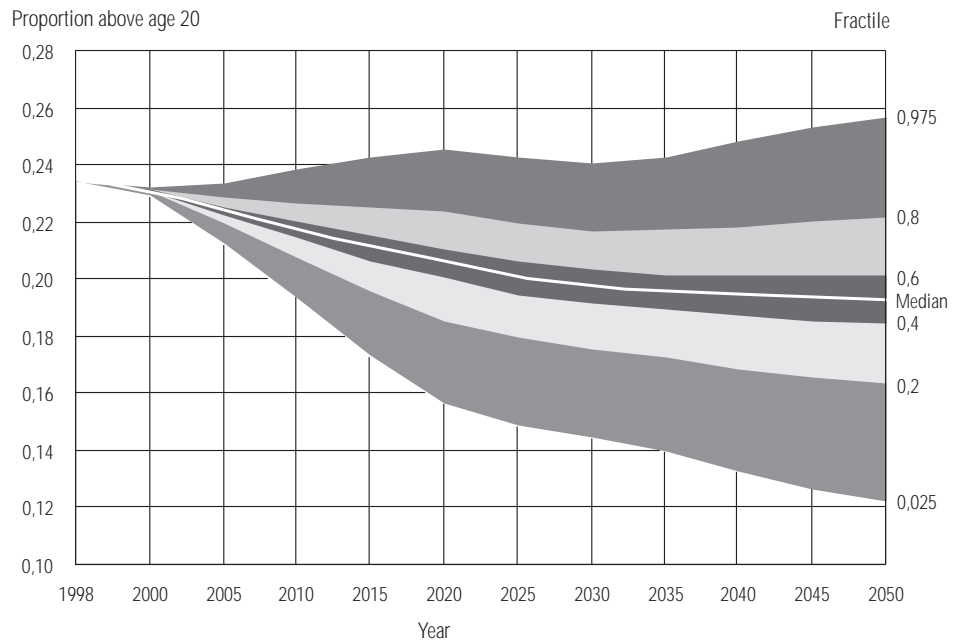
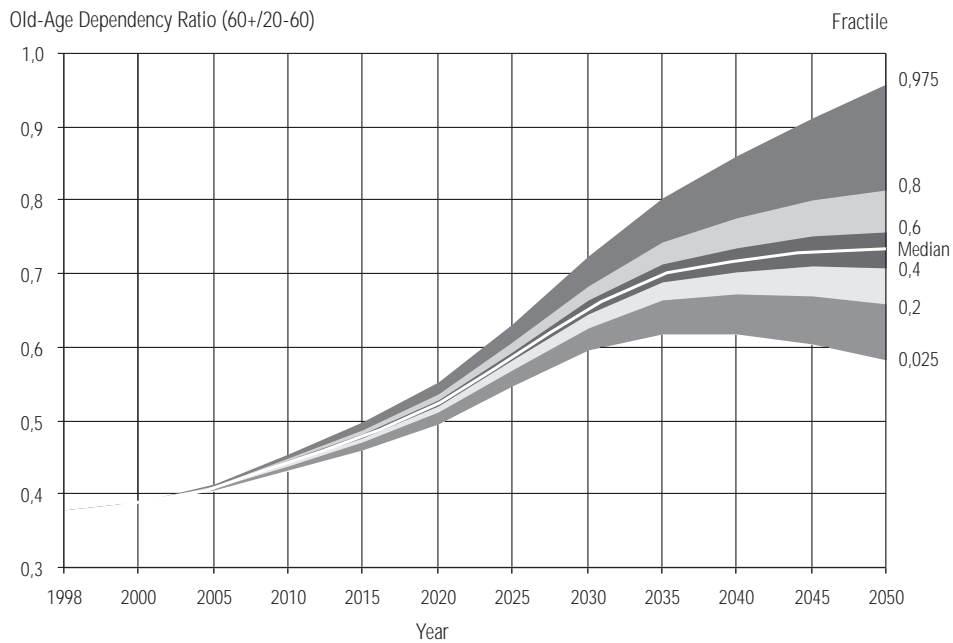


Figure 3. Proportion below age 20, European Union.
Anteil unter 20 Jahre, EU



Both of these trends combined result in a significant and virtually certain increase in the mean age of the European population (see data in Appendix Table A5). It will increase from a present mean age of 39.3 years to between 42 and 48 years by 2030 and even 41 and 52 years by 2050. The median is expected to increase to around 46 years. It is important to note that these data not only reflect the increasing number of elderly and the shrinking number of children, but they also indicate significant changes of the age pattern of the working-age population. The average age of the population of working age (20-64 years) is also expected to increase from 40.5 years to 43 years by 2020. Expressed in yet a different way, the proportion of persons aged 50-60 will increase significantly, while the younger members of the work force aged 20-29 will decline strongly. This is certain to have significant implications for the labour market and it may also have consequences on economic productivity as some scholars and industrialists fear.

Figure 4. Old-age dependency ratio, European Union.
Altersbelastungsquote, EU



Another significant challenge will be faced by pension systems based on the transfer across different age groups. Figure 4 plots the so-called old-age dependency ratio, which is commonly defined as the population above age 60 divided by the population aged 20–60. Although the ratio does not reflect the true ratio of beneficiaries to contributors in the social security system, it still gives an important indication of the underlying demographic dynamics. This ratio is presently around 38 percent which means that there are still almost three working-age persons for one person above age 60. By 2040 this ratio is likely to almost double to more than 70 percent. Already by 2018, i.e., 20 years from today, there will only be two working-age persons for one person above age 60. This will clearly require significant adjustments of the current pension systems that are, of course, based on many more parameters than the demographic ratios. Being aware of the fact that the issue of pensions is very complex and politically sensitive, here we only want to clarify two points from a strictly demographic perspective. 1) It is irresponsible to limit the time horizon of any policy reform to 2015 or even 2010 because we already know that an even more significant increase will come thereafter, which is associated with the retirement of the baby boom generation. 2) The probabilistic projections show that the range of uncertainty is amazingly small over the coming decades, which implies that there is good hard evidence even for longer term reforms. In this context, politicians cannot blame the scientists for giving them only ambiguous and uncertain information as they can rightly do on many other issues.

7.3 Sensitivity Analysis

The projections presented above are based on the assumptions that approximately 90 percent of all future paths in fertility and mortality and 67 percent of the paths in migration lie between the high and low values as assumed in the Eurostat projections. Since this assumption is based on more or less intuitive expert knowledge, it can rather easily be challenged by others. There is no space here to go deeply into the discussion of the problems associated with expert knowledge (for a very recent discussion of this issue, see Lee 1999; Lutz et al. 1999; Sanderson 1999). Other experts or users of the projections may challenge the assumptions made as being either too narrow or too broad, depending on the specific views about the future that people may have. Generally, one may say that an underestimation of uncertainty is more dangerous (one may be taken by surprise) than an overestimation (one cannot provide sufficiently specific information) for many of the potential users. For this reason, here we will compare the above results to a different set of projections which are based on the assumption of only 67 percent of all the future fertility and mortality paths falling into the range of the given high and low assumptions. This assumption of significantly greater uncertainty may, of course, seem to be an overly cautious assumption, but it is worth studying in some detail to determine how much it changes the results.

Table 1 compares the resulting uncertainty ranges for the 1,000 simulations that are based on a 90 percent range to those based on a 67 percent range. Detailed information on both sets of simulations is given in the appendix tables. Here the figures will only be compared for selected years and selected indicators. 2015 has been chosen as a frequently stated year and a target year for the Eurostat projections; 2030 is the year when the baby boom generation has reached pension age (past age 60) and is therefore a year that deserves special attention in the context of population ageing.

Table 1: Uncertainty intervals (inter-fractile ranges) based on the assumptions of 90% and 67% of all future fertility and mortality paths lying between the high and low Eurostat assumptions. The figures give those intervals divided by the median in percentage points.

Fraktile bei Annahme von 90% bzw. 67% Unsicherheitsbereich.

	Inter-fractile ranges					
	20%		60%		95%	
	2015 (in %)	2030 (in %)	2015 (in %)	2030 (in %)	2015 (in %)	2030 (in %)
Total population						
90%	1.2	2.6	4.4	9.0	9.8	21.0
67%	2.3	4.6	6.9	15.2	15.4	34.7
Mean age						
90%	0.9	1.8	3.3	5.6	7.5	13.6
67%	1.6	2.4	5.1	9.8	12.2	24.1
Proportion under 20						
90%	4.3	6.1	14.3	20.9	32.8	49.2
67%	6.7	10.2	24.5	36.7	55.5	87.7
Old-age dependency ratio						
90%	0.6	2.6	2.0	8.7	4.7	19.0
67%	1.4	4.5	5.2	14.2	12.6	31.3

Table 1 shows the percentages indicating what proportion of the median value is covered by the stated inter-fractile range. For example, the 21 percent in the upper right corner of the table indicates total population size for 2030 under the assumption of 90 percent between the high and low values of fertility and mortality. This results in a range of 82 million persons (431-349, see appendix tables) between the upper and lower bounds indicating the 95 percent inter-fractile range of the results (divided by the median of the population in 2030 ($82/390=21$ percent)). Under the assumption of 67 percent between the assumed high and low fertility and mortality assumptions, the corresponding value is 34.7 percent. As expected

the resulting uncertainty intervals become broader when assuming wider uncertainty distributions for the fertility and mortality values.

The degree of widening of the uncertainty intervals is not identical for different population variables and different points in time. The uncertainty range opens up most quickly for the future proportion of children because this is almost entirely dependent on future fertility levels and much less on the given age structure which constitutes an element of low uncertainty. Correspondingly, the mean age of the population has the lowest uncertainty range. While under the 90 percent assumption the 95 percent uncertainty interval is only 7.5 percent (or 3.2 years) in 2015, under the 67 percent assumption it increases to 12.2 percent (or 5.2 years). The proportion of the population above age 60 divided by that aged 20-60 (the so-called „old-age dependency ratio“) shows a similar robustness because of the great influence that the already existing population structure still exerts over the coming decades.

In sum, it can be concluded from this sensitivity analysis that as expected, the uncertainty intervals widen somewhat when only 67 percent of all future paths are assumed to lie between the high and low values instead of 90 percent, but this does not change the principal results in any way. Hence, if one wants to be on the very safe side, one can choose the 67 percent assumptions, but the main trends on future population ageing in Europe remain the same: a significant increase in the proportion of elderly is practically certain. With respect to the time horizon, uncertainty tends to be minimal over the coming two to three decades and then starts to increase significantly.

7.4 Conclusions

This study showed clearly that massive ageing of the European population structure over the coming decades is a certainty. Probabilistic population projections can demonstrate this fact even more convincingly than the traditional variants or scenarios of unspecified probability. This finding also turns out to be very robust irrespective of which specific model of probabilistic projection is chosen or what specific assumptions are being made with respect to the uncertainty intervals assumed for each of the three components fertility, mortality and migration. The main reason for this robustness lies in the fact that much of the future population ageing is already pre-programmed in today's population age structure.

This significant population ageing is likely to affect almost every area of society, the economy and even culture. It will change social institutions, political priorities, the relationship between generations and the relative political weight of different age groups. Because young citizens below a certain age do not have the right to vote in elections, in Europe we will soon have a majority in the electorate which is of retirement age or soon to be retired. The younger generations who will soon run our societies and will have to pay for the pensions under our pay-as-you-go pension

schemes will become a minority. Unless appropriate mechanisms are found to give them a weighty voice in a structured manner, a significant potential for future societal conflict will be built up. This issue as well as many other structural changes associated with population ageing need more immediate attention by politicians and more resources for sound scientific analysis. The future will not simply be a continuation of the past, and mechanisms that proved useful in the past may not work in the future. Due to the special dynamics of age structural changes described above we still have a grace period of roughly two decades before the ageing process will hit Europe really hard in 2020-25 (when the baby boom generation retires). Shying away from reforming the pension system now because of opportunistic short-term political considerations and not giving increased attention to the issue of intergenerational equity on the micro and macro levels seem irresponsible under this perspective.

The family in its various forms and dimensions will be right at the heart of these processes. It will be greatly affected by these demographic changes and it holds the key for a potential moderation or even longer term reversal of this trend through individual reproductive decisions which in sum make up the population's fertility level. At the moment most of the apparent social, cultural and economic forces in Europe still seem to point towards lower fertility. But the process of individualisation, which seems to be a basic underlying determinant of this trend, cannot go on indefinitely because human beings by their constitution are social beings. It is an open question, however, how far it will go and what forces and conditions will stop or reverse the current trend. It is surprising how little we know about this very important phenomenon. The conditions under which fertility may start to increase again have been difficult to study scientifically not only because of its intrinsic complexity but also because of a combination of its assumed private nature and the heavy ideological load it often carries. But there is no doubt that due to the massive expected ageing this question will receive increasing attention in the years to come.

References

- Bongaarts, John and Griffith Feeney. 1998. On the quantum and tempo of fertility. *Population and Development Review* 24(2):271-291.
- Bucht, Birgitta. 1996. Mortality trends in developing countries: A survey. Pages 133-148 in Wolfgang Lutz, ed. *The Future Population of the World. What Can We Assume Today?* Revised Edition. London: Earthscan.
- Cliquet, R.L. 1991. The Second Demographic Transition. Fact or Fiction? *Population Studies* 23. Strasbourg: Council of Europe.
- European Commission. 1998. *Demographic Report 1997. Employment & Social Affairs.* Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities.
- Hanika, Alexander, Wolfgang Lutz, and Sergei Scherbov. 1997. Ein probabilistischer Ansatz zur Bevölkerungsvorausschätzung für Österreich. *Statistische Nachrichten* 12:984-988 (in German).
- Lee, Ronald D. 1999. Probabilistic approaches to population forecasting. Pages 156-190 in Wolfgang Lutz, James W. Vaupel, and Dennis A. Ahlburg, eds. *Frontiers of Population Forecasting. Supplement to Population and Development Review, Vol. 24.* New York: The Population Council.
- Lutz, Wolfgang. 1993. The future of international migration. Pages 67-84 in Robert Cliquet, ed. *The Future of Europe's Population. Population Studies* 26. Strasbourg: Council of Europe Press.
- Lutz, Wolfgang, Joshua R. Goldstein, and Christopher Prinz. 1996. Alternative approaches to population projection. Pages 14-44 in Wolfgang Lutz, ed. *The Future Population of the World. What Can We Assume Today?* London: Earthscan. Revised Edition.
- Lutz, Wolfgang, Warren C. Sanderson, and Sergei Scherbov. 1999. Expert-based probabilistic population projections. Pages 139-155 in Wolfgang Lutz, James W. Vaupel, and Dennis A. Ahlburg, eds. *Frontiers of Population Forecasting. Supplement to Population and Development Review, Vol. 24.* New York: The Population Council.
- Lutz, Wolfgang, Warren Sanderson, and Sergei Scherbov. 1997. Doubling of world population unlikely. *Nature* 387(6635):803-805.
- Lutz, Wolfgang, Warren Sanderson, and Sergei Scherbov. 1996. Probabilistic population projections based on expert opinion. Pages 397-428 in Wolfgang Lutz, ed. *The Future Population of the World. What Can We Assume Today?* London: Earthscan. Revised Edition.
- Lutz, Wolfgang and Sergei Scherbov. 1998. Probabilistische Bevölkerungsprognosen für Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 23(2):83-109 (in German).
- Lutz, Wolfgang and Sergei Scherbov. 1997. An expert-based framework for probabilistic national population projections: The example of Austria. *European Journal of Population* 14:1-17.
- Sanderson, Warren C. 1999. Knowledge can improve forecasts: A review of selected socioeconomic population projection models. Pages 88-117 in Wolfgang Lutz, James W. Vaupel, and Dennis A. Ahlburg, eds. *Frontiers of Population Forecasting. Supplement to Population and Development Review, Vol. 24.* New York: The Population Council.
- Van de Kaa, D.J. 1987. Europe's second demographic transition. *Population Bulletin* 42(1).
- Vaupel, James W. and Hans Lundström. 1996. The future of mortality at older ages in developed countries. Pages 278-295 in Wolfgang Lutz, ed. *The Future Population of the World. What Can We Assume Today?* Revised Edition. London: Earthscan.

Appendix Tables

Appendix Table A1. EU total population. / Gesamtbevölkerung

Interval	1998	2000	2005	2010	2015	2020	2025	2030	2035	2040	2045	2050
0.025	374.8	376.4	377.3	374.9	370.3	364.9	358.0	348.8	337.5	323.9	308.8	292.8
0.2	374.8	377.0	380.7	381.9	381.4	379.6	376.4	371.6	365.2	356.5	346.2	334.7
0.4	374.8	377.3	382.4	385.6	387.2	387.4	386.4	383.8	380.1	374.5	367.5	359.6
0.6	374.8	377.6	384.0	389.0	392.3	394.2	394.9	394.6	393.4	390.7	386.8	381.8
0.8	374.8	377.9	385.7	392.6	397.8	402.0	405.1	407.6	409.2	409.2	408.5	407.0
0.975	374.8	378.5	389.0	399.6	408.4	416.5	423.7	431.0	438.5	445.9	451.9	457.5
Mean	374.8	377.5	383.2	387.2	389.6	390.7	390.6	389.4	387.0	383.2	378.0	371.7
Median	374.8	377.5	383.3	387.4	389.9	391.0	390.9	389.6	386.9	382.9	377.5	371.1

Appendix Table A2. EU proportion above age 60. / Anteil über 60 Jahre

Interval	1998	2000	2005	2010	2015	2020	2025	2030	2035	2040	2045	2050
0.025	0.211	0.216	0.223	0.233	0.244	0.256	0.272	0.286	0.291	0.289	0.282	0.273
0.2	0.211	0.216	0.225	0.238	0.251	0.266	0.285	0.304	0.314	0.316	0.314	0.311
0.4	0.211	0.216	0.226	0.240	0.254	0.271	0.293	0.313	0.326	0.331	0.333	0.332
0.6	0.211	0.216	0.227	0.242	0.258	0.276	0.300	0.323	0.338	0.345	0.348	0.350
0.8	0.211	0.216	0.228	0.244	0.262	0.282	0.308	0.333	0.351	0.361	0.369	0.375
0.975	0.211	0.217	0.230	0.250	0.270	0.294	0.325	0.357	0.381	0.399	0.415	0.430
Mean	0.211	0.216	0.226	0.241	0.256	0.274	0.297	0.319	0.333	0.339	0.343	0.344
Median	0.211	0.216	0.226	0.241	0.256	0.273	0.296	0.318	0.332	0.337	0.340	0.340

Appendix Table A3. EU proportion below age 20. / Anteil unter 20 Jahre

Interval	1998	2000	2005	2010	2015	2020	2025	2030	2035	2040	2045	2050
0.025	0.234	0.229	0.212	0.193	0.173	0.156	0.148	0.144	0.139	0.132	0.126	0.122
0.2	0.234	0.230	0.219	0.207	0.195	0.185	0.179	0.175	0.172	0.168	0.165	0.163
0.4	0.234	0.230	0.222	0.214	0.206	0.200	0.194	0.191	0.189	0.187	0.185	0.184
0.6	0.234	0.231	0.225	0.220	0.215	0.210	0.206	0.203	0.201	0.201	0.201	0.201
0.8	0.234	0.231	0.228	0.226	0.225	0.223	0.219	0.216	0.217	0.218	0.220	0.221
0.975	0.234	0.232	0.233	0.238	0.242	0.245	0.242	0.240	0.242	0.248	0.253	0.256
Mean	0.234	0.230	0.223	0.217	0.210	0.204	0.199	0.196	0.194	0.193	0.193	0.192
Median	0.234	0.230	0.223	0.217	0.210	0.205	0.200	0.196	0.195	0.194	0.193	0.192

Appendix Table A4. EU old-age dependency ratio. / Altersbelastungsquote

Interval	1998	2000	2005	2010	2015	2020	2025	2030	2035	2040	2045	2050
0.025	0.380	0.390	0.407	0.434	0.462	0.496	0.547	0.597	0.620	0.618	0.606	0.582
0.2	0.380	0.390	0.409	0.440	0.472	0.513	0.570	0.628	0.665	0.673	0.671	0.659
0.4	0.380	0.391	0.411	0.443	0.478	0.521	0.582	0.647	0.689	0.704	0.710	0.708
0.6	0.380	0.391	0.412	0.446	0.483	0.529	0.594	0.664	0.715	0.737	0.752	0.757
0.8	0.380	0.391	0.413	0.449	0.488	0.537	0.607	0.685	0.745	0.777	0.800	0.816
0.975	0.380	0.391	0.415	0.455	0.498	0.553	0.632	0.724	0.805	0.860	0.912	0.940
Mean	0.380	0.391	0.411	0.445	0.480	0.525	0.588	0.657	0.705	0.727	0.738	0.742
Median	0.380	0.391	0.411	0.445	0.480	0.525	0.588	0.655	0.703	0.723	0.732	0.732

Appendix Table A5. EU mean age. / Mittleres Alter der Bevölkerung

Interval	1998	2000	2005	2010	2015	2020	2025	2030	2035	2040	2045	2050
0.025	39.3	39.6	40.1	40.6	41.1	41.6	41.9	42.1	42.1	41.9	41.7	41.5
0.2	39.3	39.6	40.4	41.2	41.9	42.6	43.2	43.7	44.0	44.2	44.3	44.2
0.4	39.3	39.7	40.6	41.5	42.4	43.2	43.9	44.5	45.0	45.4	45.7	45.8
0.6	39.3	39.7	40.7	41.7	42.8	43.7	44.6	45.3	45.9	46.5	46.8	47.1
0.8	39.3	39.7	40.9	42.1	43.3	44.3	45.3	46.2	47.1	47.8	48.4	48.7
0.975	39.3	39.8	41.2	42.8	44.3	45.7	47.0	48.3	49.5	50.7	51.7	52.4
Mean	39.3	39.7	40.6	41.6	42.6	43.5	44.3	45.0	45.6	46.0	46.4	46.6
Median	39.3	39.7	40.6	41.6	42.6	43.5	44.3	44.9	45.5	45.9	46.2	46.4

Österreichisches Institut für Familienforschung

1996 – 1999

Projects and Areas of Research

FFS '96 – INDIVIDUAL LIFE HISTORIES OF FAMILY AND WORKING CONDITIONS

For the first time in Austria, the Family and Fertility Survey (FFS) provides parallel biographies for 6500 women and men (in collaboration with the UN-ECE and 20 other countries).

FAMSIM

The development of a prototype microsimulation model, based on FFS '96 data, to project and evaluate various measures in the field of family policy, is supported by the European Commission and intended for application in several countries.

Reconciling Work and Family

In 1995, a broad survey was conducted of types, costs and the financing of child care in Austria. In 1997, the Institute was asked to conduct a feasibility study on a general child care voucher that could be used either to pay for external child care or for a parent to stay at home with the child. Another project studied the impact of tele-commuting and home offices on family relations in Austria.

Prevention

Using the model "LoveTalks" which has been successfully applied for 12 years, training courses for speakers are available, and materials for teachers and students are prepared for distribution.

Migration

Using actual court cases, interviews with social workers, family advisers and teachers, traditional family patterns of immigrants to Austria are studied, as well as potential areas of conflict.

European Observatory on Family Matters

The Institute has been in charge of the coordination of the European Commission's Observatory on Family Matters since 1998.

Other Projects

- Counselling and Psychotherapy: An Assessment for Austria
- Utilising the Knowledge of Family Counsellors
- Puberty: A Challenge for Adults and Youth
- Establishing a system to document and observe the socio-economic situation of families in Austria

Services

The Institute maintains an information network in the field of family studies, including relevant organisations, individuals, databases, books and journals.

Its own database contains up-to-date information from several sources, including the Austrian Statistical Office, EUROSTAT, the FFS '96 (for several countries) and is available to all interested parties.

Communication

The newsletter "beziehungsweise" appears biweekly and provides easy access to important results of international and national family studies. It is an attempt to contribute to a better-informed discussion on the highly emotional topic of family issues.

Council

President

Kurt Loewit, Clinic for Medical Psychology
and Psychotherapy, University of Innsbruck

First Vice-President

Sieglinde Rosenberger, Institute for Political
Sciences, University of Vienna

Second Vice-President

Heinrich Witowetz, Member of the Family-
Policy Advisory Board

Other members

Werner Höffinger, Co-ordinator of the
Austrian Provincial Family Offices

Rudolf Richter, Institute of Sociology,
University of Vienna

Paul Michael Zulehner, Institute for Pastoral
Theology, University of Vienna

Executive Management

Helmuth Schattovits,

Executive Director

Wolfgang Lutz/Rudolf Richter

Research Director

For further information,
please call Irene Kernthaler at
+43-1-535-14 54-11

For services, please call Rudolf Schipfer at
+43-1-535-14 54-12

ÖIF

Austrian Institute for Family Studies

Gonzagagasse 19/8

A-1010 Vienna, Austria

http: www.oif.ac.at

phone: +43-1-535-14 54-0

fax: +43-1-535-14 55

e-mail: team@oif.ac.at

1994-1996 abgeschlossene Projekte

⊕ Aufbau eines familienwissenschaftlichen Daten- und Informations- netzwerkes *Implementierungsprojekt*

Ziel der Datenbank

- Die Erfassung aller familienwissenschaftlich relevanten Datenbanken nach:
 - Inhalt,
 - Art der Datenerhebung und -verwaltung,
 - Datenquellen
 - sowie allgemeinen und spezifischen Zugangsmöglichkeiten;
- die Entwicklung einer Meta-Datenbank zu den oben genannten Datenbanken;
- die Erstellung einer Datenbank über alle Einrichtungen und Personen, die sich mit der Gewinnung und/oder Bearbeitung von familienwissenschaftlichen Daten beschäftigen, sowie die Einbindung der Bibliothek und Dokumentation des ÖIF.

Datenbestand

Organisationsdatenbank

- alle familienrelevanten Organisationen

Personendatenbank

Meta-Datenbank

- Angaben über die familienwissenschaftlich relevanten Datenbanken mit Informationen über deren charakteristische Eigenschaften.

Dokumentationsdatenbank

Struktur und Organisation

Ein Projekt des ÖIF im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie

Projektteam: Mag. Martina Beham, Univ.-Doz. Dr. Hermann Denz (Projektleiter), Mag. Michael Kinn, Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits, Mag. Rudolf Karl Schipfer

Software: Access für Windows

Methodik: Die Basis der Datenbankanwendung bilden vier Tabellen, in denen die Daten gespeichert sind. Diese Basistabellen beinhalten jeweils ausschließlich Personen, Organisationen, Dokumente und Datenbanken. Bei Bedarf können jederzeit neue Tabellen mit den vorhandenen verknüpft werden. Jede Tabelle verfügt über ein Basisformular, in dem die primär relevanten Informationen angezeigt werden. Im Basisformular ist jeweils ein Subformular integriert, das Informationen über vorhandene Verknüpfungen darstellt. Ist eine Person z. B. einer Organisation zugeordnet, so wird diese im Subformular angezeigt. Weiterführende, spezielle Informationen werden in sogenannten „Eigenschaftsformularen“ dargestellt.

Beschlagwortung: Basis für die Schlagwortliste des ÖIF ist die vom InformationsZentrum Sozialwissenschaften (Bonn) erstellte „Schlagwortliste für die Sozialwissenschaften“, die für das ÖIF ständig überarbeitet und ergänzt wird.

Informationszugang: Mag. Rudolf K. Schipfer
(Tel: 535 14 54 – 12)



⊕ **Kinderbetreuung in Österreich**
Eine Bestandsaufnahme zur Orientierung über Formen, Kosten und Finanzierung

Ergebnisse

- Es existiert eine Vielzahl an unterstützenden Maßnahmen zur Teilzeitbetreuung von Kindern: Karenzgeld, Sondernotstandshilfe, Krippen, Kindergarten, Tagesmütter, selbstorganisierte Kindergruppen.
- Trotz der Vielfalt zeigt sich eine auf das Kindesalter bezogene Schwerpunktbildung:
 1. Bis zum 2. Lebensjahr dominiert die „Rundumbetreuung“ in der Familie. Hierzu tragen Karenzgeld (Bund) und Familienzuschuß (Länder) bei.
 2. Die 4- bis 6jährigen sind im österreichischen Schnitt zu über 90 % zumindest halbtags im Kindergarten (finanziert von Ländern und Gemeinden). Dem Kindergarten kommt offensichtlich eine über die reine Betreuung hinausgehende sozialpädagogische Funktion zu.
 3. Es mangelt an Maßnahmen zur Betreuungsunterstützung für 2- bis 4jährige Kinder.
- Das Ausmaß des Teilzeitbetreuungsbedarfs kann nicht alleine durch die Erwerbstätigkeit der Eltern erklärt werden.
- Bei dem Kindergartenangebot für 4- bis unter 6jährige liegt die durchschnittliche Gruppengröße mit etwa 22 Kindern unter der gesetzlichen Höchstgrenze. Die Ganztagsangebote liegen mit 76 % deutlich über der Zahl der Kinder, die zu einem ganztägigen Besuch im Kindergarten angemeldet werden (58 %).
- Die verschiedenen Betreuungsformen sind bezüglich Höhe und Struktur der Kosten sehr unterschiedlich. Die Kosten je Kind und Betreuungsmonat wurden in einer Modellrechnung, wie folgt, ermittelt:

Betreuungsmaßnahme	(bei ca. 40 Stunden/Woche, ohne Leerkosten)
Betrieb & Errichtung	
angestellte Tagesmutter	5.470,-
freiberufliche Tagesmutter	3.570,-
Kindergruppe	4.790,-
Kinderkrippe	16.900,-
Kindergarten	6.800,-
Familienzuschuß	4.000,-
Karenzgeld	6.500,-

Methodik und Kontakt

Methodik der Studie: Analyse bestehender Statistiken und ergänzende Expertengespräche und Expertenbefragungen; Ermittlung der Kosten bzw. des Finanzbedarfs wurde aufgrund der Datenlage oft anhand von Modellrechnungen durchgeführt, da keine Primärdaten vorlagen

Zeitraum: September 1994 bis Mai 1995

Ansprechpartner: Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits (Projektleiter)

Publikation:

Band 1 der Schriftenreihe des ÖIF,
 Günter Denk, Helmuth Schattovits:
 Teilzeitbetreuung von Kindern in Österreich. Eine Bestandsaufnahme zur Orientierung über Formen, Kosten und Finanzierung. Wien, Dezember 1995
 ISBN 3-901668-00-4



⊕ Beratung – Psychotherapie *Ein Projekt zur Bestandsaufnahme und Orientierung*

Ergebnisse

- In der empirischen Erhebung haben sich drei Modelle der Trennung von Beratung und Psychotherapie herauskristallisiert:
 - Modell „Schnittstelle“ – Beratung und Psychotherapie werden völlig voneinander getrennt
 - Modell „Teilmenge“ – die BeraterInnen sind die GeneralistInnen und die Psychotherapeuten die SpezialistInnen
 - Modell „Überlappung“ – in einem Übergangsbereich fallen psychologische Beratung, Krisenintervention, Psychotherapie etc. zusammen; dieses Modell ist derzeit häufig an Familienberatungsstellen zu finden
- Das Fazit bisheriger Kosten-Nutzen-Studien ist, daß psychologische, beratende bzw. psychotherapeutische Behandlung die steigende Kostenentwicklung des medizinisch dominierten Gesundheitsversorgungssystems dämpfen kann.
- Eine einheitliche und allgemein anerkannte Theorie der Beratung fehlt.
- Durch das Familienberatungsförderungsgesetz 1974 wurde ein Wachstumsschub bei der Anzahl der Familienberatungsstellen ausgelöst.
- Seit dem Familienberatungsförderungsgesetz 1974 wurde ein Wachstumsschub bei der Anzahl der Familienberatungsstellen ausgelöst.
- Im deutschsprachigen Raum findet derzeit keine systematische Evaluierung der Tätigkeit an den Familienberatungsstellen statt.

Folgerungen

- Ausbau der Beratungsstellen zu multifunktionalen Zentren vertiefen
- Entwicklung des bereits tragfähigen Beratungsnetzes zu einem flächendeckenden Angebot (auch im Sinne eines Kostenbewußtseins)

- möglichst niederschwellige Gestaltung des Beratungsangebotes
- Etablierung und Verbesserung der Zusammenarbeit der Beratungseinrichtungen
- Förderung von Öffentlichkeitsarbeit über die Arbeit der Beratungsstellen
- Weitere Auseinandersetzung mit der Frage der Abgrenzung der Beratung von der Psychotherapie
- Erarbeitung eines an den Familienberatungsstellen praktikablen Indikationssystems
- Qualitätssicherung im Beratungsbereich
- Etablierung einer beratungsbegleitenden Forschung

Struktur und Organisation

Projekt zur Bestandsaufnahme und Orientierung im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie

Projektteam: Mag. Veronika Gössweiner, Mag. Alexandra Peterzell, Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits, Univ.-Ass. Mag. Thomas Slunecko, Mag. Mag. Dr. Martin Voracek, DDr. Romana Widhalm

Methodik: Literaturlauswertung, eigene empirische Erhebung und Expertengespräche bilden die Grundlage für die Zielerreichung. Wesentliche Charakteristika der Erhebung sind der Mehrmethodenansatz sowie die mehrstufige Vorgehensweise

Zeitraum: 1. Oktober 94 – 31. Dezember 95

Publikation: Die Publikation durch den Auftraggeber erfolgt 1997



⊕ Arbeitsunterlagen für LehrerInnen zum Thema Sexueller Mißbrauch

Realisierung

- Fortbildungsangebote erhöhen die Sensibilität der LehrerInnen, die dadurch für Kinder und Jugendliche in schwierigen Situationen genau zur ersten Anlaufstelle für Informationen werden.
- Erstellen einer spezifisch aufbereiteten Arbeitsunterlage: Literatur, Arbeitsmaterialien sowie Ansprechstellen.
- Die Bedürfnisse und Wünsche der schulischen Arbeit und der schulischen Elternarbeit werden besonders berücksichtigt

Struktur und Organisation

Erstellung einer Broschüre im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten

Projektteam: Mag. Dr. Brigitte Cizek, Mag. Veronika Gössweiner, Dipl.-Sozialpäd. Olaf Kapella, Mag. Johannes Pfliegerl, Mag. Martina Beham, alle ÖIF

Projektdauer: 1. November 1996 bis 1. September 1997

Publikation:

Erstaufgabe erschienen im Jänner 1997



⊕ Familie und Telearbeit *Pilotprojekt zur Bestandsaufnahme und Orientierung*

Ergebnisse

- Ursachen für die Wahl von Telearbeit:
 - Unzufriedenheiten mit starren Arbeitszeiten und ein ausgeprägtes Bedürfnis nach zeitlicher Flexibilität
 - der Wunsch nach Anpassung der Arbeitszeit an den persönlichen Arbeitsrhythmus – vor allem wenn Kreativität und Konzentration im Arbeitsprozeß gefordert sind
 - die Reduzierung von Wegzeiten und Wegkosten
- Es besteht eine große Nachfrage nach Telearbeit im strukturschwachen ländlichen Raum.
- Die Kombination von Telearbeit und Nachbarschaftsbüros ergeben wegen der regelmäßigen Kollegenkontakte eine hohe Arbeitszufriedenheit.
- Durch Telearbeitszeitregelungen wird nicht wirklich mehr Zeit gewonnen, aber die Vereinbarkeit mit den familiären Bedürfnissen ist besser gegeben.
- Durch die verstärkte Anwesenheit des Telearbeiters in der Familie findet innerhalb der Familie verstärkt Kommunikation statt.
- Die Anwesenheit bei gleichzeitig nur teilweiser Verfügbarkeit des zu Hause arbeitenden Elternteils wird nach einer kurzen Anpassungsphase von den Kindern akzeptiert und positiv bewertet.

Struktur und Organisation

Ansprechpartner: Mag. Michael Kinn

Methodik: Literaturlauswertung, explorative Interviews, Fragebogenerhebung und Expertenbesprechung waren Bestandteil des abgestuften Vorgehens. In einem qualitativen Verfahren wurden Änderungen in der Arbeits- und Familiensituation erfaßt.

Zeitraum: 1. April 1994 bis 31. Mai 1995

Publikation: Internet



⊕ Traditionelle Familienverhältnisse von Zuwanderern in Österreich
Pilotstudie

Ergebnisse

- Die untersuchten Fälle weisen auf eine nach wie vor lebendiges, traditionelles patriarchales Familienbewußtsein hin, das sich aus der spezifischen Form von Familie im ländlichen Raum Jugoslawiens und der Türkei erklären läßt.
- Nach traditionellem Verständnis stellt nur der Gesamthaushalt das entscheidende Rechtssubjekt dar. Ein Ehekonflikt oder Obsorgestreit ist daher nicht nur eine Angelegenheit der betroffenen Eheleute, sondern der ganzen Familie.
- Im Familienmodell vieler Balkanregionen wurde die wirtschaftliche Produktion als Leistung der ganzen Gruppe und nicht bloß von Individuen verstanden.
- Der große Einfluß der islamischen Religion begünstigt in der Türkei vor allem bei ländlichen Unterschichtsfamilien, aus denen viele Zuwanderer stammen, die Erhaltung patriarchal geprägter Lebensformen.
- Innerfamiliäre Konfliktlösung wird jener durch öffentliche Einrichtungen vorgezogen.
- Den Großeltern kommt als Konfliktlösungsinstanz eine entscheidende Rolle zu.
- Entsprechend der patriarchalen Ordnung der Familie ist Repräsentation nach außen, z. B. bei Behörden, primär Männersache.
- Im Trennungsfall ist das Mutterrecht auf die Kinder in dieser Familientradition nur sehr schwach ausgeprägt.
- Bei patrilinearen Familienverhältnissen ist die Bindung durch Blutsverwandtschaft, etwa zwischen Geschwistern, stärker als die durch Heiratsverwandtschaft, also auch die zwischen Mann und Frau.
- Söhne werden gegenüber Töchtern bevorzugt behandelt.
- Durch die autonome Stellung der Familien auf dem Balkan waren gewohnheitsrechtliche Regelungen lange Zeit die einzigen

Ordnungsprinzipien. Ein solches Rechtsempfinden gerät in Konflikt mit der mittel- und westeuropäischen Rechtstradition, in der Streitfälle von einem Richter entschieden werden.

Struktur und Organisation
Pilotstudie

Pilotstudie-Projektteam: Univ.-Prof. Dr. Michael Mitterauer (Projektleiter), cand. rer. soc. oec. Johannes Pfliegerl

Methodik: 15 Familienrichter wurden über konkrete Fallgeschichten mit Migrantenfamilien aus Jugoslawien und der Türkei interviewt. Mit Hilfe historisch-sozialwissenschaftlicher Literatur wurden mögliche Erklärungsansätze für das Verhalten der an den Konfliktfällen Beteiligten in der traditionellen Familienkultur der Zuwandererfamilien gesucht.

Projektdauer: Juli 1995 bis Feber 1996

Publikation:

Heft 2 der Schriftenreihe des ÖIF, Johannes Pfliegerl, Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern. Eine Pilotstudie über das Fortbestehen traditioneller Strukturen in Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Mit einem Vorwort von Michael Mitterauer. Wien, Mai 1996. ISBN 3-901668-02-0



⊕ Schätze heben

Ergebnisse

- Gesellschaftliche Leitbilder – Patchwork-Identität: Individuen haben Anteil an unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsystemen und stellen ihre sozialen Netzwerke selbst her. Widersprüche entstehen innerhalb der verschiedenen Subsysteme (z.B. Wirtschafts- und Familienwelt)
- Konsumgesellschaft: Lustprinzip ersetzt Realitätsprinzip – Verführung ersetzt Kontrolle
- Individualisierung als moderne Bedingung von Gemeinsamkeit: schwindende Bindungswirksamkeit traditioneller Sozialzusammenhänge, Zunahme an (Lebens-)Optionen, gelebte Pluralisierung der Existenzformen als Massenphänomen, Krise der Lebensfreude - Orientierungslosigkeit
- Wandlung des traditionellen Familienleitbildes aufgrund der abnehmenden Attraktivität der Ehe, dem steigenden Druck der Erwerbsarbeitswelt und der ökonomischen Benachteiligung von Familien mit Kindern, dem veränderten Selbstverständnis von Frauen, der zunehmenden Scheidungshäufigkeit und dem Geburtenrückgang
- Partner- und Familienkrisen aufgrund der Geschlechterrollenveränderungen - ‚gefangen‘ zwischen Leitbild und Leidbild

Struktur und Organisation

Projekt des ÖIF, gefördert vom
Bundesministerium für Umwelt, Jugend und
Familie

Projektteam: Mag. Veronika Gössweiner, Mag.
Ines Krencioch, Univ.-Ass. Mag. Dr. Thomas
Sluneco (Projektleitung)

Methodik: Nach einer Voruntersuchung werden in
einem qualitativem Forschungsdesign mindestens
12 leitfadengestützte Tiefeninterviews mit
BeraterInnen bzw. PsychotherapeutInnen durch-
geführt, die seit mindestens 15 Jahren in freier
Praxis oder an Familienberatungsstellen tätig sind.
Die Stichprobenauswahl erfolgt nach dem „theo-

retical sampling“, d. h. nicht nach dem Zufalls-
prinzip, sondern prozeßorientiert anhand der in
den Interviews neu auftauchenden Themen und
Fragestellungen.

Das Material aus diesen Interviews wird den
BeraterInnen bzw. TherapeutInnen in einem
zweiten Schritt zur dialogischen Validierung
nochmals vorgelegt, um den großen interpretati-
ven Spielraum einzugrenzen.

Projektdauer: 1. Jänner 1997 bis 15. Dezember
1997



Projekte 1997 & 1998

⊕ FFS 96 – Individuelle Lebensverläufe in Familie und Beruf *Familien- und Fertilitätssurvey „Österreich“*

Ziele

- Erstmals werden repräsentative Daten über Ausbildung, Beruf, Partnerschaft, Kinderzahl, Wohnsituation, Einstellungen und Wünsche der ÖsterreicherInnen zwischen 20 und 54 Jahren erhoben und ausgewertet. Diese Umfrage ist der engagierte Versuch, die Veränderungen der Formen des familiären Zusammenlebens in den modernen Industriegesellschaften besser zu verstehen.
- Neu an dieser Befragung ist, daß die Dynamik der Personen- und Familienentwicklung in parallel erhobenen Lebensläufen erfaßt wird. So wird die Analyse von in Wechselbeziehung stehenden, parallelen Lebensprozessen möglich.
- Die FFS-Daten sind komplementär zur amtlichen Statistik und können für eine Vielzahl von wissenschaftlichen, planerischen und illustrativen Zwecken verwendet werden.
- Staatliche Gesellschaftspolitik kann aufgrund der Daten des FFS wirkungsvollere und treffsichere Unterstützungsmaßnahmen setzen, da Maßnahmen im vorhinein durch Simulationsmodelle auf ihre Nützlichkeit und Praktikabilität getestet werden können.
- Der FFS 96 wird in 21 westlichen Industrienationen durchgeführt und von der Population Activities Unit (PAU) der Economic Commission for Europe (UN/ECE) koordiniert. Der standardisierte Datensatz ermöglicht internationale Vergleiche zu aktuellen Fragen der Entwicklung von Partnerschaft und Familie.

Struktur und Organisation
Projekt des ÖIF, Erhebung und Tabellenbände im

Rahmen des internationalen Projektes der Europäischen Wirtschaftskommission (ECE, Genf), vom BMUJF und den Bundesländern (außer Kärnten) finanziert

Methodik:

→ DATENERHEBUNG UND ERSTE
AUSWERTUNGEN

Von Anfang Dezember 1995 bis Mitte Mai 1996 führte die Markt- und Meinungsforschungsfirma Integral 6500 Interviews durch. Die Erhebungsphase wurde im Juni 1996 abgeschlossen. Insgesamt wurden 4581 Frauen und 1539 Männer Frauen im Alter von 20 bis 54 Jahren repräsentativ für ganz Österreich sowie die einzelnen Bundesländer befragt. Die durchschnittliche Interviewdauer betrug 45 Minuten; die Motivation der Befragten wurde von den Interviewern als sehr hoch beschrieben. Erste Analysen in den Themenbereichen Partnerschaft und Kinderwunsch wurden bis August 1996 durchgeführt. Weiters wurde der Standard Recode File erstellt, der es ermöglicht dieselben Auswertungsprogramme über die Daten aller Teilnehmerländer laufen zu lassen.

Disziplinenübergreifendes Kooperationsnetzwerk:

Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang Lutz (Projektleiter), Mag. Christiane Pfeiffer, Dr. Christopher Prinz, Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits, DDr. Romana Widhalm, Mag. Gabriele Doblhammer; externe Konsulenten: Dr. Ewald Kutzenberger, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Das Österreichische Institut für Familienforschung ist die Trägerorganisation des FFS 96 Österreich und hat sowohl Auswertungen, als auch die Koordination der wissenschaftlichen Analysen übernommen.

Projektdauer: (Tabellenbände und Standard Recode File) Beginn 1995 bis Mitte 1997; weitere vertiefende Analysen vor allem unter Anwendung der Event History Methode sind für die nächsten Jahre geplant

Publikation:

im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF,
Familien- und Fertilitätssurvey. Tabellenband und
Zusammenfassung erster Ergebnisse.

Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz,
Christiane Pfeiffer, Wien 1997

Band 2: Österreich, ISBN 3-901668-05-5

Band 2a: Wien, ISBN 3-901668-06-3

Band 2b: Salzburg und Oberösterreich, ISBN 3-901668-07-1

Band 2c: Tirol und Vorarlberg, ISBN 3-901668-08-X

Band 2d: Niederösterreich & Burgenland, ISBN 3-901668-09-8

Band 2e: Steiermark und Kärnten, ISBN 3-901668-10-1



⊕ **Vertiefende Analysen des
Familien- und
Fertilitätssurvey (FFS '96)
für das Bundesland Tirol**

Zielsetzung

Dieses vom Amt der Tiroler Landesregierung
beauftragte Projekt beinhaltet eine Analyse des
FFS '96 für das Bundesland Tirol mit dem
Zweck, Anhaltspunkte für eine bedarfsorientierte
Familienpolitik auszuloten. Der Ergebnisbericht
wurde Ende Februar 1999 vorgelegt. In der
Untersuchung wurden ausgewählte Aspekte der
Lebenssituation von Tiroler Familien sowie die
Wünsche und Bedürfnisse von Müttern und
Vätern veranschaulicht und in einen gesamtöster-
reichischen Kontext gestellt. Schwerpunkte dieser
Bestandsaufnahme waren folgende

Themenbereiche:

- Lebensformen im Haushalt
- Kinderwunsch und realisierte Kinderzahl
- ökonomische Situation von Tiroler Familien
- Familie und Erwerb
- Werte und Einstellungen zu Familie

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Landesregierung Tirol, Abteilung
JUFF

Projektteam: Prof. Dr. Helmuth Schattovits,
Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Lutz, Mag. Vera
Nowak, Mag. Christiane Pfeiffer

Projektdauer: 1998



⊕ Zeitbudgeterhebung 1992 – Auswertung bezüglich sozialer Dimension

Das Ziel der Auswertung der Zeitbudgeterhebung des ÖSTAT ist es darzustellen, wie viele Mütter, Väter und Kinder wieviel Zeit in Familie und für Familie verwenden. Dabei zeigt sich, daß auch familiäre Liebe offensichtlich durch den Magen geht. Nicht umsonst zählt das gemeinsame Essen zu den Fixpunkten von Österreichs Familien. An zweiter Stelle der gemeinsamen Aktivitäten steht das gemeinsame Fernsehen. Musik hören und sporteln ist ein Freizeitvergnügen, dem Kinder und Jugendliche lieber alleine nachgehen. Die Mitarbeit der Kinder im Haushalt ist auch bei den Mädchen auf eine Viertelstunde täglich beschränkt. Die Burschen arbeiten noch weniger mit.

Es wurden insgesamt folgende Bereiche ausgewertet:

- Kinderbezogene Zeiten
- Erwerbszeit, Sozialzeit, persönliche Zeit
- „Partnerschaftszeiten“

Struktur und Organisation

Projektteam: Univ. Doz. Dr. Wolfgang Lutz, ÖIF, Mag. Martina Beham, ÖIF, Mag. Günter Denk, freiberuflicher Soziologe.

Publikation:

im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF Beham/Huter/Nowak: „Was machen Kinder, Frauen und Männer, Mütter und Väter mit ihrer Zeit?“ Heft 6, Wien 1998



⊕ Kinderorientierte Auswertung der Volkszählung 1991

Kinder sind ein beliebtes Thema für Sonntagsreden. Ihr unterschiedlicher Blickwinkel findet aber kaum Beachtung in der Welt der Erwachsenen. So wertet auch die amtliche Statistik Volkszählung und Mikrozensus nur unter dem Blickwinkel der Erwachsenen oder des Haushaltes aus. Das ÖIF hat in der vorliegenden Publikation die Volkszählungsdaten von 1991 umgerechnet und so die Kinder von Attributen zu Subjekten gemacht. Beim statistischen Blick gerade auf die Situation der Familien ist die Sichtweise der Kinder von besonderem Interesse: In Österreich werden zur Zeit durchschnittlich 1,4 Kinder pro Frau geboren, doch leben die Kinder im Durchschnitt in Haushalten mit 2,9 Kindern. Während 49% aller Eltern mit Kindern im Haushalt angeben, mit nur einem Kind im Haushalt zu leben, so sind aus Sicht der Kinder nur 23% aller Kinder unter 19 Jahren Einzelkinder. Aus Sicht der Kinder sind die Familien im Durchschnitt wesentlich größer, als aus Erwachsenenperspektive, denn aus dem Blickwinkel der Kinder wird ein Haushalt mit drei Kindern dreimal gezählt.

Struktur und Organisation

Projektteam: Mag. Martina Beham, Mag. Michael Kinn, beide ÖIF, Mag. Günter Denk freiberuflicher Soziologe, Mag. Daniela Hutter, freiberufliche Soziologin.

Publikation:

im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF Beham/Denk/Lutz/Nowak/Pfleger: „Statistik aus Kinderperspektive. Kinderspezifische Auswertung der Volkszählung 1991“ Heft 3, Wien 1997



⊕ Bedeutung sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung für die Gesundheit

Zeitraum: 10.6.1998 – 11.8.1998

Publikation: Die Publikation durch den Auftraggeber erfolgte im Dezember 1998.



Ausgangssituation

Sozial gut eingebettet zu sein und mit der Hilfe anderer rechnen zu können, ist für das Wohlbefinden und den Gesundheitszustand des Einzelnen von zentraler Bedeutung. Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung haben befindens- und gesundheitsregulierende Funktionen. Die für Wien repräsentativen Daten der Untersuchung ‚Leben in Wien‘ lassen diesbezüglich interessante Aussagen zu.

Ergebnisse

Das soziale Netzwerk der WienerInnen:

- Im Durchschnitt zählen die WienerInnen 4 FreundInnen und gute Bekannte zu ihrem Kontaktkreis, mit denen sie sich zu 36% ein paarmal pro Woche treffen. 58% sind mit dieser Situation zufrieden.
- Frauen sind eher für die Aufrechterhaltung verwandtschaftlicher Kontakte zuständig.
- Bei den Verwandten stellt neben dem Verwandtschaftsgrad die Wohnentfernung einen entscheidenden Beeinflussungsfaktor dar.

Gesundheitszustand der befragten WienerInnen:

26% bezeichnen sich als völlig gesund, 36% als gesund, 26% geben geringe Dauerbeeinträchtigungen, 10% chronische Krankheiten und 1% akute Erkrankungen an.

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie deuten in Übereinstimmung mit anderen Studien darauf hin, daß soziale Kontakte einen signifikant positiven Zusammenhang mit der subjektiven Einschätzung der Gesundheit aufweisen.

Struktur und Organisation

Projekt im Auftrag der Magistratsabteilung 15 der Stadt Wien – Gesundheitswesen

Projektteam: Mag. Veronika Gössweiner & Mag.Dr. Martina Beham

Methode: Literaturlauswertung, Auswertungen der Daten ‚Leben in Wien‘

⊕ Aufbau eines Dokumentations- und Beobachtungssystems zur sozioökonomischen Situation von Familien

Hintergrund

- Die „Treffsicherheit“ des Sozialstaates wird immer wieder auch im Zusammenhang mit einer wirksamen Familienpolitik in Frage gestellt.
- Neben den Unklarheiten über die Abgrenzungen und den Umfang der ökonomischen Familienmaßnahmen war bisher auch der Informationsstand über die sozioökonomische Situation von Familien höchst unbefriedigend.
- Ein Erhebungsinstrumentarium zur umfassenden Darstellung der sozioökonomischen Lagen von Familien fehlte bislang, würde aber für eine rationale Diskussion in der Politik dringend benötigt.

Ergebnisse

Mit dem sozioökonomischen Indikatorensystem legt das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) erstmals für Österreich ein Analyse-Instrumentarium zur Beschreibung der wirtschaftlichen Situation der Kinder und Familien vor. Das „Ökonomische Familienbarometer“ erfaßt u.a.

- die familienbezogenen Ausgaben von Bund, Ländern und Gemeinden für Menschen in den unterschiedlichsten Familienphasen,
- die Auswirkungen der staatlichen und privaten Transfers auf das Pro-Kopf-Einkommen bei unterschiedlichen Familienformen,
- den Zusammenhang von Einkommensarmut, Verschuldung und Zahlungsschwierigkeiten in Zusammenhang mit der Kinderzahl,
- die Wirkung regional unterschiedlichen Transfers auf unterschiedliche Familienformen.

Der Beobachtungszeitraum des multidisziplinären Familienbarometer liegt derzeit zwischen 1993 und 1996. Das sozioökonomischen Indikatorensystem wird – in regelmäßigen Abständen durchgeführt – Vergleiche in Zukunft

auch im Zeitablauf ermöglichen.

Einige Exemplarische
Detailergebnisse:

Ausgaben nach Lebensphasen

Etwas mehr als drei Viertel der Ausgaben können einzelnen Lebensphasen der Familie zugeschrieben werden. Für die Phase der Hausstandsgründung werden ca. 10% aller familienrelevanten öffentlichen Ausgaben aufgebracht. In Mutterschutz und Kleinkindphase fließen 7%. Das Vorschulalter wird mit 3% unterstützt. Die Phase des Lebens mit Schulkindern ist mit rund 33% der Ausgaben der größte Brocken. Aber auch Ausgaben im Alter mit 23% stehen bei dieser Sichtweise besonders im Blickfeld.

Ausgaben der Gebietskörperschaften

Die österreichischen Gebietskörperschaften tätigten im Zeitraum 1993 bis 1996 jährlich familienbezogene Ausgaben zwischen 217 und 225 Mrd. Schilling; wobei im Jahre 1994 mit rund 233 Mrd. Schilling ein Maximalwert erreicht wurde. Diese hohen Werte ergeben sich durch Einbeziehung der gesamten Wohnbauförderung (etwa 36 Mrd.), des Bildungswesens (etwa 111 Mrd.) und einiger Gesundheitsleistungen (etwa 8 Mrd.) in das Indikatorensystem. Die Schwerpunkte der familienbezogenen Ausgaben des Bundes liegen einerseits bei den „klassischen“ Familienleistungen (z. B. Familienbeihilfen und ähnliche Leistungen) (rund 39 Mrd.) und im Bildungswesen (ca. 111Mrd). Die familienbezogenen Ausgaben der Länder werden vor allem in den Bereichen Wohnen und Bildung, jene der Gemeinden in den Bereichen Kinderbetreuung und Bildung getätigt. 1996 brachte der Bund 118 Mrd. die Länder 94 Mrd. und die Gemeinden 13 Mrd. auf.

Struktur und Organisation

Projekt des ÖIF im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie

Methodik: Sichtung von der öffentlichen Ausgaben, die man als familienpolitisch motiviert, familienpolitisch wirkend oder auch als „Familienförderung“ bezeichnen könnte. Repräsentative Analyse: Möglichst breite

Erfassung von Meßzahlen, die die sozioökonomische Lage der Familie dann statistisch repräsentativ zu beschreiben vermögen.

Explorative Analyse: Formulierung von Annahmen über Familien einer bestimmten Größe, Zusammensetzung, wirtschaftlichen Lage und betreffend eines Wohnsitzes

Projektteam:

Univ.-Prof. Dr. Christoph Badelt (Projektleiter),
MMag. Agnes Streissler,
Mag. Karl Wörister, Dr. Walter Wolf,
Mag. Irene Wolf, Mag. Sabine Baumgartner

Projektdauer: November 1996 bis März 1998

Publikation:

Heft 6 der Schriftenreihe des ÖIF,
Christoph Badelt (Herausgeber), Zur Lage der Familien in Österreich., Ergebnisse des sozioökonomischen Indikatorsystems.
Wien, 1998, ISBN: 3-901668-13-6



⊕ Entwicklung von Modellen eines Kinderbetreuungschecks und Analyse der Auswirkungen

*Machbarkeitsstudie
Kinderbetreuungscheck*

Ausgangssituation

Der Kinderbetreuungscheck wurde im Ergebnis einer Studie des ÖIF Anfang 1995 als neuer Lösungsansatz zur Behebung festgestellter Defizite in der Unterstützung der „Teilzeitbetreuung“ von Vorschulkindern, insbesondere den 2 bis <4jährigen, zur Diskussion gestellt.

Ergebnisse

Der Kinderbetreuungscheck kann als innovative Weiterentwicklung der derzeitigen Karenzregelung gesehen werden: Alle Eltern erhalten für die erwartete Betreuung bis zum 4. oder 7. Lebensjahr des jüngsten Kindes eine bestimmten Betrag, unabhängig von einer vorangegangenen oder aktuellen Erwerbstätigkeit. Der Kinderbetreuungscheck besteht aus drei Elementen:

1. Geldleistung
2. eigenständige Sozialversicherung
3. Gutschein ab dem 4. Lebensjahr für eine anerkannte externe Kinderbetreuung

Diese Dreiteilung ergibt sich unter anderem einerseits durch Verfassungskompetenz des Bundes für den Familienlastenausgleich und die Sozialversicherung sowie andererseits der Länder für die außerfamiliäre Kinderbetreuung. Es wurden vier Varianten errechnet. Das Modell „Karenzgeld“ und das Modell „Existenzminimum“ jeweils bis zum 4. bzw. bis zum 7. Geburtstag des Kindes. Im Modell „Karenzgeld“ erhalten die Eltern bis zum 4. Geburtstag des Kindes 5.700,- öS monatlich. Beim Modell „Existenzminimum“ würden 7.958,- öS ausgezahlt werden. In einer Mischvariante würde der Geldbetrag bis zum vierten Lebensjahr des jüngsten Kindes 7.958,- öS betragen und weitere drei Jahre würden 3.400 öS ausgezahlt werden. Bei allen Modellen sind die BezieherInnen eigenständig pensions-, kranken- und unfallversichert.

Damit würde einer Forderung der Rürup-Studie entsprochen werden, die vorschlägt, nur noch reine Beitragszeiten als Versicherungszeiten anzurechnen.

Die vorliegende Studie berechnete für die Geldleistung und die Versicherung die zusätzlichen Kosten auf Bundesebene. Für das Modell „Karenzgeld“ bis zum vierten Lebensjahr ist eine Finanzierung aus dem sich positiv entwickelnden FLAF möglich. Die entsprechenden Mehrkosten für die Variante bis zum 7. Lebensjahr würden 9,6 Milliarden betragen. Für das vierjährige Modell „Existenzminimum“ würde sich dieser zusätzliche Finanzierungsbedarf auf 4,5 Milliarden und für das 7jährige auf 19,7 Milliarden belaufen.

Ab dem 4. Geburtstag würde ein Teil der Geldleistung durch einen Gutschein für eine anerkannte Kinderbetreuung ersetzt werden. Dieser Gutschein für den Kindergartenplatz ist Ländersache. Rein rechnerisch wenden Länder und Gemeinden zusammen in allen Bundesländern derzeit mehr für außerfamiliäre Kinderbetreuung auf, als zur Finanzierung des Gutscheins nach beiden Varianten erforderlich wäre.

Als Basis der Berechnungen wurde das Jahr 2005 zugrunde gelegt.

Struktur und Organisation

Der Familienpolitische Beirat hat am 6. November 1996 dem Bundesminister einstimmig empfohlen eine Machbarkeitsstudie zum „Betreuungsscheck“ durch das ÖIF zu vergeben. Die Beauftragung ist Anfang Mai 97 erfolgt. Ein Rohbericht wurde im Juli 98 fertiggestellt und zum öffentlichen Diskurs, der auch sehr engagiert geführt worden ist, freigegeben. Der Endbericht wurde mit 31.12.98 dem Auftraggeber übermittelt.

Die Analyse der Auswirkungen wurde auf Basis empirischer Daten erstellt. Im Rahmen einer eigenen Einstellungstudie wurde auch die Nutzdifferenz zur bestehenden Regelung ermittelt, die von 71 % positiv bezüglich Kinderbetreuungsscheck bewertet wird. Aus methodischen Überlegungen und aus praktischen Gegebenheiten wurde die Studie in einem

prozeßhaften Vorgehen von einem multidisziplinären ForscherInnenteam erstellt.

Projektteam: Prof. Dipl. Ing. Dr. Helmuth Schattovits, Koordinator, Univ. Doz. Dr. Wolfgang Lutz, IIASA, Mag. Vera Nowak, Mag. Christiane Pfeiffer, Dipl. Ing. Dr. Martin Oppitz, alle ÖIF; Univ. Prof. Dr. Wilfried Schönböck, Dipl. Ing. Stefan Ohmacht, Mag. Dr. Martin Schneider, alle Institut für Finanzwissenschaft und Infrastrukturpolitik der TU-Wien; Univ. Prof. Dr. Wolfgang Schulz, Institut für Soziologie der Universität Wien.

Publikation: im Laufe des Jahres 1999 im Rahmen der Schriftenreihe des ÖIF geplant.



⊕ LoveTalks

*Entstanden auf der Basis des Modells ARBEITSKREIS: ELTERN – SCHÜLER – LEHRER: Partner in der Sexualerziehung
Aufbau eines flächendeckenden Angebotes für ganz Österreich*

Die Struktur des Modells

Das Modell „LoveTalks“ wendet sich an Eltern, SchülerInnen und LehrerInnen. Ausgehend von den Bedürfnissen der TeilnehmerInnen begleitet ein/e ausgebildete/r ModeratorIn die Gruppe während der Arbeitskreise.

Das Modell gliedert sich in drei Schritte:

- 1 Die Entscheidung für das Modell: Eine ModeratorIn präsentiert in der LehrerInnenkonferenz, am Elternabend und in einem SchülerInnengespräch das Modell und lädt zu 5 Arbeitskreistreffen ein. Die SchülerInnen können entwicklungsbedingt erst ab der 9. Schulstufe teilnehmen. Die Fragen und Bedürfnisse der jüngeren SchülerInnen werden in die Arbeitskreistreffen eingebracht.
- 2 Die Arbeitskreistreffen: Bei den ersten 3 Treffen kommen Eltern, OberstufenschülerInnen und LehrerInnen miteinander ins Gespräch und lernen die Standpunkte voneinander kennen. Bei zwei weiteren Treffen wird gemeinsam das Projekt der schulischen Sexualerziehung geplant. Die/der externe ModeratorIn unterstützt die Zusammenarbeit durch Methodik und Fachwissen und schafft so die Basis für ein gutes Gesprächsklima.
- 3 Das Projekt: Von Schule zu Schule sind die Projekte sehr unterschiedlich. Zur Orientierung einige Beispiele: Workshops zu „Liebe und Partnerschaft“, „Schwangerschaft und Geburt“, „Verhütung“, „Nein-Sagen“, „In andere Rollen schlüpfen“; Lehrausgänge zum Frauenarzt, auf eine Geburtenstation, in eine Familienberatungsstelle, eine Podiumsdiskussion über Homosexualität, Aufklärungsbuch von VolksschülerInnen für VolksschülerInnen, AIDS-Informationsbroschüre und vieles mehr ist möglich.

Struktur und Organisation

Implementierungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie und des Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten.

Projektteam: Dr. Brigitte Cizek (Projektleitung), Dipl.Soz.Päd.Olaf Kapella, Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits

Projektdauer: Juli 1994 bis August 1998

Publikation: im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF geplant



⊕ Lehrerfortbildung im Zusammenwirken mit Eltern und Schülern

Ziel dieses Projektes ist die Entwicklung und Erprobung eines spezifischen Modells der Lehrerfortbildung am Beispiel der Sexualerziehung. Lehrerfortbildung soll dabei schulorientiert, fächerübergreifend und bedürfnisorientiert im Zusammenwirken mit Schülern erfolgen. Es geht um:

- die Verbesserung der Handlungskompetenz und Kooperationsfähigkeit von Lehrern, insbesondere in der Zusammenarbeit mit Eltern und SchülerInnen.
- einen Beitrag zur Verwirklichung des Konzepts der Schulautonomie indem Lehrer, Eltern und Schüler die Entwicklung von Lehrinhalten praktizieren.
- die Förderung der Schulpartnerschaft.

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Europäische Kommission, Comenius Aktion 3.1

Projektpartner: BzGA: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Deutschland, Deutsches Schulamt in Südtirol, Italien, stiller Partner: Tschechei

Projektleitung: Mag. Dr. Brigitte Cizek

Projektdauer: September 1997 bis Sommer 1998



⊕ „Erzählt uns nichts vom Storch“

Zeichnungen und Texte von Kindern für Kinder

Ausgangssituation

Für Jugendliche („Luftballons im Bauch“) und junge Eltern („Elternbriefe zur Sexualerziehung“) ist vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie und dem Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten ausreichend Material für die Sexualerziehung vorhanden. Eine bisher vernachlässigte Zielgruppe sind Kinder im Volksschulalter. Die Arbeit des laufenden Sexualerziehungsprojektes stellte aber auch in Volksschulen einen Bedarf an geeignetem Material fest (eine Beschreibung dieses laufenden Projektes finden Sie auf der übernächsten Seite). Das Buch „Erzählt uns nichts vom Storch – Zeichnungen und Texte von Kindern für Kinder“ ist als anschauliche Lektüre für Volksschulkinder, Lesebuch für die ganze Familie und Arbeitsunterlage für Lehrer gedacht.

Struktur und Organisation

Erstellung einer Broschüre im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend und Familie

Projektteam: Mag. Dr. Brigitte Cizek (Projektleitung), Kinder als Autoren, Dipl.-Sozialpäd. Olaf Kapella, Christine König, Dr. Herlinde Schuster, Dr. Klaus Vavrik

Methodik: Überarbeitung des Konzepts nach sexualpädagogischen und entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten. Überarbeitung des Inhalts mit einer ausgewählten Gruppe von Kindern aus einer Projektschule.

Projektdauer: 1. November 1995 bis 31. Jänner 1997

Publikation: Erschienen im Februar 1997 in einer Auflage von 100.000 Stück, Bestellungen bei Mag. Martina Staffe, BMUJF
Tel: 53475 – 269



⊕ Medienpaket „Erzählt und nichts vom Storch“

Ein Angebot für die Sexualerziehung in der Grundschule

Ausgangssituation

Die Erfahrungen aus dem Modell LoveTalks sind die Grundlage für dieses Angebot zur Gestaltung von Sexualerziehung in der Grundschule.

Das Medienpaket enthält:

→ **Das Aufklärungsbuch**

„Erzählt uns nichts vom Storch“.

Es wurde von Volksschulkindern für Volksschulkinder entwickelt. Die Kinder haben sich mit Gefühlen und Liebe, den Unterschieden zwischen Mann und Frau, Schwangerschaft und Geburt sowie AIDS auseinandergesetzt. Dieses Buch lädt Kinder zum Diskutieren, Zeichnen und Aufschreiben ein.

→ **Das Spiel „In den 7. Himmel“**

Dieses mit Volksschulkindern entwickelte Spiel würfelt alle TeilnehmerInnen durch die kunterbunte Fragen- und Gefühlswelt von Sexualität, Gefühle, Liebe, Zärtlichkeit u.v.m.

→ **Videofilm „Sexualerziehung miteinander“**

In 23 Minuten wird das Modell LoveTalks vorgestellt.

→ **Begleitmaterialien für LehrerInnen**

Ausführliche Unterlagen bieten LehrerInnen für den Unterricht einen guten inhaltlichen und methodischen Überblick über grundlegende Bereiche der Sexualität. Der Broschüre sind begleitende Overheadfolien beigelegt.

Struktur und Organisation

Auftraggeber ist das Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten

Projektdauer: 1997 bis Frühjahr 1998

Projektleitung: Mag. Dr. Brigitte Cizek,
Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella

Das Paket wurde erarbeitet in Zusammenarbeit mit einem externen KonsulentInnenteam und KinderkonsulentInnen.

Das Medienpaket kann über das Medienservice des Unterrichtsministeriums bezogen werden:
Plunkergasse 3-5, 1150 Wien, Tel: 01/531 20 - 4864, Fax: 01/531 20 - 4848



⊕ Pubertät – Herausforderung für Eltern und Jugendliche

Aufbau eines flächendeckenden Angebotes für ganz Österreich

Fragestellung

→ Welche Faktoren erleichtern bzw. erschweren die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben, die Eltern mit Pubertierenden haben?

— Wie gehen Eltern mit den Bedürfnissen nach zunehmender Selbstbestimmung des Jugendlichen um?

— Erleben Jugendliche von ihren Eltern Verständnis bezüglich ihrer Freiheitswünsche?

— Welche Freiräume gestehen Eltern ihren Kindern zu und wo setzen sie Grenzen? In welchen Bereichen hätten Jugendliche gerne mehr Freiräume?

— Wieweit erleben Eltern sich als Gesprächspartner für ihre Kinder bzw. wie erleben sie die Gesprächsbereitschaft der Jugendlichen? Sehen umgekehrt Jugendliche die Eltern als Ansprechpartner?

— Wie gehen Eltern damit um, daß die Jugendlichen nicht mehr alles mit ihnen besprechen möchten? Wird die selektive Gesprächsbereitschaft der Jugendlichen akzeptiert?

→ Welche Angebote unterstützen die Eltern – nach deren subjektiven Einschätzung – bei der Bewältigung der Herausforderungen?

Ergebnisse:

Förderlich zur Bewältigung der Entwicklungsaufgaben sind u.a. ...

→ richtig verstandener Zusammenhalt in der Familie,

→ ein ausgewogenes Gleichgewicht zwischen Freiräumen und Grenzen, das den sich ändernden Entwicklungsaufgaben angepaßt ist,

Hinderlich zur Bewältigung der

Entwicklungsaufgaben sind u.a. ...

→ Beziehungsprobleme der Partner, die den/die Jugendliche/n in Loyalitätskonflikte bringen

- Erziehungsunsicherheiten der Eltern
- Übertriebene Ängste vor Außengefahren, wie negativen Einflüssen der peers, Sekten oder Drogen

Projektdauer: 1. Jänner 1996 bis 15. März 1997

Publikation:
erschieden als ÖIF - working paper 3,4 und 5/97



Eltern wünschen sich zur Unterstützung ...

- Angebote, die praxisrelevant sind
- Angebote, die von kompetenten Fachleuten begleitet werden
- ein vielfältiges Angebot zum Diskutieren und zum Erfahrungsaustausch, das von Arbeitsgruppen, praxisrelevanten Vorträgen bis hin zu informellen Treffen reicht.

Folgerungen:

Wichtig ist daher, daß in der Elternbildung beachtet wird, daß ...

- es nicht zu einer Bevormundung der Beteiligten kommt.
- allen Beteiligten bewußt ist, es gibt in der Erziehung keine absolute Wahrheit.
- sich ein/e Berater/in als Interpret/in, nicht als Normvermittler/in in der Erziehung versteht.
- vermittelt wird, wie wichtig Kommunikation zwischen Eltern und jugendlichen Kindern ist.
- Eltern und Jugendlichen brauchbare Anleitungen zum Handeln gegeben werden.

Struktur und Organisation

Projekt des ÖIF im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie

Projektteam: Univ.-Lekt. Mag. Martina Beham (Organisation und Koordination), Univ.-Prof. Dr. Herbert Janig und Frau Univ.-Prof. DDr. Liselotte Wilk (Projektleitung), Mag. Ulrike Zartler, Mag. Martina Strassmeier, Mag. Isabella Knall, Mag. Martina Planer, Dr. Renate Riedler-Singer

Methodik: Anhand eines strukturierten Leitfadens wurden die einzelnen Familienmitglieder von 24 Familien zuerst getrennt voneinander interviewt. Anschließend wurden in einem Familiengespräch subjektive Einschätzungen relativiert. Dadurch wird eine einseitige Betrachtung vermieden.

derzeit laufende Projekte

⊕ Europäische Beobachtungsstelle für Familienangelegenheiten

Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) wurde 1998 von der Generaldirektion V der Europäischen Kommission für 6 Jahre zur „Europäischen Beobachtungsstelle für Familienangelegenheiten“ bestellt. Das ÖIF konnte sich gegen 17 Mitbewerber aus ganz Europa durchsetzen. Die Beobachtungsstelle besteht aus einer Koordinierungsgruppe, die am ÖIF angesiedelt ist, und einem Netzwerk von 15 Experten in allen Mitgliedstaaten der Europäischen Union. Vor dem Hintergrund der 1989 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen beschlossenen Kinderrechtskonvention will die Europäische Kommission nun verstärkt auch die Chancen der Kinder beobachten und berücksichtigen.“

Die Beobachtungsstelle berichtet einerseits über die Entwicklung der Familienstruktur und der Lebensgewohnheiten in den einzelnen Mitgliedsstaaten. Andererseits geht es aber auch um die Vergleichbarkeit der nationalen Familienpolitik, z.B. bei der Steuer. Gibt es einen ausgewogenen politischen Ansatz zugunsten der Familie, der die Chancengleichheit von Frauen und Männern, das Wohlergehen der Kinder, die immer größer werdende Gruppe der alten Menschen und über 80jährigen sowie die abhängigen Personen insgesamt berücksichtigt? Wie reagieren die staatlichen Behörden auf diese Herausforderungen und gibt es Einflüsse aus den EU-Politiken?

Aus jedem Mitgliedsstaat wurde ein namhafter Wissenschaftler aus dem Bereich der Familienforschung vom ÖIF zum nationalen Experten bestellt. Dabei wurde besonders darauf geachtet, Forscherpersönlichkeiten aus den unterschiedlichsten Disziplinen zu gewinnen.

Die Europäische Beobachtungsstelle für nationale Familienpolitiken wurde 1989 von der Europäischen Kommission aufgrund eines Ratsbeschlusses eingerichtet. Bisher war die Beobachtungsstelle an der Universität Leuven (B), am „idf“ in Paris (F) und an der Universität von York (GB).

Struktur und Organisation

Die Koordinierungsgruppe legt den Rahmen für die wissenschaftliche Konzeption und Analyse fest, koordiniert und organisiert die nationalen Experten und vernetzt Wissenschaft, Praxis, Politik und Verwaltung auf europäischer Ebene. Mitglieder der Koordinierungsgruppe am ÖIF sind:

- Dr. Paloma Fernández de la Hoz (Gleichbehandlungsfragen, ÖIF & KSÖ)
- Mag. Irene Kernthaler (Öffentlichkeitsarbeit, ÖIF)
- Univ.Doz. Dr. Wolfgang Lutz (Demographie, ÖIF & IASA)
- Univ.Prof. Dr. Wolfgang Mazal (Arbeits- und Sozialrecht, Universität Wien)
- Univ.Doz.Dr. Sonja Puntscher-Riekmann (Europäische Angelegenheiten, Gleichbehandlungsfragen, Akademie der Wissenschaften)
- Prof. Dr. Helmuth Schattovits (Familienpolitik, ÖIF)
- Mag. Martin Spielauer (Website & Datenbank, Ökonomie, ÖIF & IASA)
- Mag. Sylvia Trnka (Management; ÖIF)
- Dr. Helmuth Wintersberger (Kindheitsforschung, Leiter der Koordinierungsgruppe, ÖIF)

⊕

⊕ FFS

Das 1996 erhobene Datenmaterial des Family Fertility Survey '96 wird laufend bearbeitet und ausgewertet. So ist es möglich, im Rahmen der Politikberatung immer wieder ganz konkrete Anfragen – auch auf Landesebene - zu beantworten. Bei zahlreichen Veranstaltungen im gesamten Bundesgebiet wurde ein Überblick über Lebensformen, Erwerbseintrittsverhalten und andere spezifische Fragen gegeben. Weiters arbeiten zahlreiche StudentInnen im Rahmen von Diplomarbeiten und Dissertationen mit den Daten des FFS. Im Folgenden ein Überblick über die wichtigsten wissenschaftlichen FFS-Arbeiten von ÖIF-MitarbeiterInnen:

Transition to adulthood

Diese auf dem FFS-Datenmaterial basierenden Analysen beschäftigen sich mit dem Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen. Aus biographischer Perspektive werden verschiedene, das Erwachsenwerden bestimmende Ereignisse definiert und beschrieben. Dabei geht es konkret um das Ende der Ausbildung, den Eintritt in das Erwerbsleben, den Auszug aus dem Elternhaus, die Bildung der ersten Lebensgemeinschaft oder die Geburt des ersten Kindes.

Autoren: Mag. Vera Nowak, Mag. Christiane Pfeiffer

Beitrag im Rahmen der komparativen Analysen der FFS-Länder, Beitrag zu Centrum voor Bevolkings en Gezinsstudie (Hg.): „Transition to adulthood in Europe“ Herbst 1999

Is cohabitation a prelude or an alternative to marriage?

Da die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften ansteigt, stellt sich die Frage, inwieweit junge ÖsterreicherInnen diese Lebensform als Vorstufe oder als Alternative zur Ehe sehen. Es zeigt sich, daß die Mehrzahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in einer Ehe mündet. Gleichzeitig zeigt sich, daß diese Lebensform als Übergangstadium für junge Erwachsene eine größere Bedeutung hat, als bei der vorherigen Generation.

Autoren: Mag. Christiane Pfeiffer, Univ. Doz. Dr.

Wolfgang Lutz, Mag. Vera Nowak, erschienen als working paper 9/98, Poster am Jahrestreffen der Population Association of America in Chicago (1998),

Returning to work after the birth of the youngest child in Austria
Aufgrund der FFS '96 Daten wurde das Erwerbseintrittsverhalten der österreichischen Mütter untersucht. Wann steigen Mütter nach der Geburt des jüngsten Kindes in das Erwerbsleben ein? Inwieweit spielen regionale und sozioökonomische Faktoren, sowie persönliche Lebenskonzepte eine Rolle?

Autoren: Mag. Christiane Pfeiffer, Mag. Vera Nowak

Poster am Jahrestreffen der Population Association of America in New York (1999), erschienen als working paper 6/98 des ÖIF

Is pregnancy in Austria still a reason for marriage?

Dieser Beitrag verwendet die Daten des FFS '96 um diese Frage von zwei Seiten her zu beleuchten:

1. Entwickeln sich nichteheliche Lebensgemeinschaften zu einer Alternative zur Ehe?
2. Besteht ein Zusammenhang zwischen Verehelichung lediger Frauen und einer bevorstehenden Geburt?

Autoren: Mag. Christiane Pfeiffer, Univ. Doz. Dr. Wolfgang Lutz, Mag. Vera Nowak, Vortrag am Jahrestreffen der Population Association of America in New York (1999)

Scheidungsfolgen – die langfristigen Auswirkungen von erlebter Scheidung auf die Lebensführung unter besonderer Berücksichtigung der ersten Lebensgemeinschaft
Auf Basis des theoretischen Ansatzes der Transmissionshypothese wurden Scheidungsdaten aus dem FFS '96 ausgewertet. Dabei zeigte sich, daß auch in Österreich das Risiko sich vom ersten Lebenspartner zu trennen steigt, wenn man/frau bereits im Elternhaus eine Scheidung erlebt hat.
Autoren: Mag. Veronika Gössweiner, Mag. Vera Nowak

Poster am 1. Familienpsychologiekongreß in München (1998), erschienen als working paper 7/98 des ÖIF, Beitrag zu Sabine Walper/Beate Schwarz (Hg.): „Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien.“ Juventa Verlag, Weinheim 1999



⊕ Familienpolitische Analyse der Daten der Antragsteller/innen des Familienschillings und des Familienzuschusses I und II des Landes Tirol

Ausgangssituation

Für das Land Tirol gibt es aufgrund der Förderungsmaßnahme Erziehungszuschuß I und II sowie des Familienschillings eine gute Datenbasis. Die AntragstellerInnen bieten durch ihre Angaben zur Familie, des Erwerbs, der Ausbildung und des Einkommens eine bisher nicht ausgewertete Informationsgrundlage, die sich neben der konkreten Berechnung der Zuschüsse auch als Grundlage wissenschaftlicher Analysen anbietet.

Forschungsziele

Ziel dieses Forschungsprojektes ist durch die systematische Analyse der vorhandenen Daten der AntragstellerInnen die Auswirkungen des „Familienpaketes“ zu beurteilen. Datengrundlage sind die ca. 11.000 Anträge, die 1998 im Rahmen des Familienpaketes erfaßt wurden. Anhand dieser werden einerseits Familien mit schulpflichtigen Kindern (Familienschilling) und andererseits Familien mit Kindern unter 2 Jahren (Familienzuschuß I und II) genauer untersucht. Über Sekundärdatenquellen (z.B. Geburtenstatistik) wird ein Vergleich der prozentuellen Anteile der AntragstellerInnen nach unterschiedlichen Merkmalen erstellt. Dadurch wird deutlich gemacht in wieweit die Förderungsmaßnahmen von welchen Familientypen in Anspruch genommen wird. Ferner wird im Rahmen dieses Projektes auch die regionale Verteilung und die Reichweite der Förderungsmaßnahme untersucht. Die Frage inwieweit die Förderungsmaßnahmen einen Beitrag zur Armutsbekämpfung leisten, und welche Gruppen die spezifische Förderung in Anspruch nehmen, stellt eine wichtige Grundlage für die Beurteilung familienpolitischer Maßnahmen und für erforderliche familienpolitischer Entscheidungen dar.

Organisation

Auftraggeber: Amt der Tiroler Landesregierung

Projektteam: Prof. Dr. Helmuth Schattovits

Mag. Martin Spielauer (Federführende Sachbearbeitung)

Projektdauer: 1. März bis 1. September 1999



⊕ Familienbericht 1999

Alle 10 Jahre legt der aktuell zuständige Ressortchef einen Bericht über die Situation der Familien in Österreich vor. Der letzte umfassende Familienbericht für Österreich wurde 1989 publiziert.

Der Familienbericht 1999 versteht sich als Nachschlagewerk, das selbständig gelesen werden kann und schwerpunktmäßig einen Überblick über die Veränderungen der letzten 10 Jahre geben wird. Aus verschiedenen Blickwinkeln werden die Entwicklungen beschrieben um so ein möglichst umfassendes Bild der komplexen Lebensrealität des Einzelnen zu erhalten. Die Beiträge aus den unterschiedlichsten Disziplinen ergeben insgesamt ein umfassendes Nachschlagewerk für Familienpolitiker, Familienpraktiker und alle Interessierten. Im Mittelpunkt des Interesses stehen Fragen, wie: Wohin haben sich die Familienformen entwickelt? Welche Arbeit wird in den Familien von wem erbracht? Welchen Wert für die Gesellschaft hat diese Arbeit? Wie wirkt sich die Arbeitsmarktsituation auf Familien aus? Inwieweit sind Beruf und Familie vereinbar und wo liegen die Herausforderungen der Zukunft? Wie wirkt sich die Anzahl der Kinder auf die finanzielle Situation der Familien aus? Wie fördert die öffentliche Hand die Familien? Was hat sich beim Familienrecht geändert?

Struktur und Organisation

Projekt im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie
Der Familienbericht 1999 erscheint in 2 Bänden. Die Gesamtkoordination liegt beim Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF). Die Verantwortlichkeit für Band 1 liegt am ÖIF. Dieser Band geht dabei auf die Bereiche ‚Allgemeine Grundlagen zur Betrachtung von Familie‘, ‚Lebens- und Beziehungsformen heute: demografische und soziologische Aspekte‘, ‚Familien mit spezifischen Herausforderungen‘ und ‚Leistungen des Staates für Familie in ihrer Vielfalt: Ziele, Maßnahmen, Kosten und Auswirkungen‘ ein.

Band 2 beschäftigt sich mit der Thematik der Vereinbarkeit und Neuverteilung von Betreuungs- und Erwerbstätigkeit. Für Band 2 ist Mag. Dr. Christopher Prinz vom Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspolitik zuständig.

Koordinationssteam: Mag. Dr. Martina Beham, Mag. Veronika Gössweiner, Prof. Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits
Sachverständigenteam: Mag. Dr. Martina Beham, Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Lutz, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter, Univ.-Prof. Dr. Sieglinde Rosenberger, Prof. Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits
AutorInnen: Univ.-Prof. Dr. Christoph Badelt, Mag. Martin Bauer, Mag. Dr. Martina Beham, Dr. Paloma Fernandez de la Hoz, OR Dr. Ewald Filler, Dr. Beat Fux, Dr. Liana Giorgi, Mag. Veronika Gössweiner, Dr. Inge Gross, HR Dkfm. Werner Höffinger, V.-Ass. Mag. Dr. Jutta Kern, Univ.-Doz. Josef Kytir, Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Lutz, Univ.-Prof. Dr. Rainer Münz, Gabriela Öffner, Dipl. Ing. Mag. Dr. Martin Oppitz, Mag. Christiane Pfeiffer, Mag. Johannes Pfeleger, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter, Univ.-Prof. Dr. Sieglinde Rosenberger, Mag. Agnes Streissler, V.-Ass. Mag. Dr. Sylvia Supper, Prof. Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits, Univ.-Prof. Dr. Volker Schönwiese, Univ.-Prof. Dr. Liselotte Wilk, Mag. Karl Wörister, Dr. Ulrike Zartler

Methodik: Darstellung der aktuellen Ergebnisse und der Entwicklungen der letzten 10 Jahre aus Literatur und Studien

Zeitraum: Jänner 98 – Herbst 99

Publikation: Die wissenschaftliche Publikation wird durch den Auftraggeber im Jahr 1999 erfolgen. Eine journalistische Buchpublikation gibt einen raschen Überblick über die wissenschaftlichen Ergebnisse.



⊕ Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich

Ausgangssituation

Anlässlich des Internationalen Jahres der älteren Menschen 1999 wird erstmals ein umfassender Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich erstellt. Die Bedürfnisse, Interessen, Kompetenzen und Probleme von älteren Menschen sollen gezeigt und die daraus abgeleiteten Folgerungen dargestellt werden.

Unter anderem werden folgende Fragen gestellt: In welchen Familienformen leben ältere Menschen und wie wohnen sie? Wie wird sich die steigende Lebenserwartung auf die österreichische Gesellschaft auswirken? Welche Verkehrsbedingungen finden Senioren vor? Wie verbringt die ältere Generation ihre Freizeit? Wie schaut das Pflegesystem aus? Wie gelingt es, daß ältere Menschen möglichst lang gesund und fit bleiben? Wie findet in der Familie der finanzielle, emotionale Austausch zwischen den Generationen statt? Welche Bedeutung hat die Zunahme von älteren Wählern auf die Politik? Wie wird sich der 3-Generationenvertrag weiter auswirken? Wie gestalten Migranten ihren Lebensabend?

Struktur und Organisation

Im Auftrag der österreichischen Bundesregierung erteilte das Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie dem ÖIF im November 1998 den Zuschlag für die Erstellung dieses Berichtes als Generalunternehmer.

Mitglieder des begleitenden Sachverständigenteams:

Univ. Prof. Dr. Anton Amann (Institut für Soziologie, Univ. Wien);

Univ. Doz. Dr. Josef Kytir (Institut für Demographie, Öst. Akademie d. Wissenschaften);

Univ. Doz. Dr. Wolfgang Lutz (Forschungsdirektor ÖIF, IIASA)

Prof. DI. Dr. Helmuth Schattovits (Geschäftsführer ÖIF; SVT-Vorsitzender).

Folgende AutorInnen konnten für die Berichterstellung gewonnen werden:

A. Amann – J. Hörl – F. Kolland – G. Majce – (Institut für Soziologie, Wien);
M. Bauer – C. Feuerstein – A. Hanika – M. Havel – J. Kytir – J. Langgaßner – M. Mahidi – R. Münz – B. Wiedenhofer;
J. Pflegerl – P. De la Hoz – M. Oppitz (ÖIF);
A. Schmeiser-Rieder (Institut für Sozialmedizin, Univ. Wien);
F. Böhmer (Gesellschaft für Geriatrie);
W. Filla (VHS), R. Risser (Factum OHG),
C. Badelt (WU-Wien);
K. Leichsenring – C. Strümpel (Europäisches Zentrum).

Koordination: G. Buchner

Publikationen:

- Wissenschaftliche Gesamtversion/Dokumentation (im Umfang von ca. 500 Seiten)
- Eine journalistische Buchpublikation gibt einen raschen Überblick über die wissenschaftlichen Ergebnisse.
- Kurzfassung für die Öffentlichkeitsarbeit/Presstext

⊕

⊕ Gewaltbericht

Die detaillierte Erstellung eines Berichtes über Gewalt in der Familie beinhaltet einerseits

- die einzelnen Gewaltformen, d.h.
 - physischer,
 - sexueller und
 - psychischer Gewalt sowie
 - verschiedenen Formen der Vernachlässigung.

Und andererseits werden

- die unterschiedlichen Gruppen betroffener Menschen berücksichtigt. Zu diesen zählen
 - Kinder und Jugendliche, die durch ihre Eltern
 - Männer, die durch ihre Partnerinnen/Ehepartnerinnen
 - ältere Menschen, die durch ihre Familienangehörigen
 - Menschen mit Behinderung, die in ihrer Familie
 - Eltern, die durch ihre Kinder
 - Kinder, die durch ihrer Geschwister

sowie Gewalt erfahren.

Die Thematik der Gewalt in nahen Beziehungsverhältnissen soll umfassend und unter Verwendung aktueller nationaler und deutschsprachiger Forschungsergebnisse und –ansätze sowie Datenmaterialien mit dem Schwerpunkt auf die letzten 10 Jahre dargestellt, erläutert und diskutiert werden und damit eine fundierte Grundlage und Ausgangsbasis für die spätere Konzeption und Entwicklung bzw. Adaption wirksamer Interventions- und Präventionsmodelle vorgelegt werden.

Struktur und Organisation

Auftraggeber ist das Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie

Projektdauer: Jänner bis Dezember 1999

→ *MitarbeiterInnen ÖIF*

Mag.Dr. Brigitte CIZEK, Dipl.Soz.Päd. Olaf KAPPELLA, Mag. Irene KERNTHALER, Leitung Öffentlichkeitsarbeit, Mag. Rudolf SCHIPFER, wissenschaftlicher Dokumentar

→ *Externe Experten*

Univ. Lekt. Mag.Dr.Wolfgang PLAUTE, Lebenshilfe Salzburg, Fachbereichsleiter, Universität Salzburg, Institut für Erziehungswissenschaften, Heil- und Sonderpädagogik

Univ.Prof.Mag.Dr.Josef HÖRL, Sozialgerontologe, Institut für Soziologie, Universität Wien

Die Synthese und die Folgerungen werden gemeinsam vom Projektteam bearbeitet.

→ *Kooperation mit der Universität Wien*

Univ. Prof. Dr. Christian KORUNKA

Mag. Thomas Slunecko,

Univ.DoZ.Dr. Rudolf Richter

Struktur und Organisation

→ *Kinder/Jugendliche:*

Vorstand o.Univ.-Prof.Dr. Max H. FRIEDRICH, Vorstand der Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kindes- und Jugendalters, Wien

Hon.Prof.Dr. Udo JESIONEK, Präsident des Jugendgerichtshofes, Wien

Univ. Prof. Dr. Uwe Sielert, Christian-Albrechts-Universität, Institut für Pädagogik, Kiel

→ *Männer:*

Univ.Lekt.Mag.Holger EICH , Kinderschutzzentrum Wien, Sexualberatungsstelle, Wien

→ Univ. Prof. Dr. Uwe Sielert, Christian-Albrechts-Universität, Institut für Pädagogik, Kiel

→ *Menschen mit Behinderung:*

Mag. Monika Bergmann, Bereichsleitung Bildung, Forschung und Fortbildung der Lebenshilfe Österreich, Wien

→ *Ältere Menschen:*

Mag.Dr. Margit SCHOLTA, Vorsitzende von Pro Senectute, Seniorenbeauftragte des Landes Oberösterreich, Leiterin der Altenbetreuungsschule des Landes Oberösterreich.



⊕ LoveTalks Österreich *Österreichweite Koordination und regionale Netzwerkknotentätigkeit*

Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) hat das Modell „LoveTalks“ entwickelt und erfolgreich erprobt. Zur Umsetzung des Modells wurden vom ÖIF österreichweit ca. 100 ModeratorInnen (jene, die mit Zertifikat abgeschlossen haben) in fünf Ausbildungslehrgängen (der sechste Lehrgang wird 1999 abgeschlossen) ausgebildet und in jedem Bundesland ein regionaler Netzwerkknoten gebildet. Die TeilnehmerInnen des sechsten Ausbildungskurses rekrutieren sich überwiegend aus dem Arbeitsbereich von Menschen mit Behinderung. In einem gesondert zu finanzierendem Projekt wird das Modell LoveTalks für den Bereich von Menschen mit Behinderungen modifiziert.

Die immer größer werdende Nachfrage von seiten der Schulen bestätigt uns die Bedeutung dieser neuen Form der Sexualerziehung. Anliegen ist es, diese präventive Tätigkeit im Rahmen des Modells „LoveTalks“ gemeinsam mit Eltern; SchülerInnen und LehrerInnen weiterhin anbieten zu können.

Ziele

- Das präventive Modell „LoveTalks“ auch weiterhin flächendeckend in österreichischen Schulen anzubieten
- Verstärktes Einbeziehen regionaler Bedürfnisse bei der Ausweitung des Modells
- Österreichweite und regionale Qualitätssicherung im Rahmen der Umsetzung des Modells „LoveTalks“
- Ausbau der einzelner Beratungsstellen (Sitz der Netzwerkknoten) als Vorstufe (in Hinblick auf Funktionen am Beispiel der Sexualpädagogik und -beratung) zu multifunktionalen Zentren

Tätigkeit

- Projektleitung und -koordination in Hinblick auf die Umsetzung des Modells „LoveTalks“ österreichweit

- Betreuung und Supervision der NetzwerkknotenleiterInnen
- Projektkoordination und Supervision der NetzwerkknotenleiterInnen hinsichtlich des Ausbaus dieser (Sitz der Netzwerkknoten) Beratungsstellen als eine Vorstufe zu multifunktionalen Zentren am Beispiel der Sexualpädagogik und -beratung
- Qualitätssicherung österreichweit

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie

Projektdauer: bis August 1999

Projektteam: Dr. Brigitte Cizek, (Projektleitung), Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella, Maria Steck, Mag. Veronika Gössweiner

Evaluierungsteam ÖIF: Mag. Johannes Pflegerl



⊕ LoveTalks Deutschland
Ausbildung und Supervision von ModeratorInnen in Bayern, Berlin und Sachsen-Anhalt
Aufbau und Betreuung von drei Netzwerkknoten

Ziele

- Fördern der Zusammenarbeit der beiden Länder (Deutschland - Österreich) im Bereich der Sexualpädagogik.
- Erprobung eines neuen Ansatzes der schulischen Sexualerziehung mittels des Modells „LoveTalks“ an Schulen in drei deutschen Bundesländern.
- Ausbildung von ModeratorInnen in drei deutschen Bundesländern zur Durchführung dieses Modells
- Aufbau von drei Netzwerkknoten zur Koordinierung und Qualitätssicherung
- Rahmenbedingungen für eine Implementierung des Modells „LoveTalks“ über die Praktikums- und Pilotschulen hinaus
- Supervision

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Deutschland

Projektdauer: 1. September 1998 bis 31. Dezember 2000

Projektteam:

Mag. Dr. Brigitte Cizek, (Projektleitung)
Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella

Evaluationsteam ÖIF: Mag. Johannes Pfliegerl

Trainerteam: Mag. Dr. Brigitte Cizek,
Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella
Univ. Prof. Dr. Kurt Loewit



⊕ LoveTalks Tschechische Republik
Ausbildung und Supervision von ModeratorInnen
Aufbau und Betreuung von einem Netzwerkknoten

Ziele

- Fördern der Zusammenarbeit der beiden Länder im Bereich der Sexualpädagogik.
- Erprobung eines neuen Ansatzes der schulischen Sexualerziehung mittels des Modells „LoveTalks“ an Schulen
- Ausbildung von ModeratorInnen zur Durchführung des Modells „LoveTalks“ in Schulen.
- Aufbau eines Netzwerkknoten zur Koordinierung und Qualitätssicherung
- Supervision

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Kulturkontakt-Austria in

Kooperation mit der tschechischen Regierung

Projektdauer: Frühjahr 1999 bis Sommer 2000

Projektteam:

Mag. Dr. Brigitte Cizek, (Projektleitung)

Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella,

Evaluationsteam ÖIF:

Mag. Johannes Pfliegerl

Trainerteam: Mag. Dr. Brigitte Cizek,

Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella

Univ. Prof. Dr. Kurt Loewit,



⊕ LoveTalks Südtirol
*Ausbildung und Supervision von ModeratorInnen
Aufbau und Betreuung von einem Netzwerkknoten*

Ziele

- Fördern der Zusammenarbeit der beiden Länder im Bereich der Sexualpädagogik.
- Erprobung eines neuen Ansatzes der schulischen Sexualerziehung mittels des Modells „LoveTalks“ an Schulen
- Ausbildung von ModeratorInnen zur Durchführung des Modells „LoveTalks“ in Schulen.
- Aufbau eines Netzwerkknoten zur Koordinierung und Qualitätssicherung
- Supervision

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Auftraggeber: Autonome Provinz Südtirol, Deutsches Schulamt

Projektdauer: Juni 1998 bis August 1999

Projektteam:

Mag. Dr. Brigitte Cizek, (Projektleitung)
Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella,
Evaluationsteam ÖIF:
Mag. Johannes Pfliegerl

Trainerteam: Mag. Dr. Brigitte Cizek,
Dipl. Soz. Päd. Olaf Kapella
Univ. Prof. Dr. Kurt Loewit,



⊕ Entwicklung eines Kategorien- und Diagnoseschemas im Bereich der Interaktions- und Entwicklungsdiagnostik

Ausgangssituation

Der im Rahmen des Internationalen Jahres der Familie 1994 eingerichtete Arbeitskreis 1 ‚Familie und Gewalt‘ stellte im Zuge seiner Diskussionen immer wieder die Notwendigkeit präventiver Maßnahmen fest. Aus diesem Grund wurde eine Arbeitsgruppe eingerichtet, die sich speziell mit dem Thema ‚Änderung des Mutter-Kind-Passes im Sinne einer Erweiterung um die psychosoziale Dimension‘ beschäftigte. Das Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie beauftragte in der Folge die Arbeitsgruppe, ihre Tätigkeit mit dem Ziel fortzuführen, ein Modell zur Erweiterung des Mutter-Kind-Passes um die psychosoziale Dimension zu erarbeiten. Derzeit befindet sich dieses vom BMUJF in Auftrag gegebene Hauptprojekt „Verbesserung des Mutter-Kind-Passes um die psychosoziale Dimension“ in der Umsetzungsphase.

Das Österreichische Institut für Familienforschung beschäftigt im Rahmen dieser Fragestellung mit einem wissenschaftlichen Folgeprojekt, nämlich der Entwicklung eines Kategorien- und Diagnoseschemas im Bereich der Interaktions- und Entwicklungsdiagnostik.

Ziel

Ziel dieses wissenschaftlichen Folgeprojektes ist es, ein für die PraktikerInnen vereinfachtes Instrument zu entwickeln, welches sowohl eine flächendeckende Umsetzung des Zweistufen-Modells ermöglicht und als auch ein wissenschaftlich fundiertes Diagnoseinstrument darstellt.

Struktur und Organisation

Projekt im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie.

Derzeit wird ein Kategorienschema für die erste Untersuchungsphase, nämlich die Interaktionsdiagnostik, erarbeitet um

anschließend zur Diskussion gestellt zu werden. Diese wird im Mai 99 fertiggestellt. Sie stellt jedoch lediglich einen ersten Schritt im Rahmen dieses Forschungsschwerpunktes am ÖIF dar.

Projektteam: Mag. Veronika Gössweiner, Dr. Brigitte Cizek

Methodik: Die Auswertung der empirischen Erhebung und Literaturanalyse sind die Grundlage für die Erarbeitung eines ersten Entwurfes des Kategorienschemas.

Zeitraum: April 98 – Mai 99

Publikation: Die Publikation wird voraussichtlich durch den Auftraggeber erfolgen.



⊕ Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Österreich

Ausgangssituation

Als Folge der Migration gewinnt die Frage nach den Beziehungen zwischen einheimischer und ausländischer Bevölkerung immer mehr an Bedeutung. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Folgen der Migration auf die Familiensituation und das Familienverständnis von Zuwanderern ist dabei vor allem für jene von Bedeutung, die in ihrer konkreten Arbeit als Experten (etwa als SozialarbeiterInnen, LehrerInnen, FamilienberaterInnen) in verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen mit Migrantenfamilien beschäftigt sind. In diesem Zusammenhang sind Orientierungshilfen für die Praxis der ExpertInnen, insbesondere für jene konkrete Situationen, in denen es zu Schwierigkeiten oder Mißverständnissen im Umgang mit Migrantenfamilien kommt, hilfreich.

Inhaltliche Zielsetzung

In dem Projekt „Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Österreich“ soll in Zusammenarbeit mit SozialarbeiterInnen, LehrerInnen, FamilienberaterInnen und FamilienpsychotherapeutInnen sowie ehrenamtlichen BetreuerInnen, die bei ihrer Arbeit mit Zuwanderer- bzw. Flüchtlingsfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Kontakt kommen, Hintergrundwissen über die Familiensituation sowie über die Lebensbedingungen von Migranten- bzw. Flüchtlingsfamilien gewonnen werden. Das Projekt schließt an die vom ÖIF im Zeitraum zwischen Mai 1995 und Februar 1996 durchgeführte Pilotstudie „Familienverhältnisse und Familienkonflikte von ZuwanderInnen“ an.

Struktur und Organisation

Projekt im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Fremdenfeindlichkeit – Erforschung, Erklärung und Gegenstrategien“

Projektteam: Univ. Prof. Dr. Michael Mitterauer - Projektleiter (Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien), Univ. Prof. Dr. Rudolf Richter - Projektleiter (Institut für Soziologie, Universität Wien), Mag. Dr. Gabriele Rasuly-Palczek (Institut für Völkerkunde, Universität Wien), Dr. Paloma Fernández de la Hoz (Katholische Sozialakademie Österreich, Institut für Demographie), Mag. Johannes Pflegerl (Österreichisches Institut für Familienforschung), Mag. Maria Anna Six-Hohenbalken (Institut für Völkerkunde, Universität Wien)

Methodik:

- qualitative Interviews mit 30 ExpertInnen, darunter SozialarbeiterInnen bei Jugendämtern und Betreuungseinrichtungen für Zuwandererfamilien, LehrerInnen, FamilienberaterInnen und FamilienpsychotherapeutInnen
- qualitative Interviews mit 18 Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei
- Aufarbeitung der Ergebnisse der Experten- und Familiengespräche in 3 praxisnahen Broschüren
- Durchführung von Workshops für die befragten sowie für interessierte ExpertInnen am Ende des Forschungsprozesses. Hier soll es zu einem Austausch zwischen ExpertInnen und WissenschaftlerInnen über die erzielten Ergebnisse kommen.

Projektdauer: 1. September 1997 bis 31. August 1998

Publikationen: geplant im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF - Abschlußbericht im Rahmen der Schriftenreihe



⊕ **Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Wien**

Zusätzlich zu dem vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Fremdenfeindlichkeit – Erforschung, Erklärung und Gegenstrategien“ in Auftrag gegebenen Projekt „Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Österreich“ (siehe oben) wurde bei der Magistratsabteilung 18 der Stadt Wien ein Ansuchen um Förderung des Projektes „Migrantenfamilien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei in Wien“ gestellt. Das Projekt, das dieselbe Zielsetzung verfolgt richtet sich an SozialarbeiterInnen des Amtes für Jugend und Familie sowie an MitarbeiterInnen diverser Gesundheits- und Betreuungseinrichtungen der Stadt Wien, die in ihrer konkreten Arbeit mit Zuwandererfamilien in Kontakt kommen. In diesem Projekt werden nicht nur ein praxisrelevanter Bericht erarbeitet, sondern auch zwei Workshops veranstaltet, in denen MitarbeiterInnen der Gemeinde Wien ein Impuls für ihre Weiterbildung geliefert wird.

Struktur und Organisation

Auftraggeber: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Fremdenfeindlichkeit“

Projektteam: Univ. Prof. Dr. Michael Mitterauer - Projektleiter (Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien), Univ. Prof. Dr. Rudolf Richter - Projektleiter (Institut für Soziologie, Universität Wien), Dr. Paloma Fernández de la Hoz (Katholische Sozialakademie Österreich, Institut für Demographie), Mag. Johannes Pflegerl (Österreichisches Institut für Familienforschung)

Projektdauer: 1998

Publikation: geplant im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF für 1999



Öffentlichkeitsarbeit

Das Österreichische Institut für Familienforschung sieht im Dialog mit der Praxis eine der großen Herausforderungen an die eigene wissenschaftliche Tätigkeit. Daher ist dialogorientierte Kommunikation – vor allem mit Praktikern, Politikern und Journalisten – der zweite Schwerpunkt des Institutes.

In der öffentlichen Diskussion und auch in den Medien wird oft aus der eigenen Erfahrung auf die Situation der Familie im Allgemeinen geschlossen. Auf dieser emotionalen Ebene können aber Diskussionen und Lösungsansätze kaum gelingen: Deklariertes Ziel der Öffentlichkeitsarbeit des Institutes ist, die – vor allem politischen – Diskussionen über das Thema „Familie“ zu entideologisieren und zu versachlichen. Dies bedeutet, daß sich das ÖIF um eine differenzierte und möglichst wenig verzerrende Darstellung der Forschungsergebnisse bemüht.

Familienforschung soll eine Chance haben mit jenen Menschen ins Gespräch zu kommen, die die Rahmenbedingungen für Familien schaffen. So erhalten einerseits Praktiker, wie z.B. Familienberater, Therapeuten, Familienrichter, durch die Informationsarbeit des ÖIF die Möglichkeit über den Themenbereich Familie am Laufenden zu bleiben. Andererseits erfährt der Anspruch des ÖIF anwendungsorientiert zu sein gerade auch in der Kommunikation mit Politikern aller Ebenen und aller „Couleurs“ seine Nagelprobe. So wird Öffentlichkeitsarbeit auch als ein Instrument der Politikberatung verstanden. Beim Start des Institutes konnten mit Werner Wanschura und Ines Deuretzbacher zwei Journalisten verpflichtet werden, die als freie Mitarbeiter den Bereich Öffentlichkeitsarbeit übernahmen. Die Vielfältigkeit und Komplexität der Themen und der Arbeitsumfang führten dazu, diese Funktion auszubauen. Seit November 1996 leitet Irene Kernthaler die Öffentlichkeitsarbeit des ÖIF als fest angestellte PR-Beraterin.

Schriftenreihe

Die Schriftenreihe ist das Herzstück der wissenschaftlichen Publikationen des ÖIF. In erster Linie werden Arbeitsergebnisse des Institutes ver-

öffentlicht werden. Aber auch die Mitglieder des Institutes und andere wissenschaftliche Kapazitäten können dieses Publikationsorgan für ihre eigenen Veröffentlichungen anfragen. In den ersten 5 Jahren sind erschienen:

Bisher sind erschienen:

- Günter Denk, Helmuth Schattovits, Teilzeitbetreuung von Kindern in Österreich, Schriftenreihe Nr. 1, Wien 1995
- Johannes Pflegerl, Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern, Schriftenreihe Nr. 2, Wien 1996
- Max Haller, Kinder und getrennte Eltern, Schriftenreihe Nr. 3, Wien 1996
- Christoph Badelt et al., Beziehungen zwischen Generationen, Schriftenreihe Nr. 4, Wien 1997
- Wolfgang Lutz (editor), FAMSIM-Austria, Schriftenreihe Nr. 5, Wien 1997
- Christoph Badelt (editor), Zur Lage der Familien in Österreich, Schriftenreihe Nr. 6, Wien 1997

Materialiensammlung

Diese Publikationsform ist die geeignete Plattform für die Dokumentation wissenschaftlicher Veranstaltungen (Tagungen, Kongresse, Vorträge) und deskriptiver Aufarbeitung von Daten. So erscheinen die Tabellenbände des FFS 96 alle in der Materialiensammlung.

In den ersten 5 Jahren sind erschienen:

- Christoph Badelt, Helmuth Schattovits, Familienforschung, 5. Interdisziplinäres Symposium, Strobl am Wolfgangsee 1994, Heft 1, Wien 1996
- Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer, Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Familien und Fertilitätssurvey (FFS) 1996, Wien 1997
 - Österreich (gesamtes Bundesgebiet), Frauen und Männer, Heft 2
 - Teilergebnisse des Bundeslandes Wien, Frauen und Männer, Heft 2A
 - Teilergebnisse der Bundesländer Salzburg und Oberösterreich, Frauen und Männer, Heft 2B
 - Teilergebnisse der Bundesländer Tirol und Vorarlberg, Frauen und Männer, Heft 2C
 - Teilergebnisse der Bundesländer Burgenland und Niederösterreich, Frauen und Männer, Heft 2D

- Teilergebnisse der Bundesländer Kärnten und Steiermark, Frauen und Männer, Heft 2E
- Martina Beham, Günther Denk, Wolfgang Lutz, Vera Nowak, Johannes Pfelegerl, Statistik aus Kinderperspektive, Heft 3, Wien 1997
- Laszlo A. Vaskovics, Helmuth A. Schattovits, Lebens- u. Familienformen – Tatsachen und Normen, 2. Europ. Fachkongreß Familienforschung 1997, Heft 4, Wien 1998
- Reiner Buchegger, Helmuth Schattovits, Familienforschung, 6. Interdisziplinäres Symposium, Strobl am Wolfgangsee, Heft 5, 1996, Wien 1998
- Martina Beham, Daniela Huter, Vera Nowak, Was machen Kinder, Frauen und Männer, Mütter und Väter mit ihrer Zeit, Heft 6, Wien 1998

Working Papers

Artikel und Vorträge zu aktuellen Themen liegen kopiert und geheftet auf. Im Rahmen eines Working paper sind bisher erschienen:

- Herbert Janig, Liselotte Wilk, Martina Beham, „Puberty - A Challenge for Parents and Adolescent“, Nr. 1/97 - in englischer Sprache
- G.Doblhammer, W. Lutz, A. Prskawetz, „Covariates of First Marriage Dissolution derived from the Austrian FFS“, Nr. 2/97 - in englischer Sprache
- Mag. Ulrike Zartler, „Pubertät und Ihre Bedeutung für Eltern und Kinder – ein Literaturüberblick“, Nr. 3/97
- Mag. Martina Beham, „Förderliche und hemmende Faktoren zur Bewältigung der Entwicklungsaufgaben in Familien mit Pubertierenden“, Nr. 4/97
- Mag. Martina Beham, „Eltermbildung – Hilfe zur Selbsthilfe: Ergebnisse einer Pilotstudie“, Nr. 5/97
- Vera Nowak, Christiane Pfeiffer, „Erwerbseinstieg von Frauen nach Geburt des jüngsten Kindes“, Nr. 6/98
- Veronika Gössweiner, Vera Nowak, „Scheidungsfolgen – die langfristigen Auswirkungen von erlebter Scheidung auf die Lebensführung unter besonderer Berücksichtigung der ersten Lebensgemeinschaft“, Nr. 7/98
- Wolfgang Lutz, Vera Nowak, Stefan Ohmacht, Martin Oppitz, Christiane Pfeiffer, Helmuth Schattovits, Martin Schneider, Wilfried Schönbeck, Wolfgang Schulz „Rohbericht – Band 1 Ergebnisbericht zum Projekt“, „Entwicklung von Modellen eines Kinderbetreuungsschecks und Analyse der Auswirkungen“ (Machbarkeitsstudie Kinderbetreuungsscheck), Nr. 8/98
- Vera Nowak, Rudolf Schipfer, „Familien in Zahlen“, Daten und Graphiken zur Familie in Österreich auf einen Blick, Nr. 9/98

Informationsdienst „beziehungsweise“
Der wissenschaftliche Diskurs lebt von einer sehr genau definierten Sprache, die aber nur Fachleuten

zugänglich ist. Um eine allgemeine Verständlichkeit zu erreichen bedarf es oft eines regelrechten „Übersetzungsprozesses“. Der vierzehntägig erscheinende Informationsdienst „beziehungsweise“ leistet seit Beginn des Institutes diese Funktion der Verständigung zwischen Wissenschaft und Lebensalltag.

Der Informationsdienst bietet neue und aktuelle Nachrichten aus dem weiten Feld der Familienforschung. Kurze und anschauliche Zusammenfassungen von soziologischen, pädagogischen, psychologischen, demographischen und historischen Forschungsergebnisse geben eine Unterstützung bei der täglichen Arbeit, in Diskussionsrunden und der kontinuierlichen Weiterbildung sein. Neben österreichischen Projekten wird auch über Forschungsergebnisse aus Europa und Übersee berichtet.

Die Startauflage von 800 Stück konnte innerhalb von 5 Jahren auf 4800 versechsfacht werden. Der Bezug dieses Mediums ist kostenlos, da es vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie und den Familienreferaten der Länder gefördert wird.

Die Ergebnisse einer 1997 durchgeführten Leserbefragung waren sehr positiv: Zwei Drittel der Abonnenten lesen „beziehungsweise“ regelmäßig und mehr als die Hälfte nimmt sich bewußt Zeit zum Lesen. 42% der Leser archivieren den Informationsdienst und 37% geben es vorher noch an Kollegen weiter. Bei den Themen fühlen sich 76% der Leser angesprochen (Schulnote 1,9). 61% finden die Themenauswahl ausgewogen. Nach Lektüre von „beziehungsweise“ haben 69% der Leser eine klare Vorstellung von den Grundaussagen.

Zum Nutzungsverhalten allgemein

- Kernleser: 18% lesen „beziehungsweise“ aus privatem und beruflichem Interesse
- Berufsleser: 60% lesen „beziehungsweise“ aus rein beruflichem Interesse
- „beziehungsweise“ ist eine gern gelesene Arbeitslektüre (18%: Note 1, 25%: Note 2 und 24%: Note 3)
- 78% der Leser wollen Impulse für die eigene Arbeit
- Information über wichtige Forschungsergebnisse zum Thema Familie: für 68% der Leser ist dies sehr wichtig, für 21% wichtig
- Erweiterung des eigenen Wissens über Familie (47% vergaben die Note 1, 33% die Note 2)
- Eröffnung neuer Sichtweisen (54%: vergaben die Note 1, 34% die Note 2)



Dienstleistungen

⊕ Informationsnetzwerk

*Weiterführung des
Implementierungsprojektes*

Familienwissenschaftlich und –politisch bedeutsames Wissen ist über eine Vielzahl von Institutionen verstreut. Auf der Basis der im Projekt „Aufbau eines familienwissenschaftlichen Daten- und Informationsnetzwerkes“ erarbeiteten Grundlagen wird familienwissenschaftlich- und familienpolitisch relevantes Informations- und Datenmaterial am ÖIF gesammelt und dokumentiert. Kernstück ist dabei die Datenbankapplikation FRED („Familienwissenschaftliche relationale Datenbank“), mittels der einerseits die ÖIF-Dokumentation sowie andererseits Informationen über im Familienbereich tätige Organisationen und Personen verwaltet werden.

Das Informationsnetzwerk bietet Unterstützung und Hilfestellung bei

- Referatensuche
- Seminar-, Diplomarbeiten und Dissertationen
- Suche nach Daten, Zahlen und Statistiken
- Literaturrecherchen
- Zusammenstellung von Referats- und Vortragsunterlagen
- Projektarbeiten, Fachbereichsarbeiten u.ä.
- etc.

Wenn Sie familienwissenschaftlichen Trost und Rat suchen – hier finden Sie beides!

Kontaktperson: Mag. Rudolf K. Schipfer
(01/535 14 54-12,
E-Mail: rudolf.schipfer@oif.ac.at)



⊕ Wissensdatenbank

Die Entwicklung einer Wissensdatenbank, in der aktuelle, familienwissenschaftlich relevante Daten verwaltet werden, ist ein Schwerpunkt des ÖIF. Auf diese Daten sollen neben Politikern auch Wissenschaftler, Journalisten und im Bereich Familie tätige Personen und Organisationen wie Familienberater etc. zugreifen können. Um auf dem neuesten statistischen Stand zu sein, werden die Daten in regelmäßigen Abständen überarbeitet.

Die Daten der Wissensdatenbank werden einerseits aus Projekten des ÖIF z.B. „Aufbau eines Dokumentations- und Beobachtungssystems zur sozioökonomischen Situation von Familien in Österreich“ und „Familien- und Fertilitätssurvey ‘Österreich’“ gewonnen, andererseits wird auf auswärtige familienwissenschaftliche Publikationen, z.B. Zahlenmaterial des Österreichischen Statistischen Zentralamtes oder des Institutes für Demographie, zurückgegriffen.



⊕ Adoleszenz – eine Herausforderung für die Elternbildung

Aufgabenstellung

Das ÖIF wurde eingeladen, das Bundesministerium für Jugend und Familie (BMJF) bei der inhaltlichen Vorbereitung der XXV. Europäischen FamilienministerInnenkonferenz im Juni 1997 in Wien in mehrfacher Weise zu unterstützen. Ein Konzept für den internationalen Fragebogen (IFB) wurde in Kooperation mit dem BMJF, Abt. II/1, entwickelt.

Struktur, Organisation und Methodik
Projekt des ÖIF im Auftrag des BMJF

Projektteam: Mag. Martina Beham (Koordination), Dr. Brigitte Cizek, DSP Olaf Kapella, Johannes Pflegerl, Dr. Therese Weber,

Projektdauer: Jänner 1996 bis Juni 1996



⊕ Interdisziplinäres Symposium Familienforschung

Zielsetzung

Das Österreichische Institut für Familienforschung veranstaltete gemeinsam mit der ÖGIF das alle zwei Jahre das Interdisziplinäre Symposium Familienforschung in Strobl am Wolfgangsee. Ziel ist der ungezwungene Gedanken- und Erfahrungsaustausch auf ganzheitlicher, interdisziplinärer Ebene vor allem für Wissenschaftler und „Praktiker“.

Struktur, Organisation und Methodik

Die Planung des Symposiums wird von Interessenten in Selbstorganisation mitgetragen. Durchgeführt werden die Vorbereitungen von ÖGIF und ÖIF.

Projektteam: Eingeladen sind Personen, die sich in Theorie und Praxis auf wissenschaftlicher Grundlage mit Familie befassen.

Publikation: im Rahmen der Materialiensammlung des ÖIF



⊕ 2. Europäischer
Familienkongreß
12. bis 14. Juni 1997 in
Wien, VIC-UNO

Mit dem Titel: „Lebens- und Familienformen -
Tatsachen und Normen". Das vom Staatsinstitut
für Familienforschung in Bamberg, ifb, und dem
ÖIF in Kooperation mit dem NGO-Committee
on the Family veranstaltete Fachkongreß steht.

Der zweite europäische Fachkongreß „Lebens-
und Familienformen. Tatsachen und Normen"
sucht die Auseinandersetzung der Theorie der
Familienwissenschaft mit der Praxis in
Rechtsprechung und Politik. Es werden verfas-
sungsrechtliche, demographische, sozialwissen-
schaftliche und rechtswissenschaftliche Positionen
von Wissenschaftlern aus ganz Europa vorgestellt
und mit Rechtswissenschaftlern und Vertretern
aus der politischen Praxis diskutiert. Im
Mittelpunkt steht dabei die Frage, welche
Familien- und Lebensformen in Europa bereits
existieren und wie Modelle der Zukunft in den
einzelnen Ländern rechtlich (und politisch)
gehandhabt werden können und sollen.

Jutta Limbach, Vorsitzende des
Bundesverfassungsgerichtshofes, eröffnet den
Kongreß mit dem Vortrag „Lebensläufe und
Familiendynamik aus der verfassungsrechtlichen
und verfassungspolitischen Perspektive". Ron
Lesthaeghe aus Brüssel bringt einen Überblick
über Lebens- und Familienformen in Europa.
Lebensverläufe und Familiendynamik referiert
Annemette Sörensen aus sozialwissenschaftlicher
Sicht, sowie aus rechtlicher Sicht Anders Agell.

In Arbeitsgruppen werden nichtkonventionelle
Lebensformen, wie z.B. Ein-Eltern-Familien,
Gleichgeschlechtliche Partnerschaft, Single als
Lebensstil, jeweils aus sozialwissenschaftlicher und
aus rechtswissenschaftlicher Sicht diskutiert. Es
referieren unter anderem Helen Barnes (New
York), Aat Liefbroer (Den Haag), Bea
Verschragen (Wien) und Walter Bien (München).
Eine zweiteilige Postersession ist das Forum zur
Präsentation theoretischer Konzepte, methodi-
scher Ansätze und empirischer Ergebnisse von
aktuellen familienwissenschaftlichen Studien aus

Europa. Ausgewählte Projekte dieser
Posterveranstaltung sollen auch während der
Familienministerkonferenz aufgestellt werden.

„Familienwissenschaft - Rechtswissenschaft -
Politik. Haben wissenschaftliche Erkenntnisse
eine Bedeutung für die Praxis?" lautet das Thema
der abschließenden Podiumsdiskussion an der
Vertreter aus der Familienpolitik, der familien-
rechtlichen Praxis und aus den Justizministerien
der deutschsprachigen Ländern teilnehmen.

Die Publikation fand im Rahmen der
Materialiensammlung des ÖIF statt.



⊕ 7. Interdisziplinäres
Symposium
Familienforschung

In Zusammenarbeit mit der ÖGIF wird vom 10. bis 20. November 2000 das 7. Symposium in Strobl stattfinden.



⊕ ÖGIF-Geschäftsstelle

Das ÖIF übernimmt die Funktion einer Geschäftsstelle für die ÖGIF. Am 27. und 28.11.1997 wurde die wissenschaftlichen Tagung „Migration“ in Graz durchgeführt. Die Referate werden in der Materialiensammlung des ÖIF 1999 publiziert.

Ansprechperson: Dipl.-Sozialpädagoge Olaf Kapella



⊕ Beratung Familieninitiative
Procter & Gamble

Die 1998 auf 3 Jahre ins Leben gerufene Familieninitiative des Konzerns Procter & Gamble wird wissenschaftlich und kommunikationstechnisch von einem Team des ÖIF begleitet und beraten. Im Rahmen des ersten Projektjahres mit dem Schwerpunkt „Elternbildung für Eltern mit pubertierenden Kindern“ entstand unter anderem eine neue Auflage der Elternbriefe für Eltern mit pubertierenden Kindern aus der Serie des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie. Ansprechpartnerin ist auf Seite des ÖIF Mag. Irene Kernthaler.



Organisations- struktur

⊕ Aktuelle Organe (seit 12.12.96)

Kuratorium

- Präsident: Univ.-Prof. Dr. Kurt LOEWIT, Klinik für
medizinische Psychologie und
Psychotherapie, Universität Innsbruck
1. Vizepräsidentin: Ass.-Prof. Univ.-Doz. Mag. Dr.
Sieglinde ROSENBERGER, Institut für
Politikwissenschaften, Universität
Wien
2. Vizepräsident: Heinrich WITOWETZ, Mitglied des
Familienpolitischen Beirates
- Weitere Mitglieder: HR Dkfm. Werner HÖFFINGER,
Koordinator der Familienreferate der
Bundesländer
Univ.-Prof. Dr. Rudolf RICHTER,
Institut für Soziologie, Universität
Wien
Dr. Ingrid Nemetz, BM für Umwelt,
Jugend und Familie
Univ.-Prof. DDr. Paul Michael
ZULEHNER, Institut für
Pastoraltheologie und Kerygmantik,
Universität Wien

Exekutivrat

- Univ.Prof.Dr. Christoph BADEL (Vorsitz)
Univ.Prof. Dr. Urs BAUMANN
Univ.Doz.Dr. Hermann DENZ
Dr. Ewald FILLER
Univ.Prof.Dr. Helmwart HIERDEIS
Ass.Prof.Dr. Hildegard KATSCHNIG
Univ.Prof.Dr. Gerold MIKULA
Univ.Prof.Dr. Michael MITTERAUER
Ass.Prof.Doiz.DDr. Liselotte WILK
Univ.Prof.DDr. Paul Michael ZULEHNER (Stellvertreter)



Geschäftsführung

- Dipl.-Ing. Dr. Helmuth SCHATTOVITS,
Geschäftsführer,
Tel: 535 14 54-18
email: helmuth.schattovits@oif.ac.at
- Univ.-Doz. Mag. Dr. Wolfgang LUTZ,
1996 Forschungskoordination,
Tel: 535 14 54-21
email: wolfgang.lutz@oif.ac.at
Forschungsdirektor von 1997 bis Mai 1999

Rechnungsprüfer

- Robert BECHER
KommR Dkfm. Dr. Walter BRANDNER

⊕ **Stand der Mitarbeiter
per 1. Mai 1999**

Europäische Beobachtungsstelle

Mag. Sylvia Trnka
Dolmetscherin
Telefon: 535 14 54 – 26
Generalsekretärin der Beobachtungsstelle

Dr. Helmut Wintersberger
Sozialwissenschaftler
Telefon: 535 14 54 – 27
Koordinator der Beobachtungsstelle

**Abteilung Forschung und
Entwicklung**

Gabriele Buchner,
Soziologin
Telefon: 535 14 54 – 25
Altersforschung

Mag. Dr. Brigitte Cizek
Klinische- und Gesundheitspsychologin, Sexualpädagogin
Telefon: 535 14 54 - 10
Leitung der Abteilung Forschung & Entwicklung,
Prävention & LoveTalks

Mag. Veronika Gössweiner
Klinische- und Gesundheitspsychologin
Telefon: 535 14 54 – 15
Psychologie

Dipl. SozPäd. Olaf Kapella
Sozialpädagoge
Telefon: 535 14 54 - 10
Prävention & LoveTalks

Mag. Dr. Martin Oppitz
Ökonom & technische Physik
Telefon: 535 14 54 – 24
Ökonomie

Mag. Christiane Pfeiffer
Soziologin
Telefon: 535 14 54 – 14
FFS `96

Mag. Johannes Pfliegerl
Soziologe
Telefon: 535 14 54 - 13
Migration

Mag. Martin Spielauer
Wirtschaftsinformatik
Telefon: 535 14 54 – 22
Simulationsmodelle

**Abteilung Infrastruktur und
Kommunikation**

Ilse Baro Beck
Telefon: 535 14 54 – 17
Sekretariat

Mag. Irene Kernthaler
Germanistin, akademisch geprüfte PR-Beraterin
Telefon: 535 14 54 – 11
Leitung der Abteilung Infrastruktur & Kommunikation,
Öffentlichkeitsarbeit für das ÖIF und die Europäische
Beobachtungsstelle, Redaktion des Informationsdienstes
„beziehungsweise“

Mag. Michael Kinn
Psychologe
Telefon: 535 14 54 - 16
Netzwerkadministrator

Edeltraud Pürk
Telefon: 535 14 54 – 19
Sekretariat

Mag. Rudolf K. Schipfer
Ethnologe
Telefon: 535 14 54 - 12
Dokumentar, Bibliothekar, Informationsvermittlung,
Organisation und Durchführung wissenschaftlicher
Symposien

Inzwischen ausgeschiedene MitarbeiterInnen und freie
MitarbeiterInnen:

Mag. Sabine Baumgartner, Mag. Dr. Martina Beham,
Mag. Monika Citkovits, Frederike Haider, Ines
Deuretzbacher, Mag. Dr. Gabriele Doblhammer, Ivka Mrvik,
Mag. Vera Nowak, Werner Wanschura, Dr. Therese Weber



⊕ **Länderexperten der
Europäischen
Beobachtungsstelle für
Familienangelegenheiten**

WALTER BIEN

Deutsches Jugendinstitut e.V.
Sozialberichterstattung
Nockherstrasse 2
D-81541 München, Germany
Phone: +49-89-623 06 234
Fax: +49-89-623 06 162
E-mail: bien@dji.de

ULLA BJÖRNBERG

Department of Sociology
Göteborgs Universitet
Box 720
S-405 30 Göteborg, Sweden
Phone: +46-31-773 47 89
Fax: +46-31-773 47 64
E-Mail: Ulla.Bjornberg@sociology.gu.se

JENS BONKE

Social Forsknings Institutet
Herluf Trolles Gade 11
DK-1052 Kobenhavn K, Denmark
Phone: +45-33-48 08 86
Fax: +45-33-48 08 33
E-Mail: jeb@sfi.dk

WILFRIED DUMON

Faculteit Sociale Wetenschappen
Departement Sociologie
Katholieke Universiteit Leuven
E. van Evenstraat 2B
B-3000 Leuven, Belgium
Phone: +32-16-32 31 88 or 32 31 85
Fax: +32-16-32 33 65
E-Mail: wilfried.dumon@soc.kuleuven.ac.be

JUAN ANTONIO FERNÁNDEZ CORDÓN

Instituto de Economía y Geografía (CSIC)
Calle Pinar, 25
E-28006 Madrid, Spain
Phone: +34-91-411 23 57
Fax: +34-91-562 55 67
E-Mail: jafc@ieg.csic.es

PIERRE HAUSMAN

CEPS - INSTEAD
BP 48
Bâtiment Administratif ARBED
1, rue Emile Mark
L-4501 Differdange, Luxembourg
Phone: +352-585-855 528
Fax: +352-585-588
E-Mail: Pierre@post.ceps.lu,
EPMENPi@LUXCEP11.BITNET

GABRIEL KIELY

Family Studies Centre
Department of Social Sciences
University College Dublin
Belfield Campus
IRL-Dublin 4, Ireland
Phone: +353-1-706 85 10 or 706 84 19
Fax: +353-1-706 1197

Claude MARTIN

Centre de recherches administratives et politiques
CNRS
Institut d'études politiques de Rennes
104 Bd. de la Duchesse Anne
F-35700 Rennes, France
Phone: +33-2-99 02 28 38
Fax: +33-2-99 02 28 66
E-Mail: cmartin@ensp.fr

LOUKIA M. MOUSSOUROU

Department of Social Policy
and Social Anthropology
Panteion University
Leof. Syngrou 136
GR-176 71 Athens, Greece
Phone: +30-1-920 10 36 or 920 17 31
Fax: +30-1-923 82 90 or 920 17 31
E-mail: Imous@panteion.gr

CERIDWEN ROBERTS

Family Policy Studies Centre
9 Tavistock Place
London WC1H 9SN, UK
Phone: +44-171-388 59 00
Fax: +44-171-388 56 00
E-mail: fpssc@mailbox.ulcc.ac.uk
Website: <http://www.vois.org.uk/fpsc>

Helmuth SCHATTOVITS
Austrian Institute for Family Studies
Gonzagagasse 19/8
A-1010 Vienna, Austria
Phone: +43-1-535 14 54 18
Fax: +43-1-535 14 55
E-mail: helmuth.schattovits@oif.ac.at

HANS-JOACHIM SCHULZE
Faculteit der Psychologie en Pedagogiek
Van der Boechorst Straat 1
NL-1081 BT Amsterdam, Netherlands
Phone: +31-20-444 88 84 or 444 89 00
Fax: +31-20-444 87 45
E-Mail: HJ.Schulze@psy.vu.nl

GIOVANNI B. SGRITTA
Dipartimento di Scienze Demografiche
Università degli Studi di Roma 'La Sapienza'
Via Nomentana 41
I-00161 Roma, Italy
Phone: +39-6-499 195 20
Fax: +39-6-853 033 74
E-Mail: sgritta@dsd.sta.uniroma1.it

SIRPA TASKINEN
National Research and Development
Centre for Welfare and Health (STAKES)
Siltasaarenkatu 18
PO Box 220
FIN-00531 Helsinki, Finland
Phone: +358-9-39 67 2148
Fax: +358-9-39 67 2201
E-Mail: Sirpa.Taskinen@STAKES.fi

Karin Elisabeth WALL
Instituto de Ciências Sociais
Universidade de Lisboa
Av. das Forças Armadas
P-1600 Lisboa, Portugal
Phone: 351-1-79 95 048 or 79 95 000
Fax: +351 1 796 49 53
E-Mail: karin.wall@ics.ul.pt



⊕ Mitglieder des Österreichischen Institutes für Familienforschung

Gründungsmitglieder sind mit einem Sternchen gekennzeichnet

Univ.Prof. Dr. Christoph Badelt*
Wirtschaftsuniversität Wien - Institut für Volkswirtschaftstheorie und -politik

Univ.Prof. Dr. Urs Baumann*
Universität Salzburg - Institut für Psychologie

Robert Becher*
Obmann des Freiheitlichen Familienverbandes

Mag. Martina Beham*
Universität Linz - Institut für Soziologie

Vertreterin der Österreichische Kinderfreunde - Bundesorganisation
Gabriele Binder*
Abgeordnete zum Nationalrat

Mag. Sonja Brauner
Österreichische Kinderfreunde - Bundesorganisation

Ass.Prof. Univ. Doz. Dr. Reiner Buchegger*
Verwaltungsakademie des Bundes

Univ.Prof. Dr. Max Haller*
Universität Graz - Institut für Soziologie

Univ.Prof. Dr. Helmwart Hierdeis*
Universität Innsbruck - Institut für Erziehungswissenschaft

Hofrat Dkfm. Werner Höfinger*
Familienreferat Oberösterreich

Ass.Prof. Dr. Hildegard Katschnig*
Universität Wien - Institut für Tiefenpsychologie

Vertreterin des Katholischen Familienverbandes Österreich
Mag. Cecilia Lipp

Univ.Prof. Dr. Kurt Loewit*
Universität Innsbruck - Klinik für medizinische Psychologie und Psychotherapie

Univ.Doz. Dr. Wolfgang Lutz
IIASA, Laxenburg, Universität Wien

Dr. Edith Marktl*
Elternverein des Bundesministeriums für Unterricht und
kulturelle Angelegenheiten

Univ.Prof. Dr. Gerold Mikula*
Universität Graz - Insitut für Psychologie

Univ.Prof. Dr. Michael Mitterauer*
Universität Wien - Insitut für Wirtschafts- und
Sozialgeschichte

Mag. Eva Petrik*
Erwachsenenbildung

Dr. Helmuth Schattovits*
Geschäftsführer des Osterreichischen Institutes für
Familienforschung

DDr. Romana Widhalm* †
Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie

Univ.Doz. DDr. Liselotte Wilk*
Universität Linz - Institut für Soziologie

Heinrich Witowetz*
Familienpolitischer Beirat beim Bundesministerium für
Umwelt, Jugend und Familie

Univ.Prof. DDr. Paul Michael Zulehner*
Universität Wien - Institut für Pastoraltheologie und
Kerygmantik

Vertreter des Familienbundes

Vertreter des Freiheitlichen Familienverbandes

⊕ Gründungsorgane (17.5.94 – 12.12.96)

Bei der Generalversammlung am 17.5.1994 gewählte
Organe, Präsidium und Exekutivrat, die am 12.12.96 durch
das neue Kuratorium abgelöst wurden.

Gründungspräsidium

Präsidentin: Univ.Doz.DDr. Liselotte WILK

1. Vizepräsident: Univ.Prof.Dr. Michael MITTERAUER

2. Vizepräsident: Univ.Doz.Dr. Reiner BUCHEGGER

Weitere Mitglieder: Dkfm. Werner HÖFFINGER,
Univ.Prof.Dr. Kurt LOEWIT,
DDr. Romana WIDHALM,
Heinrich WITOWETZ



⊕ Die Organe des ÖIF und deren Kompetenzen
gemäß den Statuten, beschlossen
am 12. Dezember 1996



Daten und Grafiken zur Entwicklung der Familien in Österreich

Data and Graphs on Family Trends in Austria

1 Bevölkerung / Population

Tabelle 1:
Wohnbevölkerung Österreichs / Resident Population of Austria

Jahr Year	Bevölkerung in 1.000	Jahr Year	Bevölkerung in 1.000	Jahr Year	Bevölkerung in 1.000	Jahr Year	Bevölkerung in 1.000
1950	6935	1965	7271	1980	7549	1995	8047
1951	6935	1966	7322	1981	7569	1996	8059
1952	6928	1967	7377	1982	7576	1997	8072
1953	6932	1968	7415	1983	7567	Vorausschätzung/Projection*	
1954	6940	1969	7441	1984	7571	1998	8078
1955	6947	1970	7467	1985	7578	1999	8082
1956	6952	1971	7500	1986	7588	2000	8084
1957	6966	1972	7544	1987	7598	2005	8073
1958	6987	1973	7586	1988	7615	2010	8048
1959	7014	1974	7599	1989	7659	2015	8052
1960	7047	1975	7579	1990	7729	2020	8076
1961	7086	1976	7566	1991	7813	2025	8088
1962	7130	1977	7568	1992	7914	2030	8067
1963	7176	1978	7562	1993	7991	2040	7900
1964	7224	1979	7549	1994	8030	2050	7605

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1998, S. 10, Tab. 2.01, StatNR 9/98, S. 701

* ÖSTAT-Bevölkerungsvorausschätzung 1998-2050

Tabelle 2:
Bevölkerung Österreichs in 5-Jahres-Altersgruppen /
Population in 5-year age groups

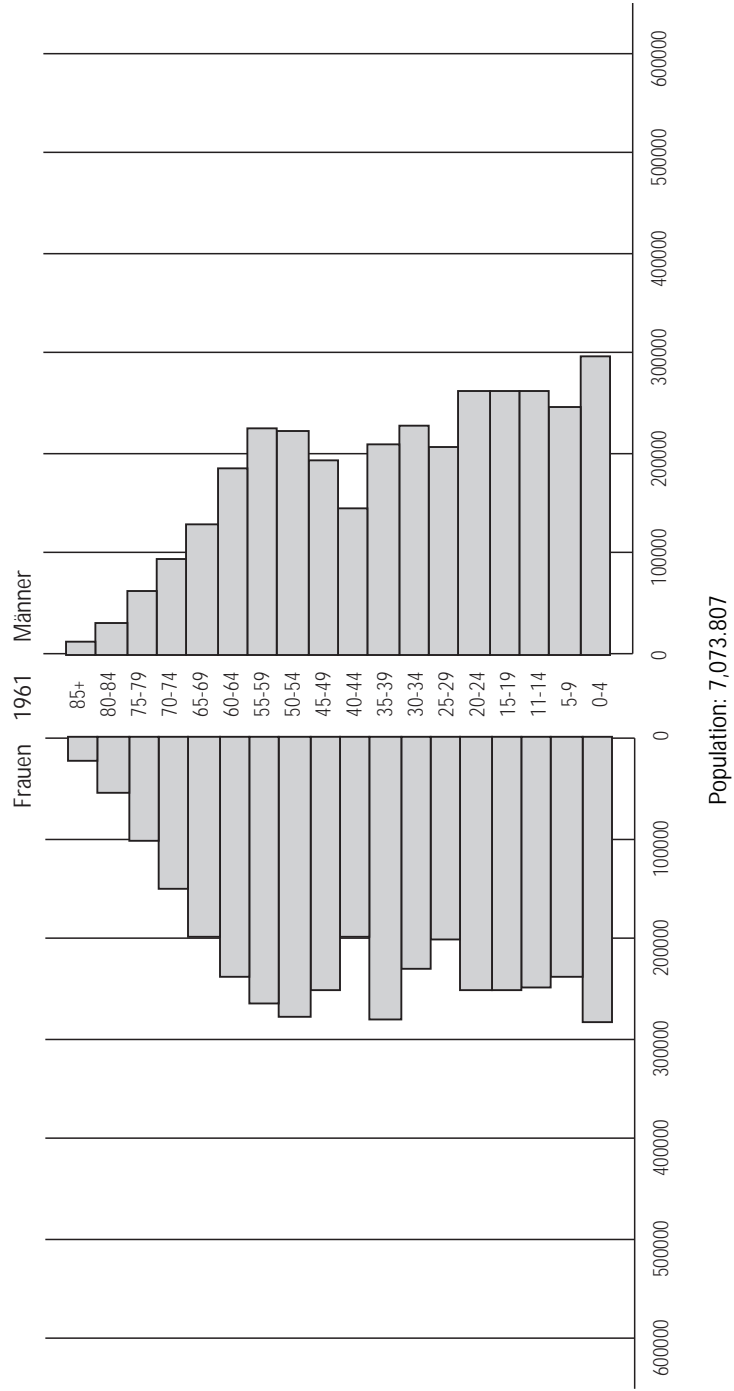
	1961	1971	1981	1991	1996	1997
0-4	583684	593578	431412	453282	463539	455101
5-9	487526	643388	479103	461735	464937	467735
10-14	513382	585366	600049	441789	474950	469785
15-19	517172	512074	658182	502449	462885	471459
20-24	516383	532528	606624	648499	532814	507358
25-29	409446	491918	517656	698779	684745	662301
30-34	460885	510246	529296	624515	722681	722629
35-39	492790	414497	486782	529163	641772	661324
40-44	346762	461108	502481	529412	540601	557568
45-49	448328	483792	400650	478631	525733	525307
50-54	504641	340436	438081	485637	474324	468279
55-59	492814	414000	451364	377167	480432	510076
60-64	426784	446998	307664	397810	360578	353722
65-69	330227	402255	349953	392626	368408	365491
70-74	248844	305470	338936	249523	348271	342869
75-79	167284	195027	249659	242039	210607	239595
80-84	88928	105529	137536	175518	170205	153595
85+	37927	53316	69910	107212	131903	137988
<i>Österreich</i>	<i>7073807</i>	<i>7491526</i>	<i>7555338</i>	<i>7795786</i>	<i>8059385</i>	<i>8072182</i>

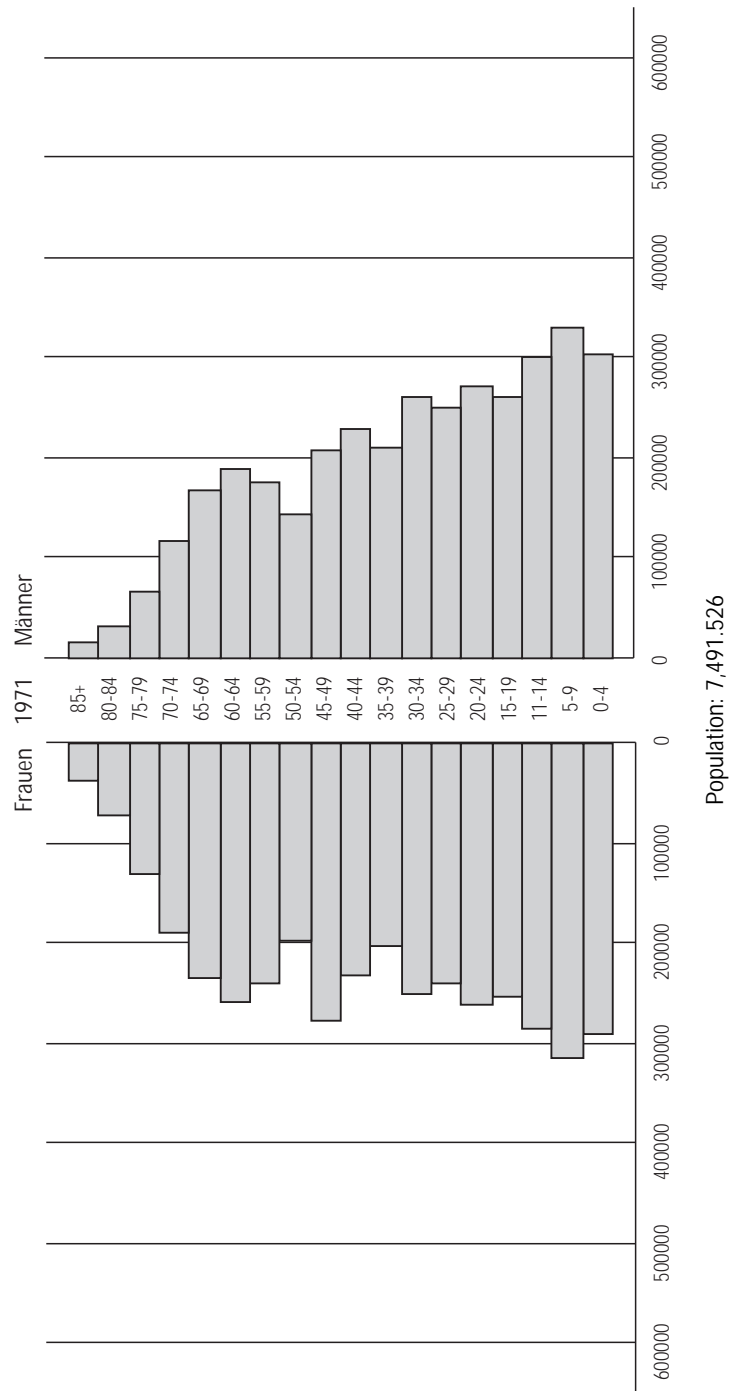
Männer <i>Men</i>	1961	1971	1981	1991	1996	1997
0-4	298183	304121	221151	232856	237556	233049
5-9	248613	329082	244410	236573	238541	239990
10-14	262532	299749	306637	228014	242848	240188
15-19	263241	260117	333760	256875	238101	242089
20-24	264611	271511	304903	331072	268002	255158
25-29	207351	250971	258951	359096	348916	335409
30-34	228662	260846	268060	319574	371918	370841
35-39	210523	211730	245356	267587	329627	339927
40-44	146820	230402	254093	268135	274281	282821
45-49	194489	206943	200536	239608	266296	265858
50-54	224004	142770	213705	241859	236114	233669
55-59	225614	175361	186200	183199	236396	251073
60-64	185784	188809	122980	185096	171026	168196
65-69	131598	168797	137743	151328	165971	166791
70-74	95786	117312	127234	90235	127768	129214
75-79	62933	65796	87903	81927	70949	80657
80-84	32567	33249	41349	53474	51975	46677
85+	13089	16128	17455	27481	33912	35705
<i>Österreich</i>	<i>3296400</i>	<i>3533694</i>	<i>3572426</i>	<i>3753989</i>	<i>3970197</i>	<i>3917312</i>

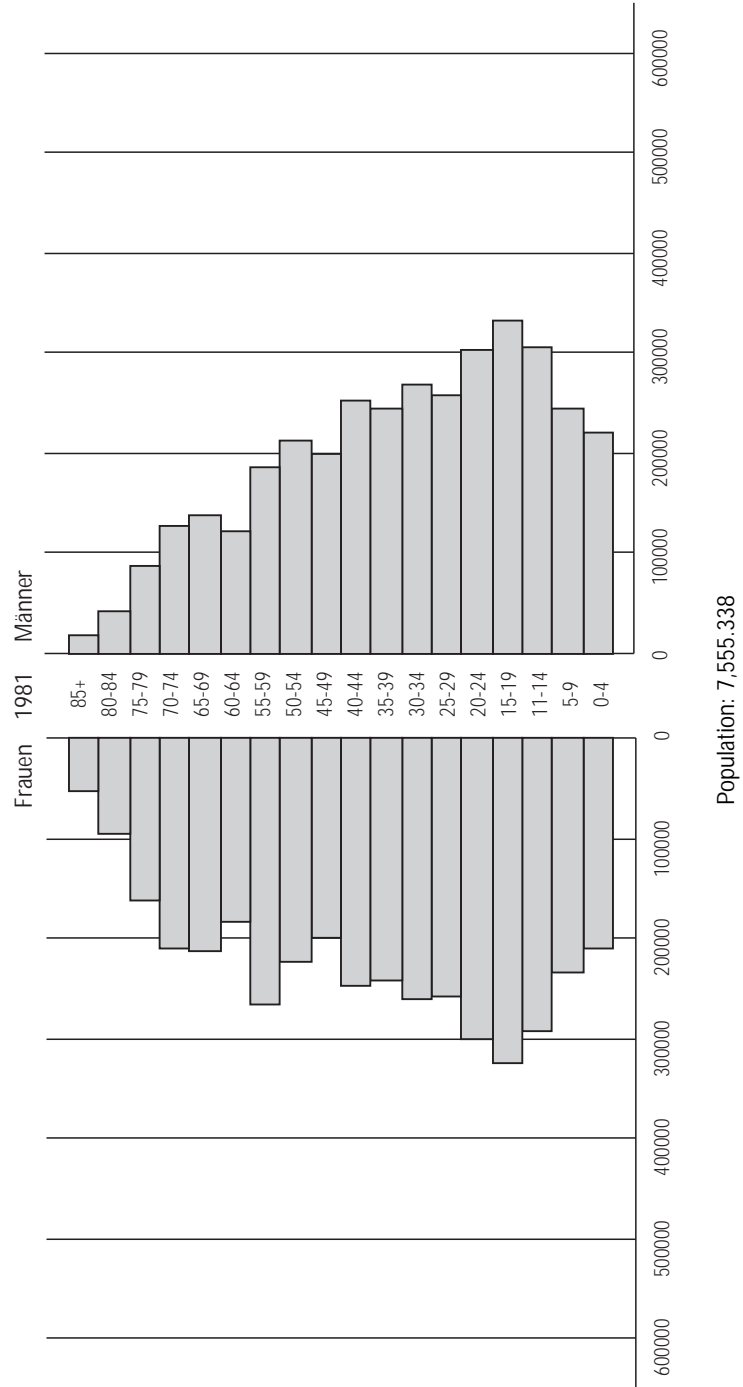
Frauen <i>Women</i>	1961	1971	1981	1991	1996	1997
0-4	285501	289457	210261	220426	225983	222052
5-9	238913	314306	234693	225162	226396	227745
10-14	250850	285617	293412	213775	232102	229597
15-19	253931	251957	324422	245574	224784	229370
20-24	251772	261017	301721	317427	264812	252200
25-29	202095	240947	258705	339683	335829	326892
30-34	232223	249400	261236	304941	350763	351788
35-39	282267	202767	241426	261576	312145	321397
40-44	199942	230706	248388	261277	266320	274747
45-49	253839	276849	200114	239023	259437	259449
50-54	280637	197666	224376	243778	238210	234610
55-59	267200	238639	265164	193968	244036	259003
60-64	241000	258189	184684	212714	189552	185526
65-69	198629	233458	212210	241298	202437	198700
70-74	153058	188158	211702	159288	220503	213655
75-79	104351	129231	161756	160112	139658	158938
80-84	56361	72280	96187	122044	118230	106918
85+	24838	37188	52455	79731	97991	102283
<i>Österreich</i>	<i>3777407</i>	<i>3957832</i>	<i>3982912</i>	<i>4041797</i>	<i>4149188</i>	<i>4154870</i>

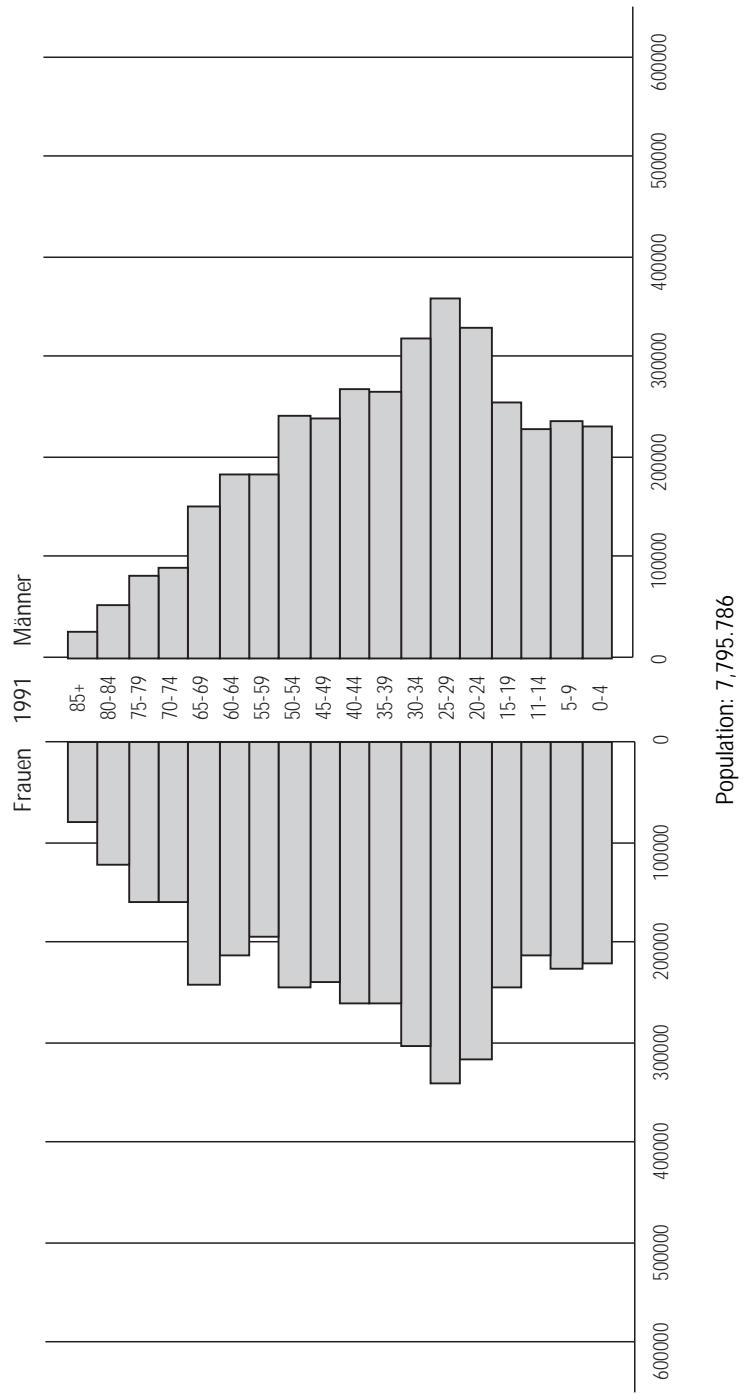
Quelle: Österreich 1945-1995, S. 34, Tab 1.12 / Statistisches Jahrbuch 1997, S. 21, Tab 2.09 // Statistisches Jahrbuch 1998, S. 20, Tab 2.12

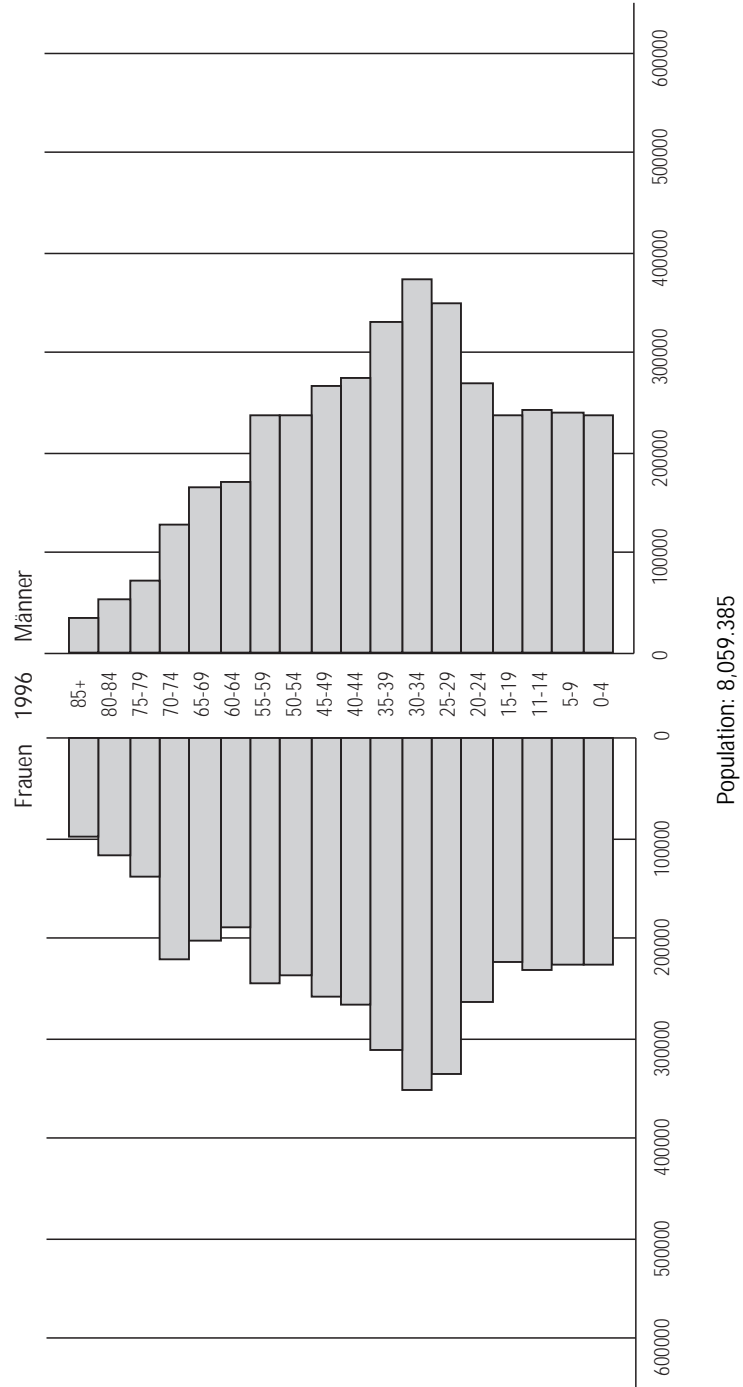
Grafiken zu Tabelle 2: Austrian Population Age Pyramids – 1961-1997

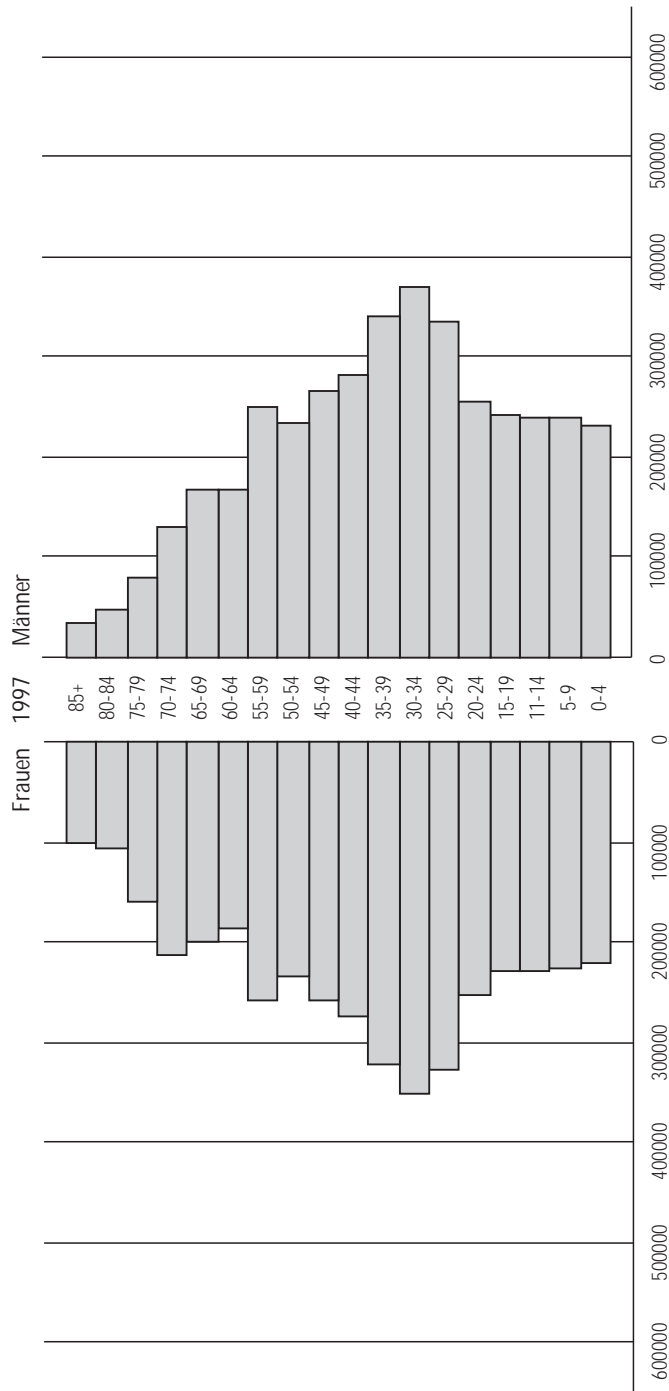










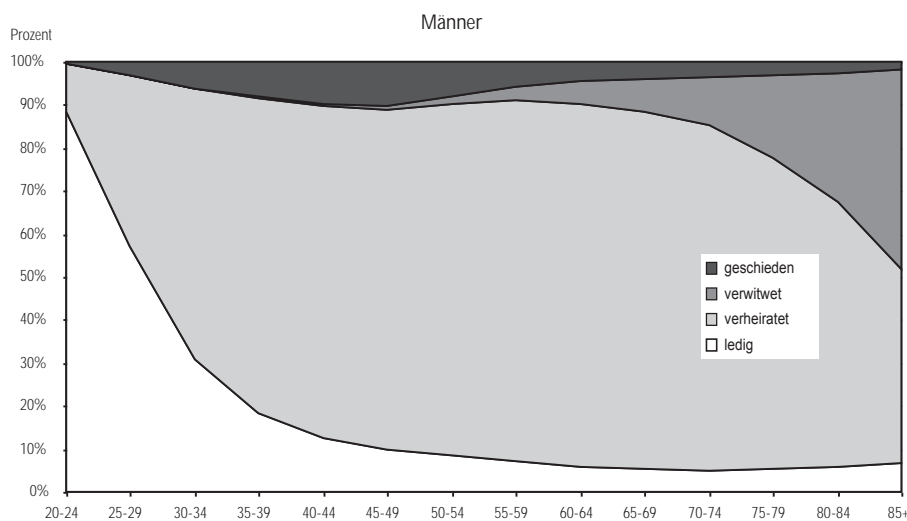


Population: 8,072.182

Tabelle 3: Erwachsene Bevölkerung bei der Volkszählung 1991 nach Geschlecht, Familienstand und Altersgruppen / Adult Population from 1991 census by Age, Sex and marital Status

Männer <i>Men</i>	insgesamt <i>total</i>	ledig <i>unmarried</i>	verheiratet <i>married</i>	verwitwet <i>widowed</i>	geschieden <i>divorced</i>
20-24	331072	88,5%	10,9%	0,0%	0,6%
25-29	359096	57,2%	39,5%	0,1%	3,2%
30-34	319574	30,7%	63,0%	0,1%	6,2%
35-39	267587	18,1%	73,5%	0,3%	8,1%
40-44	268135	12,3%	77,4%	0,6%	9,7%
45-49	239608	9,7%	79,1%	1,0%	10,2%
50-54	241859	8,3%	82,0%	1,7%	8,1%
55-59	183199	7,3%	83,8%	3,0%	6,0%
60-64	185096	5,9%	84,5%	5,0%	4,6%
65-69	151328	5,2%	83,3%	7,6%	3,9%
70-74	90235	4,7%	80,5%	11,4%	3,4%
75-79	81927	5,5%	72,3%	19,1%	3,2%
80-84	53474	5,8%	61,8%	29,9%	2,5%
85+	27481	6,7%	45,2%	46,2%	1,9%
<i>Österreich</i>	<i>2799671</i>	<i>27,4%</i>	<i>63,7%</i>	<i>3,2%</i>	<i>5,6%</i>

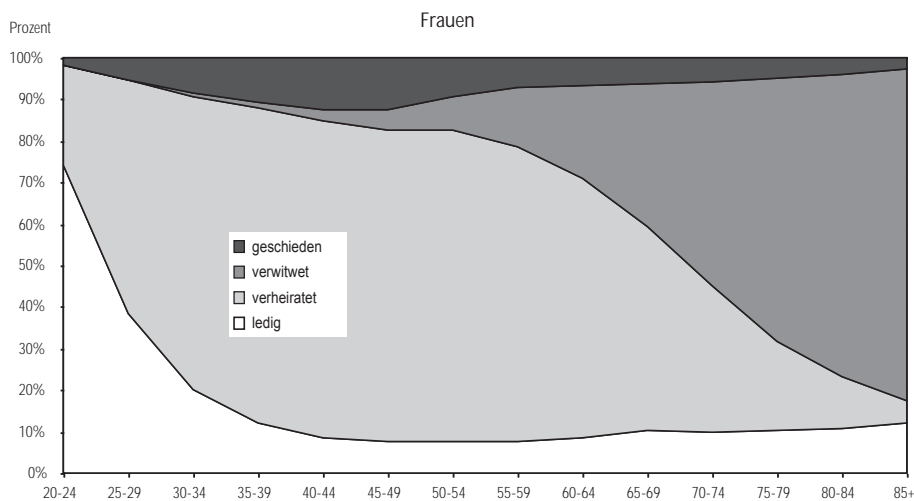
Grafik zu Tabelle 3: Bevölkerung bei der Volkszählung 1991 nach Geschlecht, Familienstand und Alterskohorten



Frau Women	insgesamt total	ledig unmarried	verheiratet married	verwitwet widowed	geschieden divorced
20-24	317427	74,3%	24,0%	0,1%	1,6%
25-29	339683	38,6%	55,9%	0,3%	5,2%
30-34	304941	20,1%	70,8%	0,8%	8,4%
35-39	261576	12,2%	75,8%	1,4%	10,5%
40-44	261277	8,5%	76,3%	2,8%	12,3%
45-49	239023	7,6%	75,1%	4,7%	12,6%
50-54	243778	7,4%	75,0%	8,3%	9,3%
55-59	193968	7,8%	70,5%	14,6%	7,0%
60-64	212714	8,6%	62,3%	22,5%	6,6%
65-69	241298	10,1%	49,4%	34,2%	6,3%
70-74	159288	9,8%	35,4%	49,1%	5,7%
75-79	160112	10,2%	21,5%	63,6%	4,7%
80-84	122044	10,7%	12,7%	72,7%	3,9%
85+	79731	11,9%	5,6%	79,6%	2,9%
Österreich	3136860	20,1%	55,5%	17,1%	7,3%

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997, S. 23, Tab 2.11

Grafik zu Tabelle 3: Bevölkerung bei der Volkszählung 1991 nach Geschlecht, Familienstand und Alterskohorten



2 Daten zur Geburtenentwicklung / Trends in Birthrates

Tabelle 4: Lebendgeborene in Österreich / Live Births in Austria

Jahr Year	Lebendgeborene Live Births	Jahr Year	Lebendgeborene Live Births	Jahr Year	Lebendgeborene Live Births
1950	107854	1967	127404	1984	89234
1951	102764	1968	126115	1985	87440
1952	103012	1969	121377	1986	86964
1953	102867	1970	112301	1987	86503
1954	103985	1971	108510	1988	88052
1955	108575	1972	104033	1989	88759
1956	115827	1973	98041	1990	90454
1957	118712	1974	97430	1991	94629
1958	119755	1975	93757	1992	95302
1959	124377	1976	87446	1993	95227
1960	125945	1977	85595	1994	92415
1961	131563	1978	85402	1995	88669
1962	133253	1979	86388	1996	87923
1963	134809	1980	90782	1997	83297
1964	133841	1981	93942	1998	80321
1965	129924	1982	94840		
1966	128577	1983	90118		

Quelle: Demographisches Jahrbuch 1997, S. 59, Tab. 1.01 /
ÖSTAT Presseinfo 6.789-47/99

Graphik zu Tabelle 4:
Lebendgeborene in Österreich

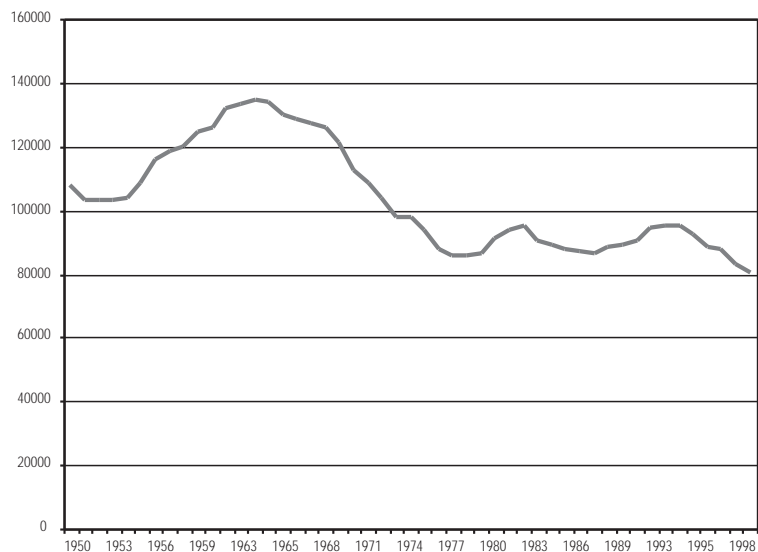
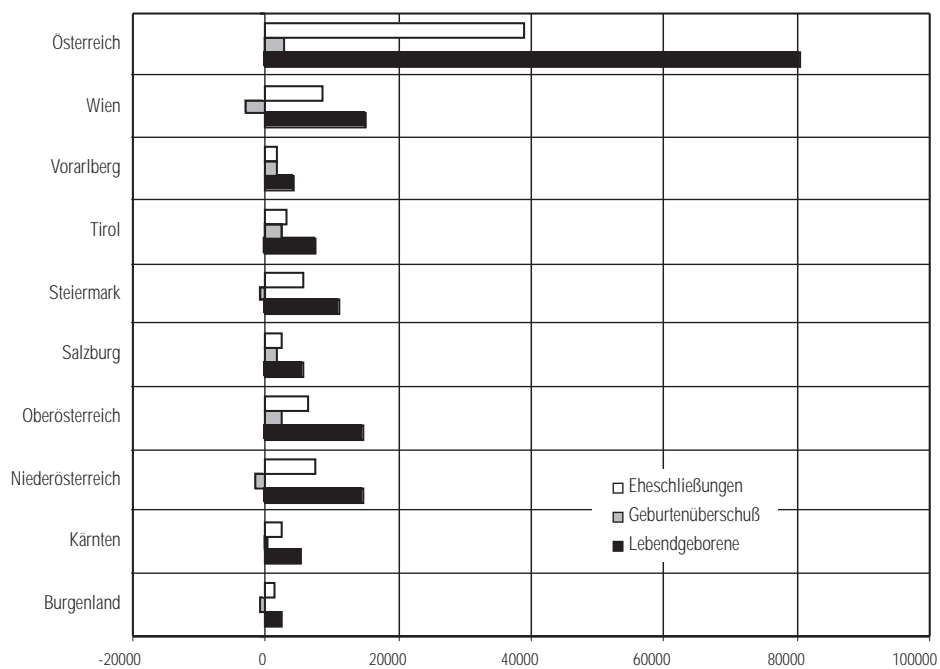


Tabelle 5: Bevölkerungsbewegung / Changes by Province and Month

1997	Lebendgeborene <i>Live Births</i>	Geburtenüberschuß <i>Natural Increase</i>	Eheschließungen <i>Marriages</i>	Ehescheidungen <i>Divorces</i>
Burgenland	2427	-629	1315	451
Kärnten	5637	344	2606	1051
Niederösterreich	15305	-1037	7626	3375
Oberösterreich	15459	3127	6806	2572
Salzburg	5904	1781	2666	977
Steiermark	11721	-390	6083	2484
Tirol	7849	2572	3433	1162
Vorarlberg	4238	1792	1632	826
Wien	15505	-2947	9227	5129
<i>Österreich</i>	<i>84045</i>	<i>4613</i>	<i>41394</i>	<i>18027</i>

Graphik zu Tabelle 5: Natürliche Bevölkerungsbewegungen 1998 nach Bundesländern (absolute Zahlen)



1998	Lebendgeborene <i>Live Births</i>	Geburtenüberschuß <i>Natural Increase</i>	Eheschließungen <i>Marriages</i>
Burgenland	2322	-716	1213
Kärnten	5427	297	2451
Niederösterreich	14603	-1447	7354
Oberösterreich	14525	2349	6462
Salzburg	5598	1589	2415
Steiermark	10987	-693	5500
Tirol	7644	2577	3160
Vorarlberg	4192	1764	1599
Wien	15023	-2889	8667
<i>Österreich</i>	<i>80321</i>	<i>2831</i>	<i>38821</i>

per 1.000 Einw. (1997)	Lebendgeborene <i>Crude Birth Rates</i>	Geburtenüberschuß <i>Natural Increase</i>	Eheschließungen <i>Marriage Rates</i>
Burgenland	8,9	-2,5	4,7
Kärnten	10,8	1,5	4,7
Niederösterreich	10,6	-0,4	5,2
Oberösterreich	11,8	2,7	5
Salzburg	12	4,1	5,7
Steiermark	10,3	0,3	5,1
Tirol	12,6	4,7	5,3
Vorarlberg	13,5	6,4	5,5
Wien	10,2	-1,9	5,7
<i>Österreich</i>	<i>11</i>	<i>1</i>	<i>5,2</i>

absolut (1997) by month	Lebendgeborene <i>Live Births</i>	Geburtenüberschuß <i>Natural Increase</i>	Eheschließungen <i>Marriages</i>
Jänner / January	7318	-518	1328
Februar / February	6704	-630	1723
März / March	7146	121	2002
April / April	7157	663	3072
Mai / May	7183	742	6813
Juni / June	7292	1074	5029
Juli / July	7366	1299	4223
August / August	7111	999	5481
September / September	7116	1246	4637
Oktober / October	6794	-13	3318
November / November	6231	-283	1915
Dezember / December	6627	-87	1853

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997 S. 29 f, Tab 2.18-19 / ÖSTAT Presseinfo 6.618-88/98, 6.613-83/98 / Statistisches Jahrbuch 1998 S. 36f, Tab 2.24 / ÖSTAT Presseinfo 6.789-47/99

absolut (1998, vorläufige Ergebnis / <i>preliminary data</i>) by month	Lebendgeborene <i>Live Births</i>	Eheschließungen <i>Marriages</i>
Jänner / January	5975	1328
Februar / February	6140	1510
März / March	6833	1816
April / April	6643	2658
Mai / May	6888	5686
Juni / June	6714	4750
Juli / July	7105	4518
August / August	6938	5084
September / September	7105	4518
Oktober / October	6746	3555
November / November	6552	1773
Dezember / December	n.a.	n.a.

Quelle: Statistische Übersichten 1. Quartal 1999 / Statistische Nachrichten

Tabelle 6: Geburtenfolge 1985 bis 1997 (Lebendgeborene) / Live Births by Birth Order

	Geburten. insges <i>Total births</i>	Erst- geburten <i>First births</i>	Zweit- geburten <i>Second births</i>	Dritt- geburten <i>Third births</i>	Viert- geburten <i>Fourth births</i>	Fünftgeburten und höhere Geb. <i>Fifth births+</i>
1985	87847	46,8%	33,3%	12,9%	4,4%	2,6%
1986	87349	47,1%	33,4%	12,7%	4,4%	2,3%
1987	86792	47,3%	33,6%	12,5%	4,2%	2,4%
1988	88377	47,6%	33,5%	12,7%	4,0%	2,2%
1989	88759	46,7%	34,3%	13,0%	4,1%	2,0%
1990	90454	46,2%	34,9%	13,1%	3,9%	1,9%
1991	94629	46,5%	34,5%	13,1%	4,1%	1,8%
1992	95302	46,1%	34,8%	13,3%	4,0%	1,8%
1993	95227	45,2%	35,8%	13,2%	3,9%	1,8%
1994	92415	44,5%	36,4%	13,4%	3,9%	1,8%
1995	88669	44,5%	36,4%	13,4%	4,0%	1,7%
1996	87923	44,4%	36,5%	13,4%	4,0%	1,7%
1997	83294	45,1%	35,8%	13,5%	3,9%	1,7%

Quelle: Demographisches Jahrbuch 1997, S. 120, Tab. 3.18

Graphik zu Tabelle 7: Legitimität der Geborenen

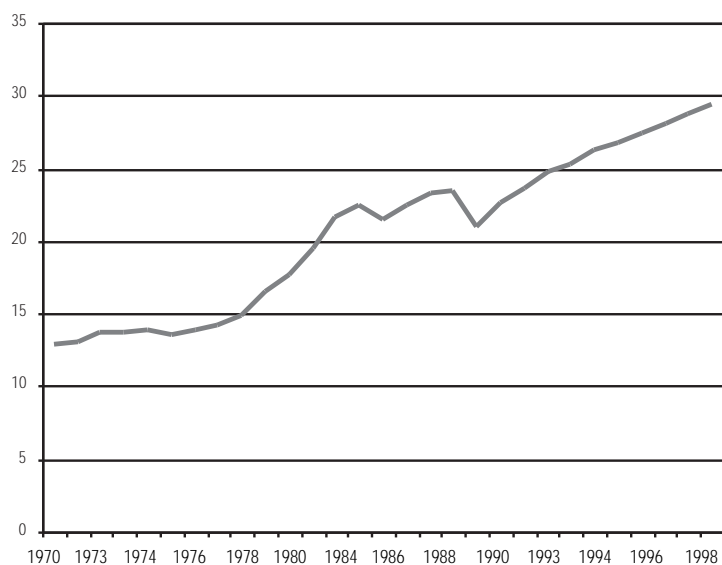


Tabelle 7: Geborene nach Familienstand der Mutter / Births by marital Status of Mother

	ehe- lich <i>marital</i>	nichtehelich <i>nonmarital</i>	Summe <i>total</i>	Unehelichenquote <i>Proportion nonmarital</i>
1970	97958	14343	112301	12,8%
1971	94411	14099	108510	13,0%
1972	89818	14215	104033	13,7%
1973	84636	13405	98041	13,7%
1974	84018	13412	97430	13,8%
1975	81092	12665	93757	13,5%
1976	75391	12055	87446	13,8%
1977	73462	12133	85595	14,2%
1978	72765	12637	85402	14,8%
1979	72099	14289	86388	16,5%
1980	74719	16063	90782	17,7%
1981	75672	18270	93942	19,4%
1982	74364	20476	94840	21,6%
1983	69918	20200	90118	22,4%
1984	70024	19210	89234	21,5%
1985	67881	19559	87440	22,4%
1986	66714	20250	86964	23,3%
1987	66284	20219	86503	23,4%
1988	69549	18503	88052	21,0%
1989	68678	20081	88759	22,6%
1990	69151	21303	90454	23,6%
1991	71166	23463	94629	24,8%
1992	71260	24042	95302	25,2%
1993	70152	25075	95227	26,3%
1994	67640	24775	92415	26,8%
1995	64402	24267	88669	27,4%
1996	63929	24880	88809	28,0%
1997	59837	24208	84045	28,8%
1998	56733	23588	80321	29,4%

Quelle: Demographisches Jahrbuch 1996, S. 102, Tab. 3.03 / ÖSTAT Presseinfo 6.789-47/99

**Tabelle 8: Uneheliche Geburten und Unehelichenquote /
Nonmarital Births by Province**

1997	Absolute Zahl der unehelichen Geburten <i>Number</i>	Unehelichenquote <i>Proportion</i>
Burgenland	437	18,0
Kärnten	2336	41,3
Niederösterreich	3008	19,7
Oberösterreich	4762	30,8
Salzburg	1834	31,1
Steiermark	4532	38,7
Tirol	2459	31,3
Vorarlberg	974	22,3
Wien	3899	25,1
<i>Österreich</i>	<i>24208</i>	<i>28,8</i>

Quelle: ÖSTAT Presseinfo 6.613-83/98

Graphik zu Tabelle 8: Unehelichenquote

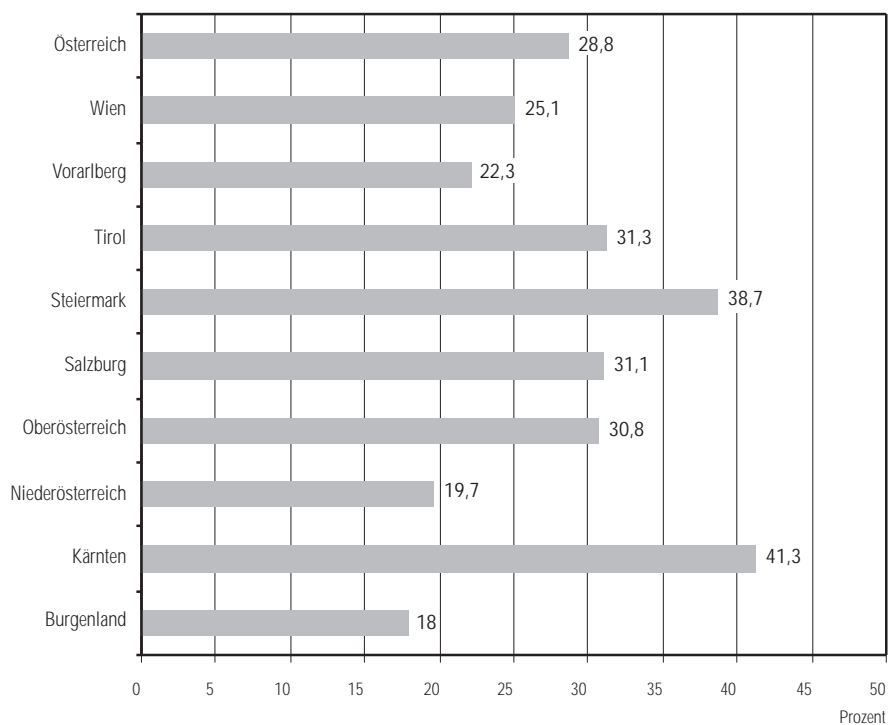


Tabelle 9: Geburtenraten / Fertility Rates

	Gesamtfrucht- barkeitsrate <i>Total Fertility Rate</i>	Nettorepro- duktionsrate <i>Net Reproduction Rate</i>		Gesamtfrucht- barkeitsrate <i>Total Fertility Rate</i>	Nettorepro- duktionsrate <i>Net Reproduction Rate</i>
1970	2,29	1,07	1984	1,52	0,73
1971	2,2	1,03	1985	1,47	0,7
1972	2,08	0,98	1986	1,45	0,69
1973	1,94	0,91	1987	1,43	0,68
1974	1,91	0,9	1988	1,44	0,69
1975	1,83	0,86	1989	1,44	0,69
1976	1,69	0,8	1990	1,45	0,69
1977	1,63	0,77	1991	1,5	0,72
1978	1,6	0,76	1992	1,49	0,71
1979	1,6	0,76	1993	1,48	0,71
1980	1,65	0,78	1994	1,44	0,69
1981	1,67	0,8	1995	1,40	0,67
1982	1,66	0,79	1996	1,42	0,68
1983	1,56	0,74	1997	1,36	0,66

Quelle: Demographisches Jahrbuch 1997, S. 105, Tab. 3.07 / ÖSTAT Presseinfo 6.789-47/99

Lesebeispiel: 1997 lag die Gesamtfruchtbarkeitsrate in Österreich bei 1,36, d.h. daß jede Frau in Österreich im Durchschnitt (bei konstanten Verhältnissen) 1,36 Kinder zur Welt bringt. Die Nettoreproduktionsrate lag 1996 bei 0,68. Dies zeigt, daß eine Frau 0,68 Töchter zur Welt bringen würde, wenn im Laufe ihres Lebens dieselben altersspezifischen Fertilitäts- und Sterblichkeitsverhältnisse herrschen würden wie im Bezugsjahr.

Tabelle 10: durchschnittliches Fertilitätsalter und Alter bei erster Geburt / Mean Ages at Birth

	Fertilitätsalter <i>all births</i>	Alter bei erster Geburt <i>first births</i>		Fertilitätsalter <i>all births</i>	Alter bei erster Geburt <i>first births</i>
1970	26,7	k. A.	1984	26,6	23,8
1971	26,7	k. A.	1985	26,7	24
1972	26,5	k. A.	1986	26,8	24,2
1973	26,3	k. A.	1987	26,9	24,4
1974	26,3	k. A.	1988	27	24,6
1975	26,2	k. A.	1989	27,1	24,8
1976	26,3	k. A.	1990	27,2	25
1977	26,2	k. A.	1991	27,2	25,1
1978	26,3	k. A.	1992	27,3	25,3
1979	26,3	k. A.	1993	27,3	25,5
1980	26,3	k. A.	1994	27,5	25,9
1981	26,3	k. A.	1995	27,7	26,2
1982	26,3	k. A.	1996	27,8	26,5
1983	26,5	k. A.	1997	27,9	26,7

Quelle: Demographisches Jahrbuch 1997, S. 111, Tab. 3.07 u. S. 112 Tab. 3.09

Graphik zu Tabelle 10: durchschnittliches Fertilitätsalter und Alter bei erster Geburt

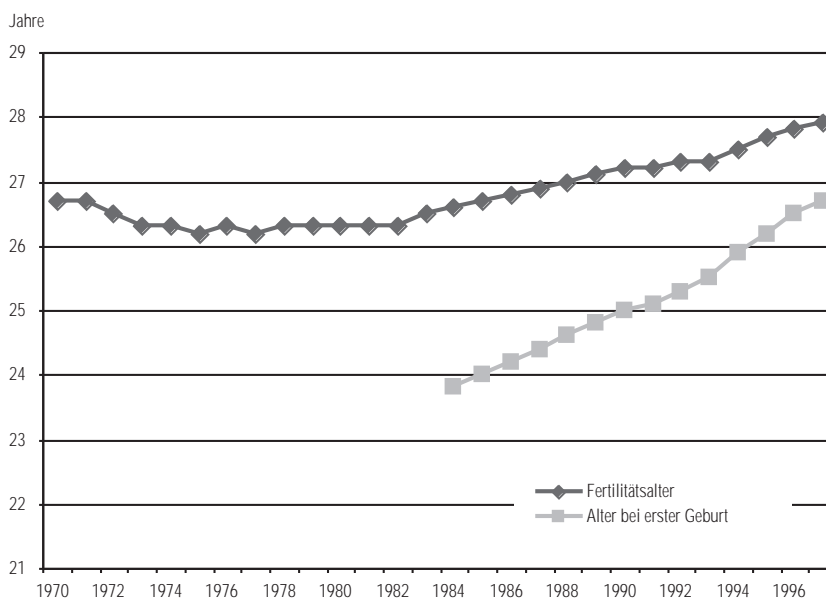


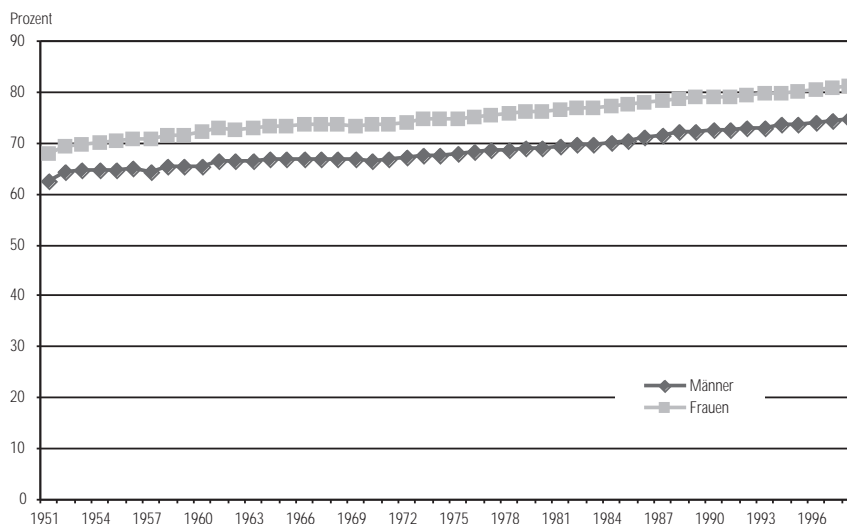
Tabelle 11: Lebenserwartung bei der Geburt / Life Expectancy at Birth

	Männer <i>Men</i>	Frauen <i>Women</i>		Männer <i>Men</i>	Frauen <i>Women</i>		Männer <i>Men</i>	Frauen <i>Women</i>
1951	62,38	67,75	1970	66,45	73,38	1989	71,99	78,73
1952	64,16	69,26	1971	66,64	73,67	1990	72,35	78,93
1953	64,61	69,73	1972	66,93	74,01	1991	72,41	79,05
1954	64,52	69,91	1973	67,51	74,55	1992	72,68	79,22
1955	64,66	70,44	1974	67,47	74,65	1993	72,96	79,43
1956	64,73	70,65	1975	67,66	74,7	1994	73,34	79,73
1957	64,26	70,53	1976	68,18	75,05	1995	73,54	80,05
1958	65,34	71,39	1977	68,52	75,46	1996	73,93	80,19
1959	65,25	71,43	1978	68,47	75,69	1997	74,29	80,64
1960	65,4	71,93	1979	68,81	76	1998	74,6	80,9
1961	66,47	72,84	1980	69,01	76,08			
1962	66,3	72,5	1981	69,28	76,41			
1963	66,4	72,67	1982	69,4	76,62			
1964	66,79	73,22	1983	69,52	76,61			
1965	66,58	72,97	1984	70,05	77,23			
1966	66,85	73,37	1985	70,38	77,34			
1967	66,62	73,38	1986	70,96	77,71			
1968	66,76	73,53	1987	71,47	78,1			
1969	66,53	73,27	1988	71,95	78,58			

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1998, S. 46, Tab 2.34 / ÖSTAT Presseinfo 6.789-47/99

Lesebeispiel: Die 1998 gemessenen Sterberaten bedeuten, daß eine Frau, die 1998 geboren wird im Durchschnitt 80,9 Jahre alt wird, wenn die Sterbewahrscheinlichkeiten über ihr ganzes Leben konstant bleiben. Verbessern sich die Sterbewahrscheinlichkeiten im Lauf der Zeit (was in der Vergangenheit geschah und auch für die Zukunft wahrscheinlich ist) so lebt eine heute geborene Frau im Durchschnitt deutlich länger als 81 Jahre.

Graphik zu Tabelle 11: Lebenserwartung bei der Geburt



3 Familientypen / Types of Family

Tabelle 12: Familien nach Familientypen und Alter der Kinder / Families by Type and Age of Children

1996	Familien insgesamt <i>total</i>	Paare <i>Couples</i>	AlleinerzieherInnen <i>single parents</i>	davon Väter <i>of them fathers</i>	davon Mütter <i>of them mothers</i>
unter 15 Jahre <i>under age 15</i>	868000	737800	130200	11600	118600
unter 19 Jahre <i>under age 19</i>	1031700	875300	156400	16600	139700
alle Altersstufen <i>all ages</i>	1459700	1168700	291000	37200	253800
Anzahl der Kinder <i>Number of Children</i>	in Familien <i>in all families</i>	bei Paaren <i>with couples</i>	bei AlleinerzieherInnen <i>with single parents</i>	davon Väter <i>with father</i>	davon Mütter <i>with mother</i>
unter 15 Jahre <i>under age 15</i>	1393200	1222300	170900	16300	154600
unter 19 Jahre <i>under age 19</i>	1744200	1528500	215700	24300	191300
alle Altersstufen <i>all ages</i>	2498400	2097300	401100	53900	347300

Quelle: Mikrozensus 1996, S. 193, Tab. 106

**Tabelle 13: Familien nach Alter der Kinder und Bundesland /
Familien by Age of Children and Province**

1996	Familien insgesamt <i>All families</i>	Kinder unter 15 Jahren <i>Children under 15</i>	Kinder unter 19 Jahren <i>Children under 19</i>	Kinder aller Altersstufen <i>Children all ages</i>
Burgenland	78600	27600	34300	53200
Kärnten	157000	63600	76000	109100
Niederösterreich	432200	159000	188000	273300
Oberösterreich	381600	157600	186800	258100
Salzburg	139500	58500	68800	97000
Steiermark	344500	127300	154100	225200
Tirol	175900	75400	88600	125300
Vorarlberg	93500	39400	47400	66600
Wien	442900	159600	187800	251800
Österreich	2245700	868000	1031800	1459600

Quelle: Mikrozensus 1996, S. 195, Tab. 107

**Tabelle 14: Familien nach Familientyp und Bundesland / by Family
Type and Province**

1996	Ehepaare und Lebens- gemeinschaften <i>Couples</i> <i>(marital and nonmarital)</i>	Kinder von Ehepaaren <i>Children of</i> <i>married couples</i>	Alleinerzieher <i>Single parents</i>	Kinder von Alleinerziehern <i>Children with</i> <i>single parents</i>
Burgenland	70100	78400	7500	10700
Kärnten	136600	159300	17400	24400
Niederösterreich	383100	408300	41300	57700
Oberösterreich	338700	399200	37000	51700
Salzburg	121300	145000	16800	22700
Steiermark	299400	313300	39200	54100
Tirol	152000	197800	21300	28300
Vorarlberg	81200	105900	10900	15900
Wien	372500	290100	62200	81800
Österreich	1954900	2097300	253600	347300

Quelle: Mikrozensus 1996, S. 195, Tab. 107

Tabelle 15: Frauen in ehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Bundesland / Women in Marital and Nonmarital Unions by Province

1996	eheliche Lebensgemeinschaften <i>marital</i>	nicht eheliche Lebensgemeinschaften <i>nonmarital</i>
Burgenland	66900	3200
Kärnten	122300	14300
Niederösterreich	357100	25900
Oberösterreich	303100	35600
Salzburg	111300	10000
Steiermark	268400	31000
Tirol	138800	13300
Vorarlberg	74900	6300
Wien	324700	47800
<i>Österreich</i>	<i>1767500</i>	<i>187400</i>

Quelle: Mikrozensus 1996, S. 214, Tab. 116

Tabelle 16: Familientypen mit Kindern / Types of Families with Children

	Familien mit Kindern <i>All families with children</i>	Ehepaare <i>Married couples</i>	Lebens- gemeinschaften <i>Nonmarital union</i>	Allein- erzieherInnen <i>Single parents</i>
1971	1312100	81,1%	1,8%	17,1%
1981	1369100	78,8%	2,4%	18,8%
1991	1421000	73,6%	3,6%	22,7%
1992*	1449200	73,4%	3,7%	22,9%
1993*	1469800	73,1%	3,7%	23,2%
1994*	1482000	72,8%	3,8%	23,4%
1995*	1489000	72,5%	3,8%	23,7%
1996*	1495900	72,1%	3,8%	24,1%
1997*	1502400	71,8%	3,8%	24,4%
1998*	1507800	71,4%	3,9%	24,7%
1999*	1510900	71,0%	3,9%	25,1%

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997, S. 24, Tab.2.14

*) Ab dem Jahre 1992 sind die Daten aufgrund der vorhandenen Volkszählungsergebnisse geschätzt (Familienvorausschätzung 1997).

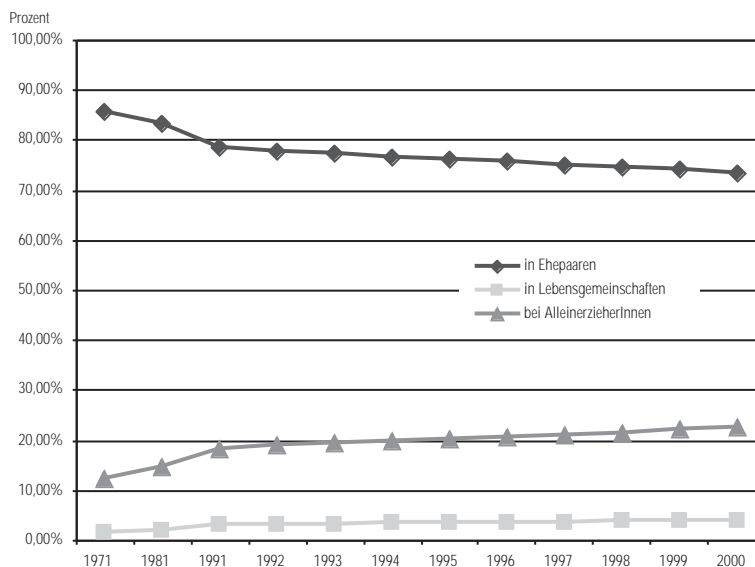
**Tabelle 17: Anteil der Kinder nach der Lebensform der Eltern /
Children by Type of Family**

	Kinder insgesamt <i>Total number of children</i>	in Ehepaare <i>Children with married couples</i>	in Lebens- gemeinschaften <i>Children with nonmarital couples</i>	bei Allein- erzieherInnen <i>Children with single parents</i>
1971	2615600	85,8%	1,7%	12,5%
1981	2590000	83,4%	2,1%	14,6%
1991	2455600	78,5%	3,1%	18,4%
1992*	2474700	77,9%	3,2%	18,9%
1993*	2478300	77,3%	3,3%	19,4%
1994*	2466700	76,7%	3,4%	19,9%
1995*	2447500	76,2%	3,5%	20,3%
1996*	2432100	75,6%	3,6%	20,8%
1997*	2419500	75,1%	3,7%	21,2%
1998*	2408400	74,6%	3,8%	21,6%
1999*	2397800	74,1%	3,8%	22,1%
2000*	2386400	73,6%	3,9%	22,5%

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997, S. 24, Tab. 2.14

*) Ab dem Jahre 1992 sind die Daten aufgrund der vorhandenen
Volkszählungsergebnisse geschätzt worden (Familienvorausschätzung 1997).

**Graphik zu Tabelle 17: Anteil der Kinder nach der Lebensform der
Eltern**



**Tabelle 18: Familien mit Kindern unter 15 Jahren im Jahr 1997 /
Women with Children below Age 15 by Province**

<i>Absolut</i>	Burgen-land	Kärnten	Nieder-österr.	Ober-österr.	Salzburg	Steier-mark	Tirol	Vorarlberg	Wien	Österreich
Familien <i>Families</i>	27300	62400	159000	153000	59400	130300	74600	39200	157400	862700
Kinder <i>Children</i>	43100	98500	261400	254400	93300	200000	124200	67800	238700	1381300
<i>Prozent Proportion of families</i>	Burgen-land	Kärnten	Nieder-österr.	Ober-österr.	Salzburg	Steier-mark	Tirol	Vorarlberg	Wien	Österreich
1-Kind-Fam.	50,73	54,24	50,31	48,95	55,89	55,18	49,20	45,66	57,18	52,43
2-Kind-Fam.	42,34	36,32	38,30	38,37	33,84	37,68	38,47	38,52	34,82	37,29
3+-Kind-Fam.	6,93	9,44	11,38	12,68	10,27	7,14	12,33	15,82	8,01	10,28
	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
<i>Zahl der Kinder in 3+-Kind-Fam. / Number of children in families with more than 3 children</i>										
6200	19200	59600	62100	19700	29900	30100	19600	39200	285600	
<i>Anteil der Kinder in 3+-Kind-Fam. an allenKindern / Proportion of children in 3+- child families</i>										
	14,39	19,49	22,80	24,41	21,11	14,95	24,24	28,91	16,42	20,68

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1998, S. 27, Tab. 2.16

Tabelle 19: Anzahl der Kinder aus Kinder- bzw. Haushaltsperspektive 1991 / Family Sizes from Perspective of Children vs. Household Perspective

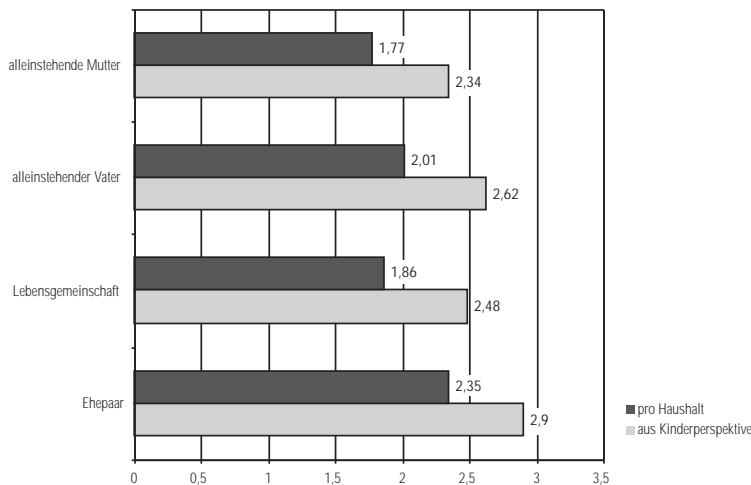
durchschnittliche Kinderzahl aus Kinderperspektive / <i>Mean Family Size from Childrens' Perspectives</i>	2,87
durchschnittliche Kinderzahl pro Haushalt mit Kindern / <i>Mean Family Size per Household with Children</i>	2,28
durchschnittliche Kinderzahl pro Haushalt / <i>Mean Family Size per Household</i>	0,82

Durchschnittliche Zahl der Kinder unter 15 Jahren nach Lebensform der Eltern / <i>Mean Number of Children below Age 15 by Family Type of Parents</i>		
	aus Kinderperspektive / <i>Perspective of Children</i>	pro Haushalt / <i>per Household</i>
Ehepaar / <i>Married Couple</i>	2,9	2,35
Lebensgemeinschaft / <i>Nonmarital Union</i>	2,48	1,86
alleinstehender Vater / <i>Single Father</i>	2,62	2,01
alleinstehende Mutter / <i>Single Mother</i>	2,34	1,77

*Quelle: Beham et al.: Statistik aus Kinderperspektive. Wien 1998
(=Materialiensammlung d. ÖIF, Heft 3)*

Lesebeispiel: 1991 lag die durchschnittliche Kinderzahl bei 1,5 Kindern pro Frau. Betrachtet man die Kinderzahl aus Sicht der Kinder (d. h. wieviele Geschwister im Durchschnitt die Kinder haben, wobei Mehrkindfamilien mehrmals eingehen), so kommt man auf 2,87 Kinder pro Familie. D. h. ein Kind hat statistisch gesehen 1,87 Geschwister. Betrachtet man alle Haushalte mit Kindern aus Erwachsenenperspektive, so ergeben sich 2,28 und bei Betrachtung aller Haushalte (mit und ohne Kinder) 0,82 Kinder pro Haushalt.

Graphik zu Tabelle 19: Anzahl der Kinder aus Kinder- bzw. Haushaltsperspektive

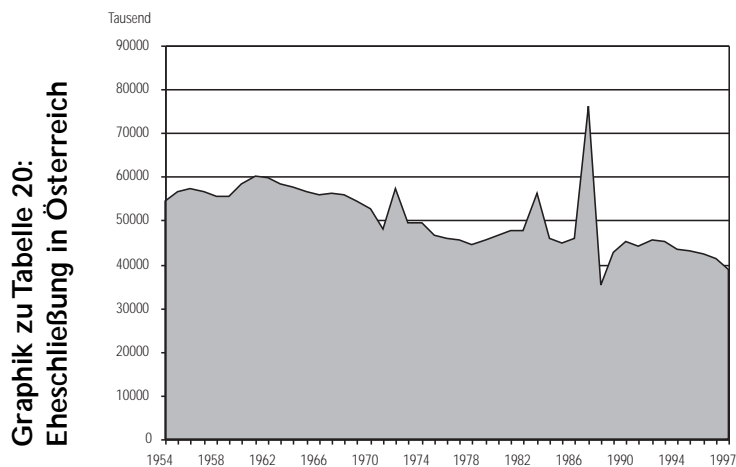


4 Eheschließungen und Ehescheidungen / *Marriages and Divorces*

Tabelle 20: Eheschließungen und Ehescheidungen in Österreich /
Trend in Marriages and Divorces in Austria

	Ehe- schließungen <i>Marriages</i>		Ehe- schließungen <i>Marriages</i>	Eheschei- dungen <i>Divorces</i>		Ehe- schließungen <i>Marriages</i>	Eheschei- dungen <i>Divorces</i>
1954	54289	1971	48166	–	1988	35361	14929
1955	56687	1972	57372	–	1989	42523	15489
1956	57383	1973	49430	–	1990	45212	16282
1957	56510	1974	49296	–	1991	44106	16391
1958	55407	1975	46542	–	1992	45701	16296
1959	55514	1976	45767	11168	1993	45014	16299
1960	58508	1977	45378	11668	1994	43285	16928
1961	60001	1978	44573	12400	1995	42946	18204
1962	59705	1979	45445	13072	1996	42298	18079
1963	58415	1980	46435	13327	1997	41394	18027
1964	57533	1981	47768	13369	1998	38821	-
1965	56738	1982	47643	14298			
1966	55816	1983	56171	14692			
1967	56091	1984	45823	14869			
1968	56001	1985	44867	15460			
1969	54559	1986	45821	14679			

Quelle: *Demographisches Jahrbuch 1996, S. 83, Tab. 2.01 / ÖSTAT*
(<http://www.oestat.gv.at/indexde.htm>), ÖSTAT Pressemeldung 6.789-47/99



**Tabelle 21: Anteil der Erst-Ehen an allen Eheschließungen /
Proportion of first Marriages among all Marriages**

in Prozent	Burgen- land	Kärnten	Nieder- österreich	Ober- österreich	Salzburg	Steier- mark	Tirol	Vorarlberg	Wien	Österreich
1990	80,4	77,7	71,5	78,6	78,8	77,7	81,3	77	54,1	71,5
1991	79,7	75	71,2	76,9	78,9	75,4	79,8	76,9	52,8	70,4
1992	80,1	77	69,8	77,5	76,4	75,4	79,9	76,1	53,8	70,2
1993	76,2	75,2	70	77,2	77,2	74,8	79,7	75,6	55,4	70,4
1994	77,8	73	69,6	76,7	78,9	75	80,8	76,2	55,9	70,8
1995	77,2	74,7	68	76	77	75,2	79,4	74,7	56,3	70,2
1996	76,8	72,8	67,2	75,9	76,1	73,8	79,1	74,7	56,4	69,8
1997	72,9	72,5	66,3	74,0	75,9	72,8	78,2	73,8	55,7	68,7

Quelle: Demographisches Jahrbuch 1997, S. 92, Tab. 2.05

**Tabelle 22: Eheschließungen / Marriages by premarital Children
and Age**

in Prozent	Burgen- land	Kärnten	Nieder- österreich	Ober- österreich	Salzburg	Steier- mark	Tirol	Vorarl- berg	Wien	Österreich
Zahl der Ehen / <i>Number of Marriages</i>	1315	2606	7626	6806	2666	6083	3433	1632	9227	41394
%-Anzahl der Ehen ohne vorehel. Kinder / <i>Proportion without premarital Children</i>	85,0	60,7	84,3	67,6	66,8	65,7	64,5	82,7	88,9	75,5
Mittleres Alter / Mean Age										
Bräutigam <i>Bridegroom</i>	28,8	31,2	29,6	30,1	30,3	30,2	30,3	29,3	31,5	30,3
Braut <i>Bride</i>	26,3	28,4	27,1	27,6	27,8	27,9	28,1	27,0	29,2	27,9
Frau älter als Mann / <i>Wife older than Husband</i>	23,3%	24,5%	24,3%	23,6%	24,9%	25,7%	25,8%	24,4%	28,4%	25,5%

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997, S. 39, Tab. 2.26

Tabelle 23: Ehedauer, Scheidungsrate, Zahl der betroffenen Kinder, sowie Ehescheidungen nach Bundesländern / *Divorces by Duration, and Children conserved and Province*

	1961	1971	1981	1991	1994	1995	1996	1997
Ehescheidungen insgesamt / <i>Total Number of Divorces</i>	8045	10005	13369	16391	16928	18204	18079	18027
Ehedauer unter 1 Jahr / <i>Marital Duration under 1 Year</i>	402	428	442	566	473	463	414	440
1-2 Jahre	742	896	1094	1605	1285	1162	1059	1069
2-3 Jahre	830	992	1099	1198	1358	1412	1306	1227
3-4 Jahre	674	978	1054	1781	1197	1350	1336	1320
4-5 Jahre	587	804	927	1121	1178	1205	1131	1193
unter 5 Jahre	3235	4098	4616	6271	5491	5592	5246	5249
5-10 Jahre	1992	2898	3434	3822	4434	4822	4834	4715
10-15 Jahre	1329	1353	2207	2240	2604	2855	2971	2990
15-20 Jahre	634	762	1597	1694	1746	1914	2023	2041
20-25 Jahre	545	525	791	1231	1321	1454	1449	1436
25 und mehr Jahre	310	369	724	1133	1332	1567	1556	1596
Mittleres Scheidungsalter bei Männern (Median) / <i>Median Age at Divorce, Men</i>	–	–	34,7	35,3	36,4	37	37,4	37,7
Mittleres Scheidungsalter bei Frauen (Median) / <i>Median Age at Divorce, Women</i>	–	21,7	22,7	23,2	23,4	23,4	35,1	
Mittlere Ehedauer in Jahren (Median) / <i>Median marital Duration</i>	–	7,7	7,2	7,9	8,3	8,8	9,0	
Gesamtscheidungsrate <i>Total Divorce Rate</i>	13,8	17,7	26,5	33,5	35,4	38,3	38,3	38,6
betroffene Kinder insges. <i>Children affected</i>	8024	11470	14954	16965	18087	19945	20012	20262

Ehescheidungen 1997 / <i>Divorces by Province</i>					
Burgenland	451	Oberösterreich	2572	Tirol	1162
Kärnten	1051	Salzburg	977	Vorarlberg	826
Niederösterreich	3375	Steiermark	2484	Wien	5129

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1998, S. 42 f, Tab. 2.32 f, / ÖSTAT Presseinfo 6.618-88/98

Lesebeispiel zu Tabelle 23: Von den 18.027 Scheidungen im Jahre 1997 waren 440 im ersten Ehejahr. Die mittlere Ehedauer aller Scheidungen betrug 9 Jahre. Die Gesamtscheidungsrate lag bei 38,6%. Dies bedeutet, daß diese Ehen einer Scheidungswahrscheinlichkeit von 38,6% unterliegen, d. h. 38,6% dürften wieder vor dem Scheidungsrichter enden (bei konstanten ehedauerspezifischen Scheidungsraten).

5 Karenz und Kinderbetreuung / *Maternity Leave and Childcare*

Tabelle 24: KarenzgeldbezieherInnen / *Number of Women (Men) on Paid Maternity Leave by Province*

	1970	1980	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997
Burgenland	961	1339	1392	1782	3125	3404	3595	3616	3443	3221
Kärnten	2195	2782	3406	4363	7642	8450	8562	8566	8540	7950
Niederösterreich	5177	5876	8195	10849	19110	21005	21766	21781	21551	20522
Oberösterreich	5752	6423	8791	11163	19981	22452	23521	23399	22728	21600
Salzburg	1813	2575	3174	4175	7485	8425	8684	8624	8579	8090
Steiermark	4083	5390	6812	8791	15586	17223	17524	17126	16638	15963
Tirol	2743	3163	4316	5513	9956	11217	11612	11668	11461	10867
Vorarlberg	1394	1872	2402	3170	5589	6219	6383	6281	6248	5941

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1998, S. 157, Tab. 8.24

Graphik zu Tabelle 24: Gesamtscheidungsrate Österreichs

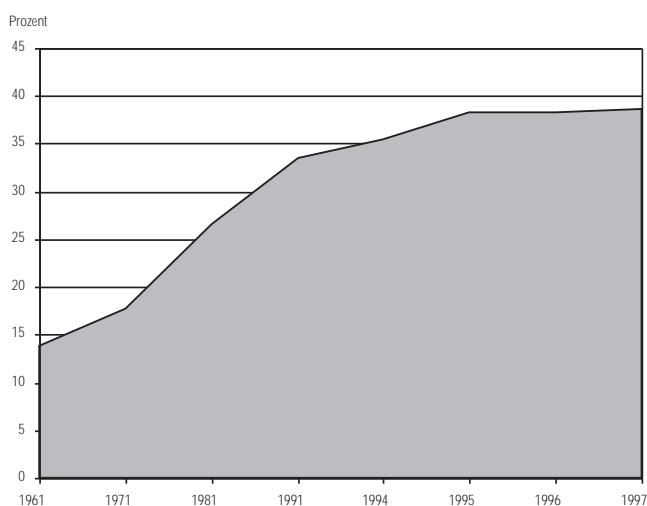


Tabelle 25: KarenzgeldbezieherInnen / Paid Maternity Leave by Sex

1997	Männer / Men	Frauen / Women	Gesamt / Total
Burgenland	25	3196	3221
Kärnten	52	7898	7950
Niederösterreich	206	20316	20522
Oberösterreich	183	21417	21600
Salzburg	67	8022	8089
Steiermark	122	15841	15963
Tirol	89	10779	10868
Vorarlberg	34	5907	5941
Wien	292	17798	18090
Österreich	1070	111174	112244

Quelle: AMS - Leistungsbezieherdaten 1997

**Tabelle 26: Kinderkrippen, -gärten und Horte in Österreich
1996/97 / Day Care Facilities in Austria**

KINDERKRIPPEN <i>For Children below Age 3</i>	Anzahl <i>Number</i>	darin Gruppen <i>Groups</i>	Kinder			Personal		
			Total	männlich	weiblich	Total	männlich	weiblich
Burgenland	3	3	38	26	12	10	–	10
Kärnten	9	10	144	69	75	34	–	34
Niederösterreich	7	8	106	51	55	21	–	21
Oberösterreich	41	65	901	461	440	193	2	191
Salzburg	13	38	209	106	103	75	7	68
Steiermark	10	19	225	124	101	63	1	62
Tirol	19	25	318	180	138	73	2	71
Vorarlberg	2	2	43	22	21	6	–	6
Wien	299	403	6178	3280	2898	1441	11	1430
<i>Total</i>	<i>403</i>	<i>573</i>	<i>8162</i>	<i>4319</i>	<i>3843</i>	<i>1916</i>	<i>23</i>	<i>1893</i>

KINDERGARTEN <i>above Age 3</i>	Anzahl <i>Number</i>	darin Gruppen <i>Groups</i>	Kinder			Personal		
			Total	männlich	weiblich	Total	männlich	weiblich
Burgenland	189	404	8459	4347	4112	693	2	691
Kärnten	219	487	11104	5636	5468	1318	10	1308
Niederösterreich	1055	2016	47903	24494	23409	4512	3	4509
Oberösterreich	712	1779	39736	20340	19396	4176	49	4127
Salzburg	250	655	14002	7230	6772	1534	50	1484
Steiermark	701	1258	28236	14487	13749	3017	45	2972
Tirol	409	854	17826	9095	8731	1681	54	1627
Vorarlberg	216	434	9407	4850	4557	880	2	878
Wien	716	1775	39147	19993	19154	4875	67	4808
<i>Total</i>	<i>4467</i>	<i>9662</i>	<i>215820</i>	<i>110472</i>	<i>105348</i>	<i>22686</i>	<i>282</i>	<i>22404</i>

Horte for School- children	Anzahl Number	darin Gruppen Groups	Kinder			Personal		
			Total	männlich	weiblich	Total	männlich	weiblich
Burgenland	2	4	78	36	42	8	–	8
Kärnten	35	97	1832	976	856	199	9	190
Niederösterreich	34	58	1186	597	589	114	3	111
Oberösterreich	91	275	5497	2728	2769	547	23	524
Salzburg	23	67	1313	676	637	140	11	129
Steiermark	31	100	1776	973	803	203	10	193
Tirol	23	42	819	429	390	114	19	95
Vorarlberg	1	1	18	13	5	2	–	2
Wien	385	791	16623	8704	7919	1595	47	1548
Österreich	625	1435	29142	15132	14010	2922	122	2800

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997, S. 66, Tab. 4.10 ff

Graphik zu Tabelle 26 – Kinder pro Kindergartengruppe 1996/97

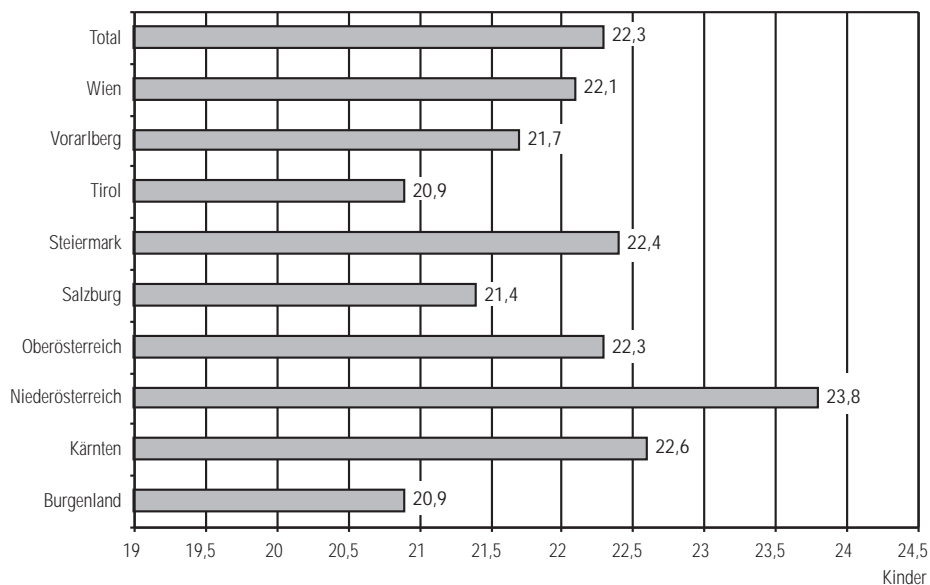
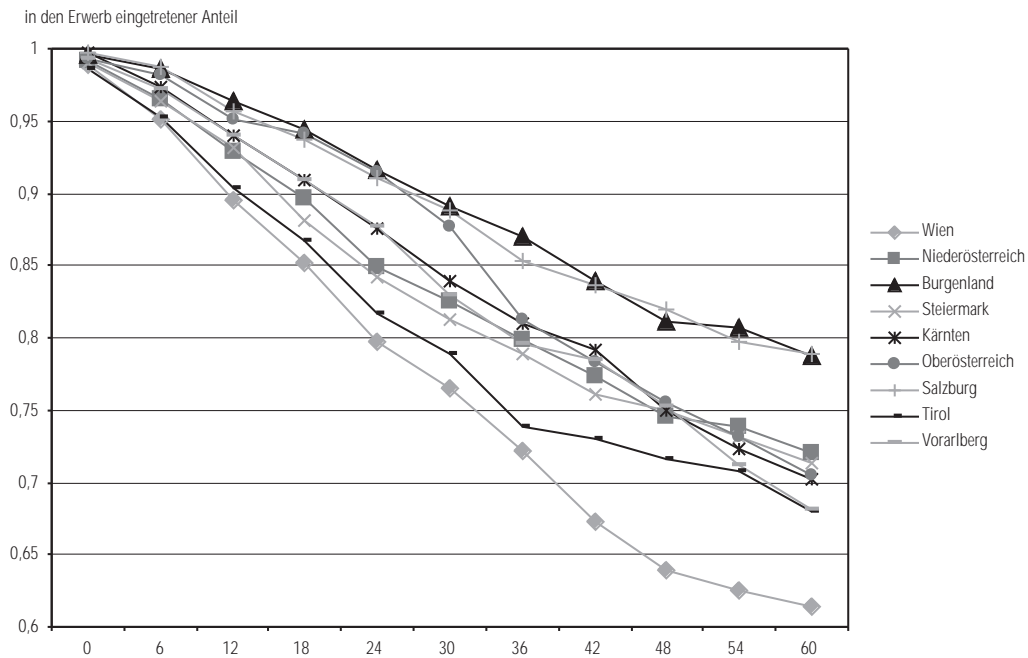


Tabelle 27: Kinderkrippen und Kindergärten

	Krippen / for Children below Age 3				Kindergärten / for Children above Age 3			
	Anzahl Number	Gruppen Groups	Kinder Children	Personal Personnel	Anzahl Number	Gruppen Groups	Kinder Children	Personal Personnel
1960/61	130	146	2756	–	1487	2303	79725	4922
1980/81	205	328	5137	1000	3477	6403	160948	13502
1990/91	296	450	6617	1383	3915	7764	185247	16794
1992/93	316	476	6751	1504	4084	8299	192719	19233
1994/95	355	519	7260	1664	4308	9065	205831	20921
1996/97	403	573	8162	1916	4467	9662	215820	22686

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1997, S. 61, Tab. 4.01

Grafik: Erwerbseintritt der Frauen nach Geburt des jüngsten Kindes (in Monaten)



6 Tabellen und Abbildungen zu den Bundesländern

Tabelle 28: Träger von Krippen 1997/98 nach Bundesländern und Österreich sowie Veränderung gegenüber 1989/90 für Österreich / Institutions operating crèches in 1997/1998, values for the Federal Provinces and Austria and changes as compared to 1989/90 for Austria

	Insgesamt <i>Total</i>	Öffentliche <i>Public</i>	Private <i>Private</i>	Bund <i>Federal</i>	Land <i>Provincial</i>	Gemeinde <i>Communal</i>	Betriebe <i>Companies</i>	Ver. Eine <i>Associations</i>	Kirch. rk+ev <i>Denominational*</i>	Privat-Pers. <i>Private persons</i>	Sonstige <i>Others</i>
Burgenland	3 100%	3 100%	0 0%	1 33%	0 0%	2 67%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%
Kärnten	39 100%	30 77%	9 23%	0 0%	1 3%	29 74%	0 0%	2 5%	7 18%	0 0%	0 0%
Niederösterreich	74 100%	52 70%	22 30%	1 1%	0 0%	51 69%	1 1%	8 11%	2 3%	2 3%	9 12%
Oberösterreich	96 100%	70 73%	26 27%	1 1%	0 0%	69 72%	0 0%	12 13%	14 15%	0 0%	0 0%
Salzburg	20 100%	16 80%	4 20%	0 0%	1 5%	15 75%	0 0%	2 10%	2 10%	0 0%	0 0%
Steiermark	35 100%	28 80%	7 20%	0 0%	1 3%	27 77%	0 0%	4 11%	2 6%	0 0%	1 3%
Tirol	23 100%	11 48%	12 52%	1 4%	0 0%	10 43%	0 0%	5 22%	7 30%	0 0%	0 0%
Vorarlberg	1 100%	0 0%	1 100%	0 0%	0 0%	0 0%	1 100%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%
Wien	401 100%	230 57%	171 43%	0 0%	0 0%	230 57%	1 0%	79 20%	59 15%	30 7%	2 0%
Österreich	692 100%	440 64%	252 36%	4 1%	3 0%	433 63%	3 0%	112 16%	93 13%	32 5%	12 2%
1989/90	100%	61%	39%	0%	1%	60%	0%	16%	16%	6%	0%

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

** Denominational (rom. cath. + protestant)*

Tabelle 29: Träger von Kindergärten 1997/98 nach Bundesländern und Österreich sowie Veränderung gegenüber 1989/90 für Österreich / Institutions operating kindergartens in 1997/1998, values for the Federal Provinces and Austria and changes as compared to 1989/90 for Austria

	Insgesamt <i>Total</i>	Öffentliche <i>Public</i>	Private <i>Private</i>	Bund <i>Federal</i>	Land <i>Provincial</i>	Gemeinde <i>Communal</i>	Betriebe <i>Companies</i>	Ver-eine <i>Associations</i>	Kirch.-rk+ev <i>Denominational*</i>	Privat-Pers. <i>Private persons</i>	Son-stige <i>Others</i>
Burgenland	190 100%	162 85%	28 15%	1 1%	0 0%	161 85%	0 0%	3 2%	22 12%	3 2%	0 0%
Kärnten	225 100%	158 70%	67 30%	2 1%	2 1%	154 68%	0 0%	14 6%	52 23%	1 0%	0 0%
Nieder-österreich	1067 100%	1030 97%	37 3%	2 0%	2 0%	1026 96%	2 0%	7 1%	21 2%	4 0%	3 0%
Ober-österreich	732 100%	396 54%	336 46%	3 0%	0 0%	393 54%	1 0%	54 7%	274 37%	3 0%	4 1%
Salzburg	268 100%	197 74%	71 26%	1 0%	7 3%	189 71%	1 0%	23 9%	34 13%	11 4%	2 1%
Steiermark	735 100%	495 67%	240 33%	7 1%	2 0%	491 67%	3 0%	127 17%	94 13%	9 1%	2 0%
Tirol	420 100%	373 89%	47 11%	2 0%	2 0%	369 88%	2 0%	23 5%	21 5%	0 0%	1 0%
Vorarlberg	219 100%	206 94%	13 6%	0 0%	0 0%	206 94%	2 1%	5 2%	6 3%	0 0%	0 0%
Wien	754 100%	357 47%	397 53%	7 1%	1 0%	349 46%	5 1%	150 20%	134 18%	104 14%	4 1%
Österreich	4610 100%	3374 73%	1236 27%	25 1%	16 0%	3338 72%	16 0%	406 9%	658 14%	135 3%	16 0%
1989/90	100%	74%	26%	1%	0%	73%	1%	5%	17%	3%	0%
Altersgemischte											
Ki-gärten	57	7	50		1	6	1	36	1	10	2
Anteil	100%	12%	88%	0%	2%	11%	2%	63%	2%	18%	4%
Anteil Kinder	100%	-	-	-	2%	11%	2%	65%	1%	17%	3%
Ki pro Ki-gart..	1211	-	-	-	20	134	22	785	7	206	37
Ki pro Ki-gart..	21,2	-	-	-	20,0	22,3	22,0	21,8	7,0	20,6	18,5

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 30: Träger von Horten 1997/98 nach Bundesländern und Österreich sowie Veränderung gegenüber 1989/90 für Österreich / Institutions operating after-school day care centres in 1997/1998, values for the Federal Provinces and Austria and changes as compared to 1989/90 for Austria

	Insgesamt <i>Total</i>	Öffentliche <i>Public</i>	Private <i>Private</i>	Bund <i>Federal</i>	Land <i>Provincial</i>	Gemeinde <i>Communal</i>	Betriebe <i>Companies</i>	Ver. Eine <i>Associations</i>	Kirch. rk+ev <i>Denominational*</i>	Privat- Pers. <i>Private persons</i>	Son- stige <i>Others</i>
Burgenland	3 100%	3 100%	0 0%	1 33%	0 0%	2 67%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%
Kärnten	39 100%	30 77%	9 23%	0 0%	1 3%	29 74%	0 0%	2 5%	7 18%	0 0%	0 0%
Nieder- österreich	74 100%	52 70%	22 30%	1 1%	0 0%	51 69%	1 1%	8 11%	2 3%	2 3%	9 12%
Ober- österreich	96 100%	70 73%	26 27%	1 1%	0 0%	69 72%	0 0%	12 13%	14 15%	0 0%	0 0%
Salzburg	20 100%	16 80%	4 20%	0 0%	1 5%	15 75%	0 0%	2 10%	2 10%	0 0%	0 0%
Steiermark	35 100%	28 80%	7 20%	0 0%	1 3%	27 77%	0 0%	4 11%	2 6%	0 0%	1 3%
Tirol	23 100%	11 48%	12 52%	1 4%	0 0%	10 43%	0 0%	5 22%	7 30%	0 0%	0 0%
Vorarlberg	1 100%	0 0%	1 100%	0 0%	0 0%	0 0%	1 100%	0 0%	0 0%	0 0%	0 0%
Wien	401 100%	230 57%	171 43%	0 0%	0 0%	230 57%	1 0%	79 20%	59 15%	30 7%	2 0%
Österreich	692 100%	440 64%	252 36%	4 1%	3 0%	433 63%	3 0%	112 16%	93 13%	32 5%	12 2%
1989/90	100%	61%	39%	0%	1%	60%	0%	16%	16%	6%	0%

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 31: Anwesenheitszeiten von Kindern in Krippen nach Bundesländern und Österreich sowie Anbot und Nutzung für Österreich (1997/98) / Children in crèches, values for the Federal Provinces and Austria, offer and use for Austria (1997/98)

	Kinder Gesamt Children total	Anwesenheit			Mittag- essen Lunch	Me/gT //ad	Erwerb			Allein	
		gT	nV	nN			VZ	TZ	Nicht	Mutter	Vater
		Attendance					Emploment			Lone	
		ad	mo	ao			ft.	pt	none	mother	fahter
Burgenland	40	33	7	0	36	1,09	35	4	1	6	1
	100%	83%	18%	0%	90%		88%	10%	3%	15%	3%
Kärnten	130	93	37	0	118	1,27	103	17	10	12	0
	100%	72%	28%	0%	91%		79%	13%	8%	9%	0%
Nieder- österreich	184	138	46	0	143	1,04	178	1	5	11	0
	100%	75%	25%	0%	78%		97%	1%	3%	6%	0%
Ober- österreich	611	404	183	24	504	1,25	400	162	49	117	1
	100%	66%	30%	4%	82%		65%	27%	8%	19%	0%
Salzburg	311	134	139	38	232	1,73	136	123	52	55	0
	100%	43%	45%	12%	75%		44%	40%	17%	18%	0%
Steiermark	258	229	28	1	243	1,06	157	82	19	30	1
	100%	89%	11%	0%	94%		61%	32%	7%	12%	0%
Tirol	330	110	181	39	249	2,26	157	136	37	107	1
	100%	33%	55%	12%	75%		48%	41%	11%	32%	0%
Vorarlberg	38	36	2	0	36	1,00	21	17	0	4	0
	100%	95%	5%	-	95%		55%	45%	-	11%	-
Wien	6693	6059	630	4	6512	1,07	4628	436	1629	1006	32
	100%	91%	9%	0%	97%		69%	7%	24%	15%	0%
Österreich Nutzung	8595	7236	1253	106	8073	1,12	5815	978	1802	1348	36
	100%	84%	15%	1%	94%		68%	11%	21%	16%	0%
Anbot 97/98	100 %	98%	2 %								
Anbot 89/90	100 %	99%	1 %								

*Legende: Anwesenheit - gT ... ganzen Tag; nV ... nur Vormittag; nN ... nur Nachmittag Mittagessen (Me) in der Anstalt. Allein Mutter/Vater+A5 ... Alleinerziehende/r Mutter/Vater; Erwerb - VZ ... Vollzeit; TZ ... Teilzeit; Nicht ... Nicht erwerbstätig
Nutzung ... Anteil der Kinder 1997/98; Anbot 97/98 bzw. 89/90 ... Anteil an Einrichtungen in diesen Jahren.*

*Legend: Attendance - ad = all day; mo = mornings only; ao = afternoons only; Lunch (l/ad) in the crèche
Employment - ft = full-time; pt = part-time; none = not working; Use = Share of children 1997/98; offer 97/98 and 89/90; share of institutions in these years*

Quelle: Kindertageshime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 32: Anwesenheitszeiten von Kindern in Kindergärten nach Bundesländern (1997/98) / Children in kindergartens, values for the Federal Provinces of Austria (1997/98)

	Kinder	Anwesenheit			Mittag-	Me/gT	Erwerb			Allein	
	Gesamt	gT	nV	nN	essen		VZ	TZ	Nicht	Mutter	Vater
	Children	Attendance			Lunch	l/ad	Emploment			Lone	
	total	ad	mo	ao			ft.	pt	none	mother	father
Burgenland	8492 100%	5413 64%	3073 36%	6 0%	2520 30%	0,47	3080 36%	1081 13%	4331 51%	406 5%	21 0%
Kärnten	11394 100%	4080 36%	7264 64%	50 0%	5575 49%	1,37	4317 38%	1976 17%	5101 45%	1321 12%	32 0%
Nieder- österreich	47787 100%	46030 96%	1753 4%	4 0%	13314 28%	0,29	15187 32%	7678 16%	24922 52%	3063 6%	169 0%
Ober- österreich	40472 100%	17297 43%	22407 55%	774 2%	9547 24%	0,55	9961 25%	8805 22%	21712 54%	2965 7%	146 0%
Salzburg	13747 100%	4722 34%	8672 63%	353 3%	2759 20%	0,58	3623 26%	3777 27%	6347 46%	1287 9%	33 0%
Steiermark	28638 100%	4991 17%	23510 82%	137 0%	4650 16%	0,93	7343 26%	6706 23%	14589 51%	3155 11%	105 0%
Tirol	18216 100%	10105 55%	8056 44%	55 0%	851 5%	0,08	3493 19%	3565 20%	11158 61%	1343 7%	34 0%
Vorarlberg	9478 100%	6293 66%	2711 29%	474 5%	174 2%	0,03	1324 14%	1752 18%	6402 68%	648 7%	41 0%
Wien	39494 100%	24773 63%	14672 37%	49 0%	27740 70%	1,12	20570 52%	3670 9%	15254 39%	4918 12%	215 1%
Österreich Nutzung	217724 100%	123704 57%	92118 42%	1902 1%	67130 31%	0,54	68898 32%	39010 18%	109816 50%	19106 9%	795 0%
Anbot 97/98		77 %	23 %	55 %							
Anbot 89/90		78 %	22 %								

*Legende: Anwesenheit - gT ... ganzen Tag; nV ... nur Vormittag; nN ... nur Nachmittag Mittagessen (Me) in der Anstalt. Allein Mutter/Vater+A5 ... Alleinerziehende/r Mutter/Vater; Erwerb - VZ ... Vollzeit; TZ ... Teilzeit; Nicht ... Nicht erwerbstätig
Nutzung ... Anteil der Kinder 1997/98; Anbot 97/98 bzw. 89/90 ... Anteil an Einrichtungen in diesen Jahren.*

*Legend: Attendance - ad = all day; mo = mornings only; ao = afternoons only; Lunch (l/ad) in the crèche
Employment - ft = full-time; pt = part-time; none = not working; Use = Share of children 1997/98; offer 97/98 and 89/90; share of institutions in these years*

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 33: Kinder in Horten nach Dauer der Anwesenheit und von sozialen Verhältnissen (1997/98) / Children in after-school day care centres acc. to duration of attendance and social situation (1997/98)

	Kinder	Anwesenheit			Mittag-	Me/gT	Erwerb			Allein	
	Gesamt	gT	nV	nN	essen		VZ	TZ	Nicht	Mutter	Vater
	Children	Attendance			Lunch	l/ad	Emploment			Lone	
	total	ad	mo	ao			ft.	pt	none	mother	father
Burgenland	101	79	0	22	89	1,13	76	9	16	29	0
	100%	78%	0%	22%	88%		75%	9%	16%	29%	0%
Kärnten	2018	1855	3	160	2003	1,08	1729	127	162	648	37
	100%	92%	0%	8%	99%		86%	6%	8%	32%	2%
Nieder- österreich	2391	2311	32	48	2212	0,96	1832	336	223	517	30
	100%	97%	1%	2%	93%		77%	14%	9%	22%	1%
Ober- österreich	5860	5221	7	632	5305	1,02	4209	630	1021	1926	124
	100%	89%	0%	11%	91%		72%	11%	17%	33%	2%
Salzburg	1274	1131	0	143	1237	1,09	1000	118	156	471	39
	100%	89%	0%	11%	97%		78%	9%	12%	37%	3%
Steiermark	1898	1764	18	116	1816	1,03	1197	228	473	751	39
	100%	93%	1%	6%	96%		63%	12%	25%	40%	2%
Tirol	839	576	0	263	490	0,85	502	82	255	280	13
	100%	69%	0%	31%	58%		60%	10%	30%	33%	2%
Vorarlberg	18	0	0	18	18	-	6	3	0	0	0
	100%	-	-	100%	100%		33%	17%	-	-	-
Wien	17051	11540	41	5470	16838	1,46	12697	887	3467	4441	350
	100%	68%	0%	32%	99%		74%	5%	20%	26%	2%
Österreich Nutzung	31450	24477	101	6872	30008	1,23	23256	2421	5773	9063	632
	100%	78%	0%	22%	95%		74%	8%	18%	29%	2%
Anbot 97/98		77 %	23 %								
Anbot 89/90		76 %	24 %								

*Legende: Anwesenheit - gT ... ganzen Tag; nV ... nur Vormittag; nN ... nur Nachmittag Mittagessen (Me) in der Anstalt. Allein Mutter/Vater+A5 ... Alleinerziehende/r Mutter/Vater; Erwerb - VZ ... Vollzeit; TZ ... Teilzeit; Nicht ... Nicht erwerbstätig
Nutzung ... Anteil der Kinder 1997/98; Anbot 97/98 bzw. 89/90 ... Anteil an Einrichtungen in diesen Jahren.*

*Legend: Attendance - ad = all day; mo = mornings only; ao = afternoons only; Lunch (l/ad) in the crèche
Employment - ft = full-time; pt = part-time; none = not working; Use = Share of children 1997/98; offer 97/98 and 89/90: share of institutions in these years*

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 34: Die Inanspruchnahme von Betreuungsplätzen in Krippen nach Alter der Kinder je Bundesland Österreich (1997/98) / Use of crèches acc. to children's age in each Federal Province and in Austria (1997/98)

	Kinder/Children									
	total	<= 1		>1 bis =2		>2 bis =3		>3		
Burgenland	40	1	3%	12	30%	27	68%	0	0%	
Kärnten	130	1	1%	24	18%	80	62%	25	19%	
Nieder-	184	2	1%	53	29%	114	62%	15	8%	
Ober-	611	20	3%	131	21%	400	65%	60	10%	
Salzburg	311	12	4%	88	28%	184	59%	27	9%	
Steiermark	258	2	1%	85	33%	146	57%	25	10%	
Tirol	330	4	1%	97	29%	194	59%	35	11%	
Vorarlberg	38	1	3%	4	11%	21	55%	12	32%	
Wien	6693	229	3%	2223	33%	3934	59%	307	5%	
Österreich	8595	272	3%	2717	32%	5100	59%	506	6%	

Legende:

<= 1J ... Kinder im 1 Jahr und jünger;

>1 bis = 2 ... Kinder im 2 Lebensjahr und vollendet;

>2 bis = 3 ... Kinder im 3. Lebensjahr und vollendet;

>3 ... Kinder älter als 3 Jahre

Legend:

≤1: children up to age 1;

>1 to =2: children between 1 and 2 years of age;

>2 to =3: children between 2 and 3 years of age;

>3: children older than 3 years

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 35: Die Inanspruchnahme von Betreuungsplätzen in Kindergärten nach Alter der Kinder je Bundesland und Österreich (1997/98) / Use of kindergartens acc. to children's age in each Federal Province and in Austria (1997/98)

Kinder/Children	<= 3		>3 bis = 4		>4 bis = 5		> 5 bis = 6		> 6		
	total										
Burgenland	8492	445	5%	2437	29%	2712	32%	2744	32%	146	2%
Kärnten	11394	102	1%	2015	18%	4250	37%	4891	43%	136	1%
Niederösterr.	47787	1356	3%	12002	25%	17059	36%	16752	35%	577	1%
Oberösterr.	40472	589	1%	7759	19%	14803	37%	16835	42%	492	1%
Salzburg	13747	241	2%	2539	18%	4817	35%	5954	43%	188	1%
Steiermark	28638	375	1%	4430	15%	10398	36%	12693	44%	741	3%
Tirol	18216	88	0%	2049	11%	7377	40%	8347	46%	352	2%
Vorarlberg	9478	13	0%	270	3%	4415	47%	4651	49%	127	1%
Wien	39494	2561	6%	11363	29%	12794	32%	11993	30%	614	2%
Österreich	217724	5770	3%	44864	21%	78625	36%	84860	39%	3373	2%

Legende:

<= 3J ... Kinder im 3 Jahre und jünger;

>3 bis = 4 ... Kinder im 4. Lebensjahr

>4 bis = 6 ... Kinder im 5. Lebensjahr

>5 bis = 6 ... Kinder im 6. Lebensjahr

>6 ... Kinder älter als 6 Jahre

Legend:

≤3: children up to age 3;

>3 to =4: children between 3 and 4 years of age;

>4 to =5: children between 4 and 5 years of age;

>5 to =6: children between 5 and 6 years of age

>6: children older than 6 years

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 36: Die Inanspruchnahme von Betreuungsplätzen in Horten nach Alter der Kinder je Bundesland und Österreich (1997/98) / Use of after-school day care centres acc. to children's age in each Federal Province and in Austria (1997/98)

Kinder/Children	gesamt		<=6		>6 bis =7		>7 bis =8		>8 bis =10		>10 bis =12		>12	
Burgenland	101	2	2%	17	17%	24	24%	31	31%	18	18%	9	9%	
Kärnten	2018	23	1%	474	23%	461	23%	775	38%	211	10%	74	4%	
Niederöst.	2391	63	3%	592	25%	527	22%	878	37%	244	10%	87	4%	
Oberöst.	5860	37	1%	1167	20%	1156	20%	2017	34%	932	16%	551	9%	
Salzburg	1274	16	1%	312	24%	262	21%	487	38%	158	12%	39	3%	
Steiermark	1898	19	1%	254	13%	304	16%	638	34%	375	20%	308	16%	
Tirol	839	9	1%	92	11%	97	12%	225	27%	234	28%	182	22%	
Vorarlberg	18	0	0%	6	33%	6	33%	3	17%	3	17%	0	0%	
Wien	17051	471	3%	4268	25%	4128	24%	6497	38%	1257	7%	430	3%	
Österreich	31450	640	2%	7182	23%	6965	22%	11551	37%	3432	11%	1680	5%	

Legende:

<= 6J ... Kinder im 6 Jahr und jünger;

>6 bis = 7 ... Kinder im 7 Lebensjahr und vollendet;

>7 bis =8 ... Kinder im 8. Lebensjahr und vollendet;

>8 bis =10 ... Kinder im 9. und 10. Lebensjahr und vollendet;

>10 bis =12 ... Kinder im 11. und 12. Lebensjahr und vollendet;

>12 Kinder älter als 12

Legend:

<6: children up to age 6;

>6 to =7: children between 6 and 7 years of age;

>7 to =8: children between 7 and 8 years of age;

>8 to =10: children between 8 and 10 years of age;

>10 to =12: children between 10 and 12 years of age

>12: children older than 12 years

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Tabelle 37: Träger von Krippen, Kindergärten und Horten im Jahre 1997/98 samt Vergleich zu 1989/90 sowie besuchende Kinder / Institutions operating crèches, kindergartens and after-school day care centres in 1997/98 as compared to 1989/90 and number of children attending

	Insgesamt <i>Total</i>	Öffentliche <i>Public</i>	Private <i>Private</i>	Bund <i>Federal</i>	Land <i>Provincial</i>	Gemeinde <i>Communal</i>	Betriebe <i>Companies</i>	Ver-eine <i>Associations</i>	Kirch. rk+ev <i>Denominational*</i>	Privat-Pers. <i>Private persons</i>	Son-stige <i>Others</i>
Krippen	434	258	176	1	2	255	6	114	13	35	8
Anteil	100%	59%	41%	0%	0%	59%	1%	26%	3%	8%	2%
Anteil Kinder	100%	-	-	0%	0%	64%	1%	23%	3%	6%	2%
Kinder	8585	-	-	5	28	5476	108	2006	240	544	187
Ki pro Kri	19,8	-	-	5,0	14,0	21,5	18,0	17,6	18,5	15,5	23,4
Index 97/89	1,52	1,25	2,26	1,00	0,67	1,26	1,50	3,00	1,44	1,30	
Kindergärten											
Ki-gärten	4553	3367	1186	25	15	3327	15	375	657	125	14
Anteil	100%	74%	26%	1%	0%	73%	0%	8%	14%	3%	0%
Anteil Kinder	100%	-	-	1%	0%	73%	0%	6%	17%	2%	0%
Kinder	218935	-	-	1239	573	160140	447	13547	37402	4659	928
Ki pro KG	48,1	-	-	49,6	38,2	48,1	29,8	36,1	56,9	37,3	66,3
Index 97/89	1,19	1,18	1,22	1,00	1,07	1,18	0,73	1,92	0,99	1,23	2,29
Horte											
Horte	692	440	252	4	3	433	3	112	93	32	12
Anteil	100%	64%	36%	1%	0%	63%	0%	16%	13%	5%	2%
Anteil Kinder	100%	-	-	0%	1%	65%	0%	11%	20%	2%	1%
Kinder	31450	-	-	126	204	20404	49	3415	6446	478	328
Ki pro Ho	45,4	-	-	31,5	68,0	47,1	16,3	30,5	69,3	14,9	27,3
Index 97/89	1,39	1,44	1,31	2,00	1,00	1,44	1,50	1,40	1,18	1,10	6,00

Quelle: Kindertagesheime, Berichtsjahr 1997/98, Heft 1.280, ÖSTAT 1998. Eigene Berechnungen ÖIF-hs

Index 97/89 ... Die Entwicklung der Zahl der Einrichtungen bis 1997/98 wobei 1989/90 als "1" definiert ist.

7 Haushalte / Households

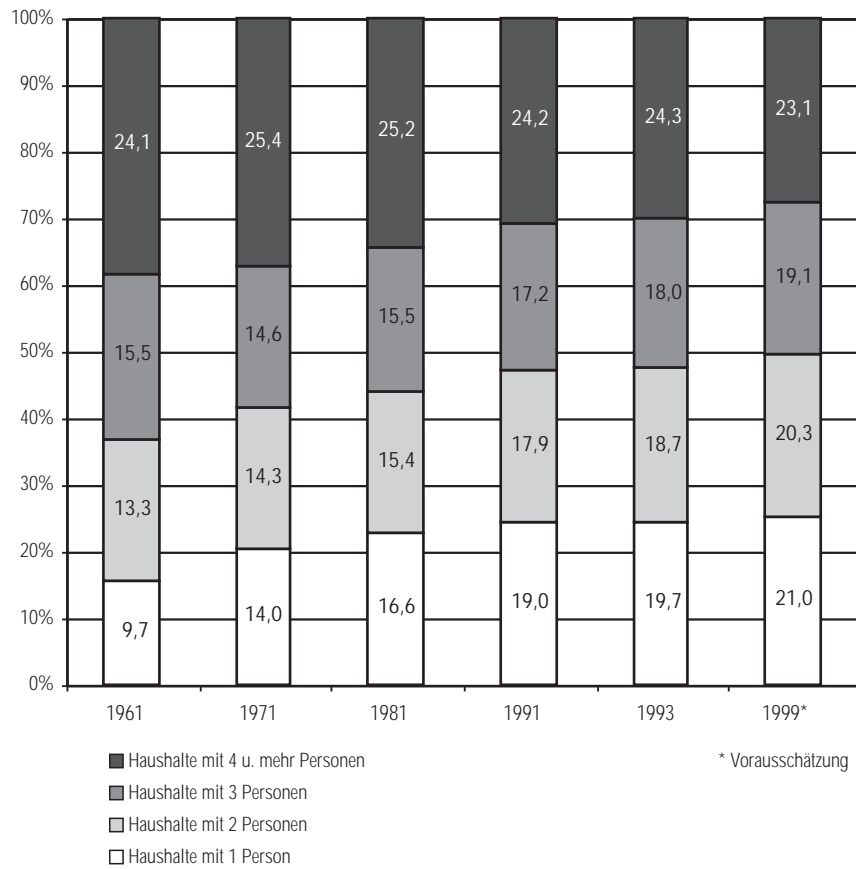
Tabelle 38: Haushalte nach Personenanzahl / Households by Number of Persons

absolut	Privat- haushalte <i>private Households</i>	Personen in Privathaushalten <i>Persons in priv. Households</i>	Haushalte mit 1 Person <i>Households with 1 Person</i>	Haushalte mit 2 Personen <i>Households with 2 Persons</i>	Haushalte mit 3 Personen <i>Households with 3 Persons</i>	Haushalte mit 4 u. mehr Personen <i>Households with 4+ Persons</i>
1961	2305760	6972137	453492	622835	481871	747562
1971	2571039	7395494	658164	671850	454150	786875
1981	2763870	7466233	782112	720913	480903	779942
1991	3013006	7660464	893529	837116	533473	748888
1993*	3115400	7852400	924700	877800	558400	754500
1996*	3190900	7918200	955700	919000	578800	737500
1997*	3211000	7930500	965800	929600	583800	731700
1998*	3229300	7935800	976000	940500	588000	724800
1999*	3248500	7939100	986700	952800	592100	716800

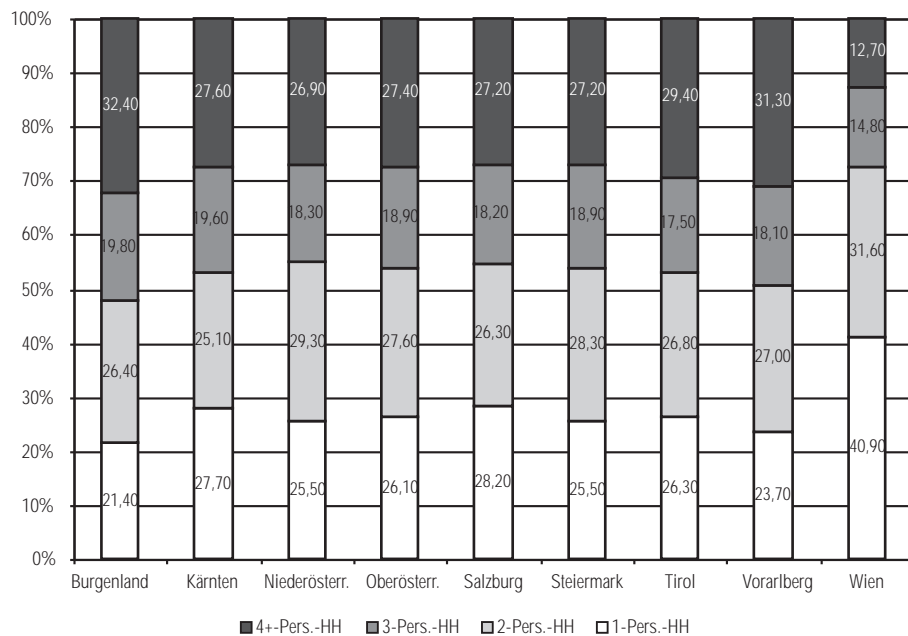
Quelle: Republik Österreich 1945 – 1995, S. 38, Tab. 1.16 / Statistisches Jahrbuch 1998, S. 29, Tab. 2.19

**) Haushaltsvorausschätzung / Projection*

Graphik zu Tabelle 38 – Haushalte nach Personenanzahl



Graphik: Privathaushalte nach Bundesländern 1996



8 Familienlastenausgleichsfonds / Governmental Fund for Compensation of Family Burden

Tabelle 39: Aufwendungen des Familienlastenausgleichsfonds / Expenditures of the Fund for Compensation of Family Burden

in Mio. ATS	1970	1980	1990	1994	1995	1996	1997
Familienbeihilfen <i>Direct child support payment</i>	6931	23081	30476	38035	33789	32624	31683
Geburtenbeihilfen <i>Births benefits</i>	187	1335	1225	1330	1284	1476	394
Schulfahrtbeihilfen <i>Support for transport to school</i>	–	206	426	415	365	42	26
Schülerfreifahrten <i>Support for transport to school</i>	–	2084	3487	4379	4486	4356	4009
Lehrlingsfreifahrten <i>Support for transport to school</i>	–			256	179	184	183
Schulbücher <i>School books</i>	–	953	997	1183	1184	1203	1200
sonstige familienpolit. Maßnahmen <i>Other support</i>	–	1535	5245	12023	14429	14661	14720
Überschuß aus dem Reservefonds <i>Reserves</i>	–	–	1069	–	–	–	–
Gesamt <i>Total</i>	7118	29194	42925	57621	55716	54546	52215

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1998, S. 157, Tab. 8.22 / ÖSTAT (telephon. Auskunft)

Zu den Autoren

Mag. Heribert H. Freudenthaler

Karl Franzens-Universität Graz, Institut für Psychologie,
Universitätsplatz 2, 8010 Graz,
Freudenthaler@halu.kfunigraz.ac.at

Mag. Markus Kienberger

Universität Wien, Institut für Soziologie,
Alserstraße 33, 1080 Wien,
wolfgang.kienberger@univie.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Kurt Loewit

Leopold Franzens-Universität Innsbruck,
Univ.-Klinik für Medizinische Psychologie und Psychotherapie,
Sonnenburgstraße 16/2, 6020 Innsbruck,
Kurt.Loewit@uibk.ac.at

Univ.Doz. Mag. Dr. Wolfgang Lutz

Internationales Institut für angewandte Systemanalyse (IIASA),
Schloßplatz 1, 2361 Laxenburg,
Lutz@iiasa.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Gerold Mikula

Karl Franzens-Universität Graz, Institut für Psychologie, Abt. f. Sozialpsychologie,
Universitätsplatz 2, 8010 Graz,
Mikula@halu.kfunigraz.ac.at

Univ.-Prof. Dr. Michael Mitterauer

Universität Wien, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte,
Dr. Karl Lueger-Ring 1, 1010 Wien,
Michael.Mitterauer@univie.ac.at

Mag. Vera Nowak

ehemalige Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung

Mag. Christiane Pfeiffer

Österreichisches Institut für Familienforschung,
Gonzagagasse 19/8, 1010 Wien,
christiane.pfeiffer@oeif.ac.at

Mag. Johannes Pfliegerl

Österreichisches Institut für Familienforschung,
Gonzagagasse 19/8, 1010 Wien,
johannes.pfliegerl@oeif.ac.at

Paloma Fernández de la Hoz

Katholische Sozialakademie Österreich (KSÖ),
Schottenring 35, 1010 Wien,
ksoe@eunet.at

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Universität Wien, Institut für Soziologie,
Universitätsstraße 7/II, 1010 Wien,
rudolf.richter@univie.ac.at

Dr. Sergei Schwerbov

Universität Groningen (Niederlande),
s.scherbov@FRW.RuG.NL

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Schulz

Universität Wien, Institut für Soziologie,
Alserstraße 33, 1080 Wien,
wolfgang.schulz@univie.ac.at

Publikationen des Österreichischen Institutes für Familienforschung (ÖIF)

Im Rahmen der **SCHRIFTENREIHE** sind bisher erschienen:

- Günter Denk, Helmuth Schattovits, **Teilzeitbetreuung von Kindern in Österreich**, Wien 1995, ISBN 3-901668-00-4
- Johannes Pfelegerl, **Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern**, Wien 1996, ISBN 3-901668-02-0
- Max Haller, **Kinder und getrennte Eltern**, Wien 1996, ISBN 3-901668-03-9
- Christoph Badelt et al., **Beziehungen zwischen Generationen**, Wien 1997, ISBN 3-901668-04-7
- Wolfgang Lutz (editor), **FAMSIM-Austria**, Wien 1997, ISBN 3-901668-12-8
- Christoph Badelt (editor), **Familienbarometer**, Wien 1997, ISBN 3-901668-13-6

Im Rahmen der **MATERIALIENSAMMLUNG** sind bisher erschienen:

- Christoph Badelt, Helmuth Schattovits, **Familienforschung, 5. Interdisziplinäres Symposium**, Strobl am Wolfgangsee 1994, Wien 1996, ISBN 3-901668-01-2
- Gabriele Doblhammer, Wolfgang Lutz, Christiane Pfeiffer, **Tabellenband und Zusammenfassung erster Ergebnisse, Familien und Fertilitätssurvey (FFS) 1996, Frauen und Männer**
 - **Österreich (gesamtes Bundesgebiet)**, Wien 1997, ISBN 3-901668-05-5
 - **Teilergebnisse Wien**, Wien 1997, ISBN 3-901668-06-3
 - **Teilergebnisse Salzburg und Oberösterreich**, Wien 1997, ISBN 3-901668-07-1
 - **Teilergebnisse Tirol und Vorarlberg**, Wien 1997, ISBN 3-901668-08-X
 - **Teilergebnisse Burgenland u. Niederösterreich**, Wien 1997, ISBN 3-901668-09-8
 - **Teilergebnisse Kärnten u. Steiermark**, Wien 1997, ISBN 3-901668-10-1
- Martina Beham, Günther Denk, Wolfgang Lutz, Vera Nowak, Johannes Pfelegerl, **Statistik aus Kinderperspektive**, Wien 1997, ISBN 3-901668-11-X
- Laszlo A. Vaskovics, Helmuth A. Schattovits, **Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen**, 2. Europäischer Fachkongreß Familienforschung, 12.-14. Juni 1997 in Wien, Wien 1998, ISBN 3-901668-15-2
- Reiner Buchegger, Helmuth Schattovits, **Familienforschung, 6. Interdisziplinäres Symposium**, Strobl am Wolfgangsee 1996, Wien 1998, ISBN 3-901668-14-4
- Martina Beham, Daniela Huter, Vera Nowak, **Was machen Kinder, Frauen und Männer, Mütter und Väter mit ihrer Zeit**, Wien 1998, ISBN 3-901668-16-0

Folgende **WORKING PAPERS** sind bisher erschienen:

- Herbert Janig, Liselotte Wilk, Martina Beham, „**Puberty - A Challenge for Parents and Adolescent**“, Nr. 1/97 – in englischer Sprache
- G.Doblhammer, W. Lutz, A. Prskawetz, „**Covariates of First Marriage Dissolution derived from the Austrian FFS**“, Nr. 2/97 – in englischer Sprache
- Mag. Ulrike Zartler, „**Pubertät und Ihre Bedeutung für Eltern und Kinder – ein Literaturüberblick**“, Nr. 3/97 – in deutscher Sprache
- Mag. Martina Beham, „**Förderliche und hemmende Faktoren zur Bewältigung der Entwicklungsaufgaben in Familien mit Pubertierenden**“, Nr. 4/97 – in deutscher Sprache
- Mag. Martina Beham, „**Elternbildung – Hilfe zur Selbsthilfe: Ergebnisse einer Pilotstudie**“, Nr. 5/97 – in deutscher Sprache
- Vera Nowak, Christiane Pfeiffer, „**Erwerbseinstieg von Frauen nach Geburt des jüngsten Kindes**“, Nr. 6/98 – in deutscher Sprache
- Veronika Gössweiner, Vera Nowak, „**Scheidungsfolgen – die langfristigen Auswirkungen von erlebter Scheidung auf die Lebensführung unter besonderer Berücksichtigung der ersten Lebensgemeinschaft**“, Nr. 7/98 – in deutscher Sprache
- Wolfgang Lutz, Vera Nowak, Stefan Ohmacht, Martin Oppitz, Christiane Pfeiffer, Helmuth Schattovits, Martin Schneider, Wilfried Schönbeck, Wolfgang Schulz, „**Rohbericht – Band 1 Ergebnisbericht zum Projekt**“, „**Entwicklung von Modellen eines Kinderbetreuungsschecks und Analyse der Auswirkungen**“ (Machbarkeitsstudie Kinderbetreuungsscheck), Nr. 8/98 – in deutscher Sprache
- Vera Nowak, Rudolf Schipfer, „**Familien in Zahlen**“, Daten und Graphiken zur Familie in Österreich auf einen Blick, Nr. 9/98 – in deutscher Sprache

Zu beziehen bei:

Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF),
Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien, Tel.: +43-1-535 14 54-19, Fax: +43-1-535 14 55
e-mail: edeltraud.puerk@oif.ac.at

ÖIF

Das Österreichische Institut für Familienforschung
ist ein unabhängiges, gemeinnütziges Institut zur interdisziplinären wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen
Erforschung und Darstellung der Vielfalt und Veränderungen
familiärer Lebenswelten aus Sicht von Kindern,
Frauen und Männern.

*AUSTRIAN INSTITUTE FOR FAMILY STUDIES (ÖIF)
Founded in 1994 – International Year of the Family*

*The Austrian Institute for Family Studies is an
independent, non-profit organisation
for interdisciplinary, scientific and application-oriented analysis
of familial relationships and structures
from the perspective of children, women and men.*



ISBN 3-901668-17-9

